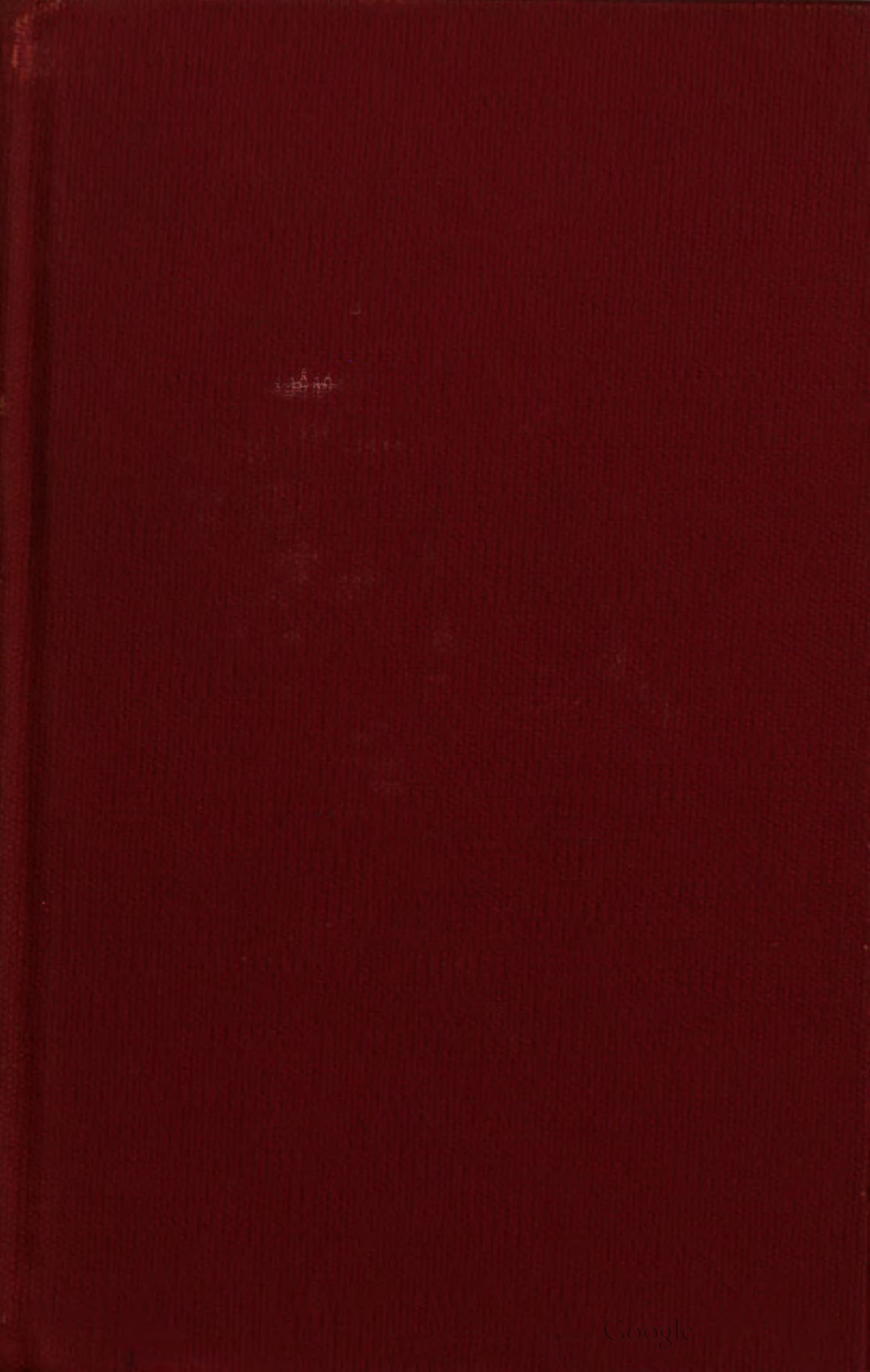






UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY



ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

SIEBZEHNTER BAND

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1891

INHALT.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XVII, 1 JANUAR 1891

Acta germanica. organ für deutsche philologie herausgegeben von RHENNING und JHOFFORY. bd. I. Berlin, Mayer & Müller, 1889. 90. 441 ss. 8°. — 12 m.

In dieses sammelwerk sollen, wie der prospect angibt, wertvolle arbeiten, welche wegen ihres umfanges oder ihres characters in den vorhandenen germanistischen zeitschriften oder periodischen publicationen keine aufnahme finden können und blofs als einzelschriften veröffentlicht vielleicht nicht hinreichende beachtung finden würden, aufgenommen werden. — der vorliegende erste band enthält vier abhandlungen, welche, wie alle dieser sammlung, auch einzeln mit besonderer paginierung erschienen sind:

1) MAX HIRSCHFELD, Untersuchungen zur Lokasenna. s. 1 bis 86.*

2) ANDREAS HEUSLER, Der Ljóþaháttr. s. 91—172.

3) JOHANNES BOLTE, Der bauer im deutschen liede. s. 177 bis 303 und 4 ss. musikbeilagen.**

4) BERNHARD KAHLE, Die altnordische sprache im dienste des christentums. I teil: Die prosa. s. 307—441.

1) Die wahl des ersten aufsatzes zur eröffnung der sammlung war keine glückliche. die unhaltbarkeit von Hirschfelds mythologischen aufstellungen hat — gk im Litt. centralbl. 1890 sp. 594 zur genüge dargetan. aber auch der philologische teil ist schwach. vor allem hat der verf. seinen text nicht immer genau aufgefasst und seine herstellung desselben ist recht nachlässig.

S. 41. 'strophe 30—31: der dichter hebt die beiden hauptfehler Freyjas geschickt hervor: jähzorn und buhlerei'. der jähzorn soll darin liegen, dass Freyja sagt: *reiþer ro ęser ok ósynjor.* — s. 47. strophe 60 droht Thorr Loki mit dem hammer zu schlagen, *svát þér brotnar beina hvat.* das versteht H. als ein entzweihauen der beine. in der übersetzung s. 85 dagegen richtig 'sodass dir jeder knochen kracht'. nur ist durch 'kracht' etwas fremdartiges hineingetragen. — dagegen fällt in der übersetzung auf: s. 71 *snjallr est í sesse, skalat svá gera* = 'kühn bist du, so lange du ruhig sitzest, doch nicht wenn es gilt zu streiten'; — s. 75 *ek því ręþ, es ríþa sérat siþan Baldr at sǫlom* = 'ich

* [vgl. DLZ 1890 nr 14 (FNiedner). — GGA 1890 nr 21 (AHeusler). — Litt. centralbl. 1890 nr 17.]

** [vgl. DLZ 1890 nr 33 (RKöhler).]

bracht' es dahin, dass du Baldr nicht mehr siehst reiten zum göttersaal', während in der abhandlung s. 40 wie in der textgestalt das präsens von *ráþa* angenommen wird; — s. 81 *létt es þér, Loke* = 'wie liebreich bist du doch, Loke!'; — *frá véom mínom ok vǫngom* = 'aus meinen fluren und feldern', was auch zu der erklärung auf s. 58 nicht stimmt; — s. 83 *deigja* = 'kochmamsell'.

Im text fehlen interpunctionen s. 70 (14) nach *hende mér,* (15) nach *í sesse,* s. 76 (35) nach *slíkan mǫg,* (36) nach *kono,* s. 82 (55) nach *ǫll est,* (58) nach *austrvega.* — s. 70 (15) steht *snjalr* statt *snjallr, bekskrautoþr* statt *bekkskrautoþr,* s. 72 (24) *firar* statt *fira,* s. 74 (27) *ręþ* statt *réþ,* (30) *reiþer'ó* statt *reiþer ro,* 80 (47) *Heimdalr* statt *Heimdallr,* s. 82 (54) *hann ręþr ro* statt *hann ręþr ró.* dazu der druckfehler s. 76 (39) *þenning* statt *penning.*

In der allgemeinen auffassung des gedichtes begegnet sich der verf. mit vielen und hervorragenden forschern, wenn er es als einen angriff auf die bestehende religion bezeichnet, der ihren umsturz vielleicht beschleunigt habe. man könnte mit eben so viel recht den conservativen Aristophanes einen umsturzmann nennen. aber das athenische publicum, das sehr empfindlich in religionssachen war, hat seine uns in der tat verwegen vorkommenden scherze über die götter nicht als angriffe auf die bestehende religion aufgefasst. so viel humor können wir auch den skandinavischen hörern und lesern zutrauen, um so mehr, wenn wir bedenken, dass diese geistesanlage gerade bei ihnen sehr entwickelt war.

Gelungen scheint mir die polemik gegen Weinholds ansicht von Loki als ehegott s. 13 und gegen Niedner in bezug auf das alter des Harbardhsliedes s. 49 ff. auch die gründe gegen die echtheit der einleitung zur Lokasenna wird man billigen und den hinweis auf eine localität in Island, welche die durchlöcherte felsplatte bei bestrafung Lokis erklären kann, dankbar annehmen.

2) ist eine feinsinnige und verdienstvolle arbeit, welche einige wertvolle resultate für die altnordische metrik bietet. so werden die ausnahmen von der Buggeschen regel, dass auf der letzten oder vorletzten silbe der kurzzeile (so nennt Heusler die dritten und sechsten verse) des Liodhahattrs ein starkton ruhen, und dass die vorletzte, wenn sie den starkton habe, kurz sein müsse, in ansprechender weise erklärt, s. 139. es zeigt sich nämlich, dass unter den 32 ausnahmen nur 4 fälle vorkommen, in denen das letzte trochäisch gestaltete wort die zweite allitteration trägt, zb. *viþ sǫkom ok sorgom,* während die übrigen 28 fälle die allitteration auf der dritt- oder viertletzten silbe haben, zb. ***h**lę́r at **h**vívetna, **G**eirroþar sunr **G**otna lande.* darnach scheint es, dass jeder versausgang erlaubt war, wenn die zweite allitteration nicht auf die vorletzte silbe fiel:

vísom vilja frá
blendom blóþe saman
hlér at hvívetna
Geirroþar sunr Gotna lande. —

dass dagegen, wenn die vorletzte silbe allitterierte, diese nicht lang sein durfte. also nur *gambansumbl at geta*, aber nicht *heiler þeirs hlýddo.* der vers geht demnach auf eine beliebige mit einem nebenaccent versehene silbe aus, der nach sich noch eine silbe haben kann oder nicht, — oder auf einen hauptaccent, dem keine weitere silbe folgt.

Hübsch und lehrreich sind auch die beobachtungen, dass der auftact in seiner existenz und ausdehnung abhängig ist von der gestalt sowol des zu ihm gehörenden verses, s. 144, als des ihm voraufgehenden, s. 163, — dass die langverse des Liodhattrs, d. i. die ersten, zweiten und vierten, fünften verse, trotz ihrer ähnlichkeit mit den versparen des Fornyrdhalags doch von diesen verschieden sind, s. 152, — über das tongewicht der prädicativen adjectiva und die verringerung des satzaccentes bei der figur der anapher, s. 127.

Dagegen vermag ich mich den allgemeinen theorien über den altgermanischen versbau, also jenem teil seiner abhandlung, auf den der verf. das gröste gewicht zu legen scheint, nicht anzuschliefsen. Heusler vertritt nämlich in übereinstimmung mit Möller die ansicht, der altgermanische vers zerfalle in gleichlange tacte und zwar der halbvers in zwei viervierteltacte, jeder von der gestalt x́xx̀x; diese tacte können entweder voll sein, wenn alle vier teile ein sprachliches substrat haben, das ist eine sprachliche kürze für das viertel oder eine sprachliche länge für zwei viertel, — oder der tact ist verkürzt entweder um das letzte viertel *rike*, — er nennt das einen klingenden tact, — oder um die beiden letzten viertel *miket*, was ein stumpfer tact genannt wird, s. 106. das führt zu der folgerung: ein vers wie *miket eitt*, Havamal 52, ist zu notieren | ♩ ♩ 𝄽 𝄽 | 𝅗𝅥 𝄽 𝄽 |, also zur annahme einer pause von zwei vierteln oder einer halben note zwischen *miket* und *eitt*, s. 106. aber würkliche pausen zwischen so nah zusammengehörenden worten scheinen dem verf. doch selbst unwahrscheinlich, und er nimmt s. 113 dafür lieber folgende versgestalt an: | ♩ 𝅗𝅥. | 𝅗𝅥 𝄽 𝄽 |.

Ich muss gestehen, diese längung von *-et* in *miket* scheint mir nicht weniger unglaublich, als zwei viertelpausen nach *miket* von *eitt*, oder in éinem worte, wie *glúpnanda* = | 𝅗𝅥 𝄽 𝄽 | 𝅗𝅥 ♩ 𝄽𝄽| s. 110.

Ebenso mistrauisch gegen die theorie des verf.s macht seine erlaubnis, ein wort wie *alla* als zwei viertel oder als eine halbe mehr einem viertel oder als zwei halbe zu verwenden. ja, eine

silbe, wie die erste von *alla* kann unter umständen einen ganzen tact füllen, s. 106. 113.

Die kinderlieder scheint mir Heusler s. 104 ebenso zu überschätzen, wie andere neuere metriker. soll sich etwa in der unverdorbenen kinderseele die altgermanische metrik erhalten haben, während sie in der der erwachsenen durch schule, antike und fremde überwuchert und erstickt wurde? die kinder singen und declamieren, wie sie es von erwachsenen gelernt haben, in der schule oder im haus, markieren nur den rhythmus stärker, weil sie das podische oder dipodische geklapper noch mehr ergötzt als der inhalt.

3) bietet eine ausgabe von 32 bis jetzt noch unedierten bauernliedern des 15—19 jhs. zumeist aus hss. und fliegenden blättern der kgl. bibliothek zu Berlin. was unter bauernliedern hier verstanden wird, ist nicht mit einem worte zu sagen. Bolte hat gesammelt, was in liedform vom bauernstand handelt, entweder in der weise, dass ein bauer zu sprechen scheint oder mehrere bauern, nr 6. 7. 8. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 27. 28. 29, mitunter im bauerndialect, oder dass ein städter über die bauern oder auch zu den bauern spricht, nr 1. 2. 3. 4. 10. 11. 12. 13. 20. 21. 22. 25. 26. 30. 31. dazu kommen dialoge, in denen dem bauer die eine hälfte der strophen in den mund gelegt wird, nr 9. 19. 20. 32. von den anderen berufsliedern scheidet sich diese gruppe dadurch, dass ihre lieder wol niemals von einem angehörigen des bauernstandes herrühren, woher es kommt, dass die auffassung des bäuerlichen lebens entweder doctrinär ist, nützlichkeit des bauernstandes, — oder sentimental, unschuld des bauernstandes, — oder satirisch gegen die bauern, ihre roheit und hoffart, — oder satirisch gegen die städter, natürlichkeit, freiheit des bauern gegenüber dem zwang der städtischen sitte (nur nr 13).

Auffällig ist in diesen liedern, deren poetischen wert wol niemand sehr hoch anschlagen wird, die zähigkeit einiger alter motive, so der bauernhochzeit nr 22, s. 290. 297, des bauerngecken, den der bairische ritter Heselloher um die mitte des 15 jhs. noch ebenso verspottet, wie sein landsmann Neidhart im 13 jh. ja, wie Neidhart zum namen einer poetischen gattung ward, so auch der name Hesellohers, s. 223 *Da man den Heselloher sprang*, s. Böhme Altd. liederbuch nr 451; — oder der bauer, der den apothekengeruch nicht ertragen kann s. 200, wie in den fastnachtsspielen Keller nr 82, Zingerle Sterzinger spiele nr 21; — oder der schlechte hausrat s. 203 f, s. Tannhäuser HMS II 95[b]. 96[b], Pfeiffer Altdeutsches übungsbuch s. 137.

Der text ist oft stark verderbt und sehr viel hat der herausgeber zur besserung nicht getan. s. 220, str. 13, z. 6 l. *vntter derd die lewt hin dauchen* statt *vntter der die hewt hin dauchen*, — s. 224 str. 4 l. *Ein rechter fiess* statt *Ein rechter siess*. — dagegen ist s. 282 z. 61 in dem satze: *Thestu, so müst mancher*

in sorgen alden nicht mit Bolte zu conjicieren: *Thetestu nit* (du bauer usw.). *Thestu* steht für *entœtestu,* ist also ganz richtig.

Wertvoll ist das register über bauernlieder s. 291 ff mit seinen kategorien: Lob des bauerlebens, Bauernhoffart, Bauernklagen, Bauer und soldat, Bauerngesinde, Liebeswerbung, Cupido bei den bauern, Edelmann und bauerndirne, Bauernhochzeit, Kindelbier, Bauernkalender, Bauerntanz (kirmes), In der schenke, Wallfart, Necklieder, Historische lieder. man ersieht daraus ua., wie wenig verhältnismäfsig diese gattung im Böhmeschen Liederbuch vertreten ist, nur gegen 20 nrn, auch wenn man lieder, wie die von den graserinnen mitzählt.

Nr 23 Buhlhochzeit und nr 24 Der hanrei in Boltes sammlung haben keinen näheren bezug auf das bauernleben, blieben also besser ausgeschlossen.

4) ist eine sorgfältige und dankenswerte zusammenstellung der altnordischen ausdrücke, welche sich auf die christliche religion und kirche beziehen, ähnlich Raumers bekannter schrift über die einwürkung des christentums auf die althochdeutsche sprache. dass die orthographie des isländischen homilienbuches bei der schreibung der altnordischen wörter zu grunde gelegt wurde, hat den von dem verf. s. 319 selbst hervorgehobenen übelstand, dass ein wort, welches vielleicht erst im 14 jh. entstanden ist, hier in einer form erscheint, welche es nie gehabt hat. die einheit der orthographie wäre durch die jüngere gestalt desselben auch bewahrt worden, und ohne historische unrichtigkeit, da die christlichen wörter, welche uns im homilienbuch bezeugt sind, ja fortlebten.

Attersee, september 1890. R. Heinzel.

Beiträge zur litteraturgeschichte des mittelalters und der renaissance von Wilhelm Cloetta. i komödie und tragödie im mittelalter. Halle a/S., Max Niemeyer, 1890. xi und 167 ss. 8°. — 4 m.

Das vorliegende werk bringt auf grund ausgedehnter, ersichtlich allen seiten des gegenstandes gleichmäfsig zugewandter vorstudien eine klare, die bisherigen forschungsergebnisse mit verständiger kritik zusammenstellende und manches neue bietende erörterung der mittelalterlichen gelehrten komödie und tragödie vor AMussato und dem renaissancedrama überhaupt.

Es zerfällt in folgende abschnitte: i Die römische kaiserzeit und die theoretische auffassung der begriffe komödie und tragödie während des mittelalters (s. 1—54); ii Die tragödie *De casu Caesenae,* eine in die form von 4 dialogen gekleidete schilderung des blutbads von Cesena im jahre 1377 (s. 54—67); iii[a] Die epischen komödien, nämlich *Amphitryon, Aulularia, Thraso, Alda, Milo,*

Miles gloriosus, Lydia, De Pamphilo, De tribus sociis, Babio, Pamphilus, De clericis et rustico, De Paulino et Polla, Ouidius puellarum und *trium puellarum, De Lumaca et Lombardo,* die comoedia des *Joannes Grammaticus* in der *Poetria Parisiana, De mercatore* und *De uiro et uxore moecha* (schneekind), *De paupere ingrato* (s. 68—109), III[b] Die epischen tragödien, nämlich *De Patricida, De Flaura et Marco, De Affra et Flauio, De Pyramo et Thisbe, De lupo* und die tragödie des oben genannten *Joannes* (s. 109 bis 127); III[c] Die art der recitation (s. 127—138). es folgen schlussbemerkungen, zumal über die übertragene bedeutung beider begriffe (s. 138—147), zusätze und berichtigungen (s. 148—160) und ein register (s. 161—167).

Schon diese inhaltsübersicht zeigt, dass das buch nicht erst nach abschluss erschöpfender zettelarbeit und scharfer formulierung der zu lösenden aufgabe planmäfsig entworfen ist: wir sehen den verf. einen weitschichtigen stoff bewältigen, aber wir sehen es zu deutlich, als dass wir reinen genuss an seinem werke empfänden. er kehrt notizenschwer von der bibliothek heim und füllt nun seine anmerkungen mit citaten; ein buch war gerade verliehen, nun so heben wir den darin stehenden beleg für die schlussergänzungen auf; ein anderes war nicht vorhanden (Berger De Glossariis), eine anfrage bei der kgl. bibliothek zu Berlin hätte es binnen einer woche in die hände des suchenden geführt, aber wir haben eile, und wer weifs, ob etwas daran ist?; ein Du Mérilsches citat (Ravaissons handschriftenverzeichnis von Laon) hatte sich nicht auffinden lassen, das buch war weder im namen- noch im sachcatalog aufgeführt, also wegen des 'ungenauen' hinweises 'unzugänglich', aber im nachtrag ist es entdeckt und zwar im — Catalogue général des mss. 12 ss. ergänzungen und berichtigungen auf 147 ss. text sind doch wahrlich etwas zu viel. die inhaltsangaben der einzelnen stücke erscheinen in ungleichmäfsiger behandlung: meist werden sie an entsprechender textstelle mit hinreichender ausführlichkeit vorgeführt, zum teil aber dort nur ganz kurz angedeutet und dann im nachtrag (für den *Miles, De tribus sociis* und *De Paulino et Polla)* eingehend mitgeteilt, zum teil auch bei ineditis wegen unzugänglichkeit einer hs. fortgelassen, obwol letztere von einer der gröfseren inländischen bibliotheken unschwer zu beschaffen gewesen wäre: so steht *Ouidius puellarum* in unserem cod. Diez. C. 4°. 79 (vgl. Bethmann in Pertz' Archiv 8, 855 und meine Klein. lat. denkmäler s. 9) und ebenso wie *Ouidius trium puellarum* in der schon bei Leyser angegebenen Leipziger hs. der ganze II abschnitt ferner über die tragödie von Cesena gehört offenbar gar nicht in dieses dem eigentlichen mittelalter gewidmete buch; wie vollends der verf. dazu kam, ihm gerade diese stelle zwischen I und III anzuweisen, vermögen wir nicht zu ergründen. die erörterungen auf s. 140—144 wären besser dem

abschnitt I eingereiht worden. öfter stöfst man auf widerholungen, so ist 112 anm. 5 = 120, 8 = 126, 5—11, 114, 9—12 = 114, 25—29, 145, 3 v. u. = 151, 7.

Lesen wir uns nun in abschnitt I hinein, so würkt das aneinanderreihen und aufhäufen einer unzahl von gleichlautenden oder doch recht ähnlichen erklärungen auf die dauer abspannend und ermüdend. das mittelalter hat sich in allen fragen der kunstlehre auf das sammeln und aufzählen aus dem altertum ererbter einzelvorschriften beschränkt, ist nie zu einer zusammenhängenden und systematischen poetik gelangt und hat nicht blofs die gattungen der bildenden und der dichtenden kunst — worauf Lessing im Laokoon nur vereinzelt für das mittelgriechische, mit keinem worte für das mittellateinische eingegangen ist — sondern auch die arten der poesie vielfach in einander überfliefsen lassen. erwägt man nun ferner, dass der gelehrten komödie und tragödie dieser zeit nicht ein hebräisches (im Hiob und Hohen lied kaum geahntes) drama, auch nicht das reichentwickelte griechische drama, sondern nur dessen nachhall, das römische, zum vorbild dienen konnte, und dass von den vertretern des letzteren widerum nicht Seneca und Plautus, sondern nur Terenz bekannt war, der eine ebenso der bürgerlichen sitte, wie der priesterlichen observanz und der klosterregel des mittelalters weitabgelegene welt entrollte, und schliefslich dass die geistlichen ludi keinen einfluss auf die entwickelung des gelehrten dramas ausübten und somit jede unmittelbare theatralische anschauung und erfahrung fehlte, so kann man sich eine vorstellung von der verworrenheit machen, die in ansehung beider begriffe in den köpfen der gelehrtesten männer herschte. dass aber nun die beweise für diese begriffsverwirrung aus allen möglichen grammatikern und glossatoren, von denen doch immer nur der eine den anderen ausschreibt und wol gar ausschreibend verfälscht, von den spätlateinern bis auf Joannes de Janua herab vollständig und wortgetreu im texte mitgeteilt würden, hätten wir nicht für notwendig gehalten: stercus olet foedum, quo plus uertendo mouetur.

Erscheint uns somit der in I den theoretischen belegen zugewiesene raum als zu grofs, so gestattet anderseits, wenn wir zu abschnitt III übergehen, die schwankende begriffsbestimmung kein sicheres urteil über den umfang der hierhergehörigen litteratur. sehen wir ab von der ganz vereinzelten erscheinung Hrotsviths, so gab es während des ganzen mittelalters vor der renaissance weder eine komödie noch eine tragödie; man übertrug eben nur diese termini auf epische erzählungen mit stärker entwickeltem dialog und einer deutlich herausgearbeiteten peripetie ins glück bez. unglück. so bezeichnet ein so hervorragender dichter und kenner der römischen poesie, wie Nivard von Gent, als den grösten tragiker der welt den — Vergil, vgl. Ysengrimus 7, 489 f:

Incidit attonitam lacrimosa tragędia mentem,
Quam posset uates uix superare Maro.

und *tragędia* bezeichnet hier nicht einmal den epischen bericht über dieses ereignis, sondern das unheilvolle ereignis selbst, nämlich den zweiten kreuzzug. legen wir nun jene definition zu grunde, so fragen wir unwillkürlich: warum ist die innenfabel der Ecbasis, die ein so reiches dramatisches leben entfaltet, den dialog kräftig handhabt und statt des gebrauchs der redeeinführungsformeln fast durchweg die jedesmal sprechenden personen am rande angibt, nicht auch eine komödie? etwa weil sie nicht ausdrücklich als solche bezeichnet ist? aber wie wenig sind die hss. in solchen puncten zuverlässig, wie oft haben die dichter, wenn es nicht gerade schulmeister waren, die genaue classification ihrer werke unterlassen? oder weil nichts von ehebruch darin vorkommt? dann wäre auch *De tribus sociis* keine komödie. und ferner: warum sind so ausgeprägt dialogische epen, wie der Brunellus (inc. *Instabat festiua dies)* und der Ysengrimus, zumal in dem der redeeinführungsworte ganz ermangelnden 6 und 7 (auch dem 4 und 5 in der fassung von y[1]) buche, nicht als tragödien aufzufassen? etwa weil tiere darin vorkommen? aber das ist ja auch beim Renerus de Bruxella der fall. und wie viele von den kleineren dichtungen, die Hugo von Trimberg im dritten abschnitt des Registrum aufzählt, liefsen sich gleichfalls hierher ziehen? kurz, bei den fortwährenden grenzüberschreitungen der mittelalterlichen gelehrtenpoesie bietet die stoffliche gliederung einer litterarhistorischen arbeit nach den uns geläufigen artbegriffen der dichtung so erhebliche schwierigkeiten, dass männer wie Wattenbach und Ebert wolweislich davon abstand genommen haben. nun mag ja immerhin durch Terenz und die schulemachenden paradigmata des Vitalis der kreis der dichtungen, die als epische komödie angesehen werden können, zur not hinreichend umschlossen sein: für die tragödie aber fehlte durchaus ebenso ein classisches wie ein mlat. musterbild, das wie der Amphitryon und die Aulularia kanonische geltung und poetische nachfolge erhalten und einer ganzen reihe von dichtungen seinen stempel aufgedrückt hätte; denn Seneca war unbekannt, und die Orestis tragoedia kann sich an litterargeschichtlicher wichtigkeit nicht entfernt mit dem Vitalis messen; und so kann von einer epischen tragödie als einem annähernd ebenbürtigen und gleichwertigen pendant zu der epischen komödie nicht die rede sein. auch wird von den sechs hierher gestellten gedichten nur dreien der name 'tragödie' beigelegt, und von diesen widerum ist *De Flaura et Marco* verloren und somit unbestimmbar, *De lupo* vom dichter selbst als *res ridiculosa* bezeichnet, und endlich die dritte, die geschichte von den 60 soldaten und ihren 2 buhldirnen, ein für die bedürfnisse des unterrichts in der poetik angefertigtes machwerk von einer roheit und

abgeschmacktheit, die ihres gleichen sucht. die antike komödie hatte somit eine art von mlat. nachwuchs, die tragödie nicht; vereinzelte ansätze zur veranschaulichung dieses begriffs bez. distichische erzählungen tragischer sagen des altertums berechtigen uns noch lange nicht, von einer epischen tragödie des mittelalters zu sprechen.

Wenn uns daher abschnitt I nutzlos breit, II nicht hierher gehörig, III[b] ein erster anfang auf einem reicheren materials bez. schärferer urteilsbildung bedürftigen gebiete zu sein scheint, so können wir anderseits der in III[c] vorgetragenen ansicht rückhaltlos zustimmen, dass diese epischen dramen nicht aufgeführt, sondern eben nur in gelehrter tafelrunde von einem stimmgewandten vorleser, in besonders günstigen fällen vielleicht auch einmal von mehreren mit verteilten rollen recitiert sein mögen. den kern des buches aber bildet jedesfalls der teil III[a], der mit umfassender sachkenntnis und besonnenem urteil eine gute übersicht der epischen komödie bietet und über die vorarbeiten Du Mérils, Peipers, Müllenbachs ua. erheblich hinausgeht.

Wir schliefsen mit einzelnen nachträgen und berichtigungen. 15 anm. 2: so lange Peipers behauptung, dass Joa. de Garlandia in der Poetria des Joannes Grammaticus citiert wird, unwiderlegt bleibt, wird man billigerweise davon abstand nehmen müssen, beide als éine person aufzufassen; überhaupt ist bei mlat. autorfragen einstweilen noch gröfsere zurückhaltung am platze. — 24 anm. 2: hier waren Bählers Beiträge zu einer geschichte der lat. grammatik im mittelalter (Halle, Waisenhaus, 1885) in erster linie zu benutzen. — 47, 9: wenn verf. meint, die comoedia habe am ende nur noch ein 'unnütz gefräfse' bezeichnet, so gewinnt er mit dieser wendung allerdings einen volltönenden gruppenschluss, macht doch aber einen blofsen schreibfehler zu einem denkfehler: die glosse, auf die er sich stützt, ist sicher verstümmelt und lautete ursprünglich, wie unmittelbar davor bei Diefenbach steht, *unnucze gesanck uel gevrefse.* — 66 f: der lebhaften anerkennung, die hier der tragödie von Cesena gezollt wird, vermögen wir nicht beizupflichten, sie erscheint uns als ein in der darstellung formelhaftes, in der gesprächstechnik noch ziemlich ungeschicktes machwerk, und wenn man eben behauptet hat, dass in diesen dialogen 'eine gewisse lebendigkeit und frische, eine kraft des ausdrucks und eine feurige patriotische gesinnung herscht', dann kann man doch nicht wol nachher von ihnen sagen, dass sie 'im gesprächston des täglichen lebens gehalten sind'. — 69 anm. 1: der Amphitryon ist auch in der Breslauer hs. IV Q. 126, f. 107[a]—119[b], erhalten (Kl. lat. denkm. s. 8). — 78 anm. 2: verf. übersah Müllenbach, Aulularia 7, 6—8, der es wahrscheinlich macht, dass der Tobias nicht erst in den achtzigern, sondern kurz nach 1174 gedichtet ist. — 78 anm. 3: eine dritte hs. des Milo befindet sich in Melk, vgl. Huemer in den

Wiener studien 9, 63. — 89 anm.: dass der Pamphilus schon dem 12 jh. angehört, beweist auch ein citat des Odo de Ciringtonia (Kl. lat. denkm. s. 122). ein bruchstück einer altnordischen bearbeitung des Pamph. hat Kölbing Germ. 23, 129—141 herausgegeben. — 97 anm. 3: auch der cod. Laurentianus (acquisti) 28, 4°, saec. 14 und der cod. 82 saec. 15 der stadtbibliothek zu Cortona enthält den *Ouidius de limaca.* — 102 ff: verf. hätte, bevor er an eine analyse der *comoedia Babionis* gieng, Wrights recht schlechten text doch einigermafsen emendieren sollen; auf der hier in betracht kommenden strecke 217—360 wird zu lesen sein: 245 *o petulans Petula,* 247 *fur pendet, moecha cremetur,* 256 *Babio, semper eras uirque bouinus eris* (255 f spricht Fodius leise zu sich; zu *uir bouinus* vgl. 274), 277 *terra nec est plana, coeli mons culmina nescit,* 281 *loquor hinc mala,* 288 *meus est moechus uterque parens* (der vers ist der Viola in den mund gelegt), 297 *laedes,* 304 *tardior ira,* 309 *improperat,* 335 *quod erat arcanum, prodo; fidelis Det deus,* 343 *minuetur,* 346 *Strogule* und *Olla* (die namen des knechtes und der magd, die zur schleunigen verfolgung des diebes herbeigerufen werden), 347 *huc cedes — uillus michi barba relinquit (uillus* als neutr. statt *uillum* ist object zu *barba),* 358 *non nimis.* — 107 anm. 2: vgl. jetzt Hervieux 2, 419 nr 3. — 108 anm. 3. schon bei Egbert, Fecunda Ratis 1, 212 wird Thalia der Clio gleichgestellt und als muse des epos aufgefasst. — 157, 20—25: verf. übersieht hier und anderswo, dass Flores poetarum de uirtutibus et uitiis nur ein jüngerer titel für das Poleticon ist; hätte er die 152 unten citierte stelle der Jahrbb. der lit. nachgeschlagen, so würde er sie nicht erwähnt haben. — 159 f: in *De Paulino et Polla* 7—10 ist weder an rollenverteilung noch an gegenseitiges vorlesen zu denken; der dichter bestimmt sein werk ebenso für weise wie für narren; jenen bietet er *sensus,* diesen *iocos;* nehme nun jeder von beiden sein teil aus der dichtung und bewahre es im gedächtnis: der weise, um den narren zu belehren, der narr, um den weisen aufzuheitern.

Berlin, 1 october 1890. ERNST VOIGT.

Beiträge zur geschichte der älteren deutschen litteratur. herausgegeben von WWILMANNS. heft 3: Der altdeutsche reimvers. Bonn, EdWeber, 1887. 152 ss. 8°. — 3 m.*

Der schrift, mit welcher Wilmanns der verslehre einen so dankenswerten dienst erwiesen hat, ist von manchen seiten ausführliche würdigung zu teil geworden. die jahre seit dem er-

* [vgl. Zs. f. d. phil. 21 s. 346 ff (FKauffmann). — DLZ 1888 nr 35 (RMMeyer). — Litteraturbl. f. germ. und rom. phil. 1889 nr 6 (HPaul). — Zs. f. österr. gymn. 40, s. 1021 ff (JSeemüller).]

scheinen des buches haben seinen wert, ja seine unentbehrlichkeit für die geschichte des altdeutschen versbaues dargetan. wenn an dieser stelle erst jetzt eine besprechung erscheint, so wird sie sich kürzer fassen dürfen, um nur bei etlichen puncten zu verweilen.

Für eine geschichte der deutschen verskunst wäre es erstrebenswert, dass jedes der wichtigeren poetischen denkmäler nach seinem rhythmischen formenschatz erschöpfend behandelt würde. allzulange hat man eine kleine anzahl von dogmen durch die dichtungen vom 9 bis zum 13 jh. tot gehetzt, die texte, wo es nur angieng, unter das joch éines gesetzes gebeugt und den blick für die individuellen verschiedenheiten und für die entwickelung sich geschwächt. eine statistik der rhythmen, so vorurteilslos, so sorgfältig und feinfühlig angestellt wie die vorliegende, tut der metrik not. aber es ist leider nicht möglich, dass W.s buch nachfolger finde. was bei Otfrid glückt, kann bei keinem zweiten werke der reimdichtung gelingen. Otfrid allein stellt uns auf den sicheren boden, auf welchem sich die mannigfaltigkeit der formen bestimmen, abteilen, zählen lässt. es ist seine unvergleichliche überlieferung, noch mehr seine ictensetzung, der wir diesen vorteil verdanken. von verderbnissen ist nicht die rede; die wenigen versehen sind durch die beiden hss. zu controlieren. die ictenzeichen lehren uns, wie zu lesen ist. an wie wenigen stellen sieht sich der verf., so achtsam er allen möglichkeiten der scansion rechnung trägt, vor einem nicht zu beseitigenden dilemma! bei allen späteren dichtwerken müste sich die schätzung der formen mit fragezeichen umzäunen — selbst bei denen der classischen zeit, wie viel mehr bei den frühmittelhochdeutschen! der versuch Dütschkes zb. mit der Litanei, so lobenswert er ist, hinterlässt doch das bedenkliche gefühl: möglicherweise ist die rechnung richtig, — vielleicht ist ein fünftel, vielleicht die hälfte, vielleicht zwei drittel der verse anders zu lesen und zu rubricieren. und dieser zweifel besteht, selbst wenn man über die leitenden gesichtspuncte sich geeinigt hat!

'Lieblingsrhythmen' überschreibt W. den ersten abschnitt. aus der 'wahl und fügung der worte' und aus der accentuierung (den ictenzeichen) liest W. den rhythmischen fall heraus. von den accentstrichen lässt er den rhythmus unmittelbar abhängen: sie geben die grundlage ab für die einteilung der verse. da nun aber doch wider rücksicht auf die natürliche tonstärke der redeteile genommen wird, geraten wir in den alten conflict, an welchem schon Sobel und Piper sich abgemüht hatten. accente und natürliche tonstärke decken sich bei weitem nicht immer. welcher der beiden mächte sollen wir uns anvertrauen? welche spricht das letzte wort über den rhythmus der verse? — es ist merkwürdig, dass W. s. 48 note, s. 49 o. sich den ictenzeichen

gegenüber emancipiert: die accentuierte silbe ordnet er hier 'unbedenklich' der nicht accentuierten unter; der ictus soll nicht immer die überlegene stärke bezeichnen. ich stimme durchaus bei. aber verhängnisvoll scheint es mir, dass dann doch die icten zum dominierenden einteilungsprincip erhoben werden. also ein vers wie *thar zaltaz ér ubar lut* wird in dieselbe abteilung gestellt wie *ich uueiz iz gót uuorahta* und wird getrennt von einem verse wie *thar lisist scóna gilúst.* und doch kann ja kein zweifel sein, dass der erste und dritte dieser verse sehr nah zusammengehören und sich von dem zweiten sehr stark absondern.

Warum wurden die lieblingsrhythmen nicht einzig und allein nach dem natürlichen tongewicht bestimmt? warum legte man den accentstrichen eine autorität bei, die man in nebenpuncten doch in frage zu ziehen nicht umhin konnte? meines erachtens hätte die erste und wichtigste scheidung geschehen müssen zwischen den versen, die auf starktonige, und denen, die auf schwachtonige hebung auslaufen; also zwischen den vollen (oder 'stumpfen') und den klingenden versen. allein W. darf die beiden verse *ioh ther héilogo géist*
ioh then éinegon sun,
deren rhythmus identisch ist, nicht zusammenordnen; denn auf *geist* hat der accentuator einen strich gesetzt, auf *sun* nicht. das ist ein grofser übelstand. denn wenn man auch mit W. glaubt, diese verse seien verschieden vorgetragen worden, wird man doch nicht leugnen können, dass zwischen dem einfach accentuierten *ioh then éinegon sun* und dem einfach accentuierten *bi thaz árunti* ein ungleich wichtigerer unterschied bestand.

W. legt sich nirgends die frage vor, was eigentlich die schreiber mit ihren accenten wollten. er fasst die accente kurzweg als integrierenden bestandteil des versmaterials, etwa so, wie man in der allitterationsmetrik die reimstäbe behandelt. aber schon die zahllosen abweichungen der beiden hss. und inconsequenzen der einzelnen hs. nötigen zu einer reservierteren haltung.

An anderer stelle habe ich meine ansicht über Otfrids accente und versmafs eingehend entwickelt und dort auch den hauptfall besprochen, da ictensetzung und sprachton auseinander gehen. W. kommt s. 42 ff hierauf zu sprechen. durch zwei umstände wird sein erklärungsversuch widerlegt. wenn die accentuierung von versen wie *then brunnon réinota, thie kristes áltmaga* darin seine erklärung fände, dass 'je weiter sich die herschaft seines (sc. des wortes) haupttones ausdehnt, dh. je mehr ictus ihm untergeordnet sind, um so kräftiger seine betonung hervortritt', so könnten nun und nimmer accentuierungen vorkommen wie *thie drutménnisgon* usw. (s. 50): der hauptton auf *drut-*, dessen herschaft sich hier über die vier tacte ausdehnen sollte, müste dadurch zu gewaltiger kraft anschwellen und könnte schlechter-

dings nicht durch die folgende hebung entthront werden. — ferner: unter den verstöfsen gegen das gesetz, dass ein einsilbig gebildeter tact stärkeren ton tragen muss als die nächstfolgende hebung, wird der beträchtlichste durch die zahlreichen fälle wie *gibot fúllentaz* gebildet (um so auffallender, als sonst gerade der erste tact am seltensten einsilbig gebildet ist), — wofern nämlich die accentuierte zweite hebung würklich stärker ist als die erste. W. nimmt dies an und weifs folglich mit dem erwähnten widerspruch nichts anzufangen (s. 49 bis 51).[1] tatsächlich ist jedoch *-bot* stärker betont als *ful-*. dieser punct ist für die kritik der accentzeichen von bedeutung. die auffassung, der schon Kauffmann ausdruck gegeben hat: dass die accentuierte zweite hebung bei weitem nicht immer die stärkste im verse ist, sondern sich häufig der ersten, unbezeichneten hebung unterordnet, findet hier eine objective bestätigung.

Es war nicht W.s absicht, der frage nachzugehen, wie weit die prosabetonung von Otfrids sprache in den accentstrichen ihren ausdruck finde (s. 41). Sobel war es in erster linie, der sich mit dieser frage beschäftigt hatte. ich kann nicht finden, dass seine zusammenstellungen 'aus zu einseitigem gesichtspunct gemacht' sind. Sobel stellte sich eine sprachgeschichtliche, nicht metrische aufgabe: gehorcht Otfrids sprache den satztonregeln, welche Rieger und Hildebrand in der sprache der stabreimenden dichtungen nachgewiesen hatten? seine zusammenstellung reicht hin, um eine bejahende antwort zu geben. die scheinbaren widersprüche wuste er nicht zu erklären. aber an ihnen ist, wie wir gesehen haben, auch W. gescheitert.

Mit hilfe dieser satztongesetze lässt sich auch einiges licht in die frage bringen, deren lösung W. als 'vergeblichen und unfruchtbaren versuch' bezeichnet (s. 20): in wie weit einsilbige wörter den ganzen tact füllen oder aber als senkung der vorausgehenden silbe sich unterordnen müssen. zb. *ih bin uueg réhtès* ist eine unmögliche betonung, weil *uueg* stärkeren ton trägt als *reht-*. dasselbe gilt für *zi uns ríht er hórn héilès, thaz ist ouh dág hórnès*, die in der hier bezeichneten weise vorgetragen werden müssen. beide möglichkeiten gelten aber zb. für *thaz mínu werk suuínen;* denn dem vorausgehenden possessiv kann sich das substantiv unter- oder überordnen.

Ich hebe den vortrefflichen dritten abschnitt hervor, der die obere gränze der tactfüllung verfolgt. er sticht woltätig ab gegen die entsprechende partie bei Hügel. hatte dieser einer ersonnenen theorie zu liebe mit apocopen und mit schwebender betonung verheerend gewirtschaftet, so lässt W. unvoreingenommen das material zur sprache kommen und gewährt uns den besten

[1] ich bemerke auf s. 50 folgende versehen: z. 3 v. o. lies I 4, 46, z. 4 v. o. vers III 22, 26 ist form 1, vers IV 16, 39 ist form 2. 4; z. 5 v. o. lies III 6, 28.



einblick in die mehrsilbigen senkungen bei Otfrid. die verschiedenen grade der tactfüllung stellen sich dar als das, was sie sind: als ein mehr oder weniger, ohne absolute gränze, — ganz im sinne von Paul, Beitr. 8, 188 f. was W. s. 52. 64 über 'silbenverschleifung' äufsert, dürfte wol zu mafsvollerer anwendung dieses terminus mahnen.

In der füllung der vier verstacte beobachten wir an der hand W.s allerlei ungleichheiten, die über den zufall hinausgehen. ich glaube, dass die verhältnisse im dritten tacte von W. nicht ganz zutreffend gedeutet werden. die sachlage ist folgende: zweisilbige füllung mit sprachlich langer hebungssilbe ist im dritten tacte gar nicht selten; wir haben erstens die verse wie *selp so hélphantes béin* (s. 25. 27. 32. 36); zweitens solche wie *ioh sconu vérs uuolles dúan* (s. 25. 28. 103 ff); drittens solche wie *arges uuíllen gilúst, theist sconi vérs sar gidán* (s. 25. 28); endlich solche wie *thoh sint thie liuti míssilih* (s. 119 ff). dagegen verse wie *sih ftanton zirréttinne* sind spärliche ausnahme (s. 108); dh. dreisilbige uncomponierte wörter mit langer stammsilbe werden fast nie den zwei letzten verstacten überlassen. W. sagt, dies habe seinen grund in dem bedeutenden gewicht der stammsilbe solcher wörter. aber ich verstehe nicht, dass *nirsmahetin, uuachorot* für ihre stammsilbe mehr raum fordern sollten als *ungimah, kerzistal.* vielmehr wird man hier entschieden auf die lagerung der natürlichen starktöne recurrieren müssen (auch W. s. 120 erwähnt dies, aber offenbar im widerspruch mit der auffassung auf s. 108): uncomponierte wörter der form ⏗ – ⏑ hatten in pausa, dh. am ende eines satzcolons, die (mit der Lachmannschen regel stimmende) betonung ′ \` \`; im versschluss konnten sie also nicht wol zwei tacten zugeteilt werden, da sonst die unterordnung der zweiten silbe unter die dritte einen widerspruch gegen die prosabetonung erzeugt hätte. im satzinnern dagegen wechselte die tonabstufung nach dem zusammenhange: dieser wechsel spiegelt sich im versinnern (s. 109).

In abschnitt VII und VIII bringt W. in klaren, wol durchdachten sätzen zusammenfassende rückblicke, allgemeinere bemerkungen über die natur des verses, eine vergleichung des Otfridschen metrums mit dem des Beowulf, endlich einen streifblick auf die weiterentwickelung zum mhd. verse. nach den wertvollen capiteln, die uns in alle einzelheiten des rhythmizomenon eingeführt haben, können diese abschnitte, die dem rhythmus und seiner geschichtlichen entwickelung näher treten, nicht in gleichem mafse befriedigen. den fragen, wie das 'fehlen der senkung', der metrische wert der langen und kurzen silben, die viergliedrigkeit des reimverses verglichen mit der zweigliedrigkeit des allitterierenden aufzufassen sind, lässt sich nur von anderer seite beikommen. bei W. kommt die grundlegende bedeutung des metrischen tactes (dessen existenz doch anerkannt wird, s. 66) und des versrhythmus

als eines akustischen gebildes nicht genugsam zur geltung. der 'declamatorische vortrag' erscheint als der factor, der den **vers** von einer gleich zusammengesetzten **prosaischen** wortkette unterscheidet. aber was ist dieser declamatorische vortrag anders als die reproduction bestimmter rhythmen, die ihrerseits das wesen des verses ausmachen? der satz 'das fehlen der senkung ist nicht etwas an und für sich wesentliches und characteristisches, sondern nur die folge der gedehnten vortragsweise, denn wenn einer silbe ein ganzer fufs eingeräumt wird, ergibt sich von selbst, dass diesem fufse die senkung fehlt' (s. 127) ist mir völlig unverständlich. **dass** die vortragsweise 'gedehnt' sein **darf**, **dass** einer silbe ein ganzer tact eingeräumt werden **kann**, das ist doch gewis etwas sehr wesentliches und characteristisches; es ist ja der hauptcharacterzug der neudeutschen verskunst, dass sie diese freiheit ausschliefst.

In der auffassung des stabreimverses divergiert W., wenn ich ihn recht verstehe, von **Sievers** in einem sehr wichtigen puncte. er leitet nämlich die 'neigung, die lange silbe auszuhalten' (dh. also die einsilbige tactfüllung) aus dem vortrag des allitterierenden verses ab (s. 130). damit trägt er etwas nach Sievers' anschauung ganz fremdes in den stabreimvers hinein. denn in diesem soll ja zb. nicht *fólcè to frófrè* gelesen werden dürfen: syncope der senkung ist der recitierenden vortragsweise fremd; s. Beitr. 13, 128. 136 (vgl. den treffenden einwand von Hirt Unters. zur westgerm. verskunst s. 9). so sagt W. auch s. 131, die versform *hyran scolde* habe sich bei Otfrid als seltene altertümlichkeit gehalten, zb. *fingar thinan.* offenbar setzt er aber damit trotz dem beigegebenen Sieversschen A-schema eine ganz andere messung voraus, nämlich *hýràn scóldè* = –́ –̀ | –́ x̀.

Der zusammenhang des Otfridschen verses mit dem stabreimenden erscheint in der ganzen darlegung als ein viel engerer, als er bei näherem zusehen sich bewährt. wenn es zb. auf s. 134 heifst: 'die form 2. 4 beruht auf dem typus B. dem schema des allitterierenden verses

x –́ | x –́

entsprechen bei Otfrid als die üblichsten formen

2. 4¹: – x̣ –́ | x – x –́
2. 4²: – x –́ | – x –́,

so nimmt sich das auf dem papier recht plausibel aus. aber wenn man nun bedenkt, dass in dem neuen schema zwei icten herzugekommen sind; dass aus dem gewichtlosen auftact der erste tact geworden ist; dass dadurch der ganze vers seinem sang und klang nach als ein völlig verschiedenes gebilde sich darstellt, — so muss man fragen: hat die parallelisierung den

wert der würklichkeit? beruht die ähnlichkeit auf abstammung des einen aus dem anderen? allerdings unterlässt W. nicht, an den lateinischen hymnenvers zu erinnern; die durchführung der vier hebungen leitet er von ihm her (s. 140). aber wie sollen wir uns die metamorphose des stabreimenden schemas B zu der Otfridschen versform 2. 4 in concreto vorstellen? schob man vor jeden hauptictus einen nebenictus ein? dieses 'einschieben' ist eine halsbrechende procedur. in der grammatik ist es als solche gefürchtet. auch die metrik muss sich ausbitten, von ihr verschont zu bleiben. — ich möchte die frage aufwerfen: stellen sich Wilmanns und Sievers den zusammenhang des verses

tho spràch er érlichǫ ùber ál

mit dem allitterierenden B-typus in der gleichen weise vor, wie er auch zwischen dem verse

denn déine kühnheit wird zur pflicht

und dem allitterierenden B-typus besteht? einen unterschied vermag ich nicht zu erkennen. die darlegungen von W. und Sievers lassen mich nicht die notwendigkeit oder berechtigung einsehen, jeden viertactigen vers, der die stärksten natürlichen sprachtöne im zweiten und vierten tacte enthält, dem typus B des stabreimverses gegenüber zu setz n, die viertactigen verse mit dem dominierenden sprachton im zweiten, event. auch im ersten tacte dem typus C oder D usf. da Otfrid in einer sprache dichtete, die ihre exspiratorischen elemente dynamisch abstuft, muste es sich so treffen, dass von den vier hebungen bald diese bald jene an stärke hervortreten. der deutsche (und nicht blofs der deutsche) vers zeigt diese naturgemäfse erscheinung bis auf den heutigen tag. ein nachwürken der allitterierenden rhythmen kann darin unmöglich erblickt werden. wären Otfrids verse die ersten, die in der deutschen zunge gedichtet wurden, — auch dann müsten sie jenen characterzug notwendig tragen.

Man hat hier, unterstützt von den accentstrichen — die nichts anderes sind als ein hilfsmittel Otfrids für den lauten vortrag — ein überraschendes schauspiel in scene gesetzt, eine wunderbare verwantschaft des reimverses mit dem allitterierenden in neuem costüme vorgeführt — und wenn man eindringt und fragt: wie war der vorgang? wo ist die genetische verwantschaft? so bleibt man ohne antwort und ahnt unüberwindliche psychologische schwierigkeiten.

W. hat nicht den schwerpunct seiner arbeit in dieses letzte capitel legen wollen. so wird auch dem, der mir beistimmt, der wert seines buches nicht beeinträchtigt scheinen. und auch auf diesen letzten seiten finden sich genug der schönen und erhellenden aussprüche. dass W., der den versrhythmus aus dem natürlichen sprachrhythmus erwachsen glaubt, doch auch die zaubermacht des freien, selbstherrlichen, über der sprache stehenden und ihr gebietenden rhythmus anerkennt, das zeigt der

schliefsende satz, — der zwar an eurhythmie, nicht aber an wahrheit verlöre, wenn er vor dem einschränkenden 'wenn auch' schlösse:

'Der rhythmus lebt zunächst in dem material der sprache, wie die seele im leibe; aber er würkt auch an und für sich und prägt sich der erinnerung ein, ähnlich wie liedermelodien, wenn auch nicht in gleichem mafse.'

Basel, 3 sept. 1890. ANDREAS HEUSLER.

Beiträge zur geschichte der älteren deutschen litteratur. herausgegeben von WWILMANNS. heft 4: Untersuchungen zur mhd. metrik. Bonn, Ed. Weber 1888. 196 ss. 8°. — 4 m.*

Man hat die statistik das gewissen der politik genannt. aber auch in anderen sphären beginnt apriorischen doctrinen und bequemen declamationen gegenüber dies gewissen sich zu regen. für die metrik hat Sievers vor allem die erneute wendung zur genauen, zahlenmäfsigen aufnahme eingeleitet; in vollendeter kunst der statistik, vor allem in der feinheit und übersichtlichkeit der anordnung übertrifft ihn Wilmanns. dass aber leider die unfehlbarste statistik in der deutung ihrer zahlen mehr raum lässt, als beim gewissen erwünscht wäre, das zeigt auch diese höchst bedeutsame neue arbeit unseres jetzt ersten mhd. metrikers.

Die beiden gröfseren stücke beschäftigen sich mit einer cardinalfrage der metrik; sie prüfen die tatsächliche dauer bestimmter silben im verse, ein problem, das man früher durch die kategorien lang, kurz, anceps allzurasch erledigt glaubte. W. untersucht zwei wichtige fälle, in denen einmal die metrische, das andere mal die rein sprachliche beschaffenheit der nachbarsilben auf die tatsächliche sprechdauer gewisser silben einwürkt. zwischen beide studien schiebt sich, ein nicht eben glücklicher erholungsritt zwischen zwei erfolgreichen bergbesteigungen, eine umdatierung der Kürenbergweise.

Die einheit für die silbenlänge im vers bildet überall die sog. hebung. die deutsche rhythmik liebt es, diese mafsgebende silbe mit einer kürzeren möglichst gleichmäfsig wechseln zu lassen; so entsteht als normaler rhythmus der sog. trochäus. ist aber die senkung nicht einsilbig, so bringt der sog. 'deutsche dactylus' die frage mit sich: wie verhalten sich die beiden niederen silben zu der höheren? und ist die hebung nicht einsilbig, so entsteht das problem der verschleifung: wie weit bilden die beiden höheren silben eine einheit?

* [vgl. Litteraturbl. f. germ. und rom. phil. 1889 nr 6 (HPaul). — Zs f. d. österr. gymn. 40, 1023 (JSeemüller). — Arch. f. d. stud. der neueren spr. 1888, s. 489 (EHenrici). — DLZ 1890, nr 16 (GRoethe).]



Beide erscheinungen sind schon altdeutsch. die sog. dactylen kommen in altgerm. dichtung reichlich vor; gleich der zweite langvers der Vǫluspá ist ein gedoppelter Adonius. sie fehlen nirgends in volkstümlicher dichtung; sie sind in der mhd. zeit selbst durchaus nicht auf solche dichter beschränkt, die starke romanische einflüsse verraten, kaum diesen auch nur besonders eigen. W. selbst endlich stellt fest, wie nah die lebensfähigsten lieblingsrhythmen Otfrids der dactylischen langzeile stehn (s. 31). trotz alledem soll der dactylus der romanischen dichtung entstammen, die ihn selbst gar nicht kennt, soll eine bei uns überall natürliche rhythmische form der mühsamen halbgelungenen nachahmung fremder systeme verdankt werden! denn W. hält es wie Bartsch und Weifsenfels für unzweifelhaft, dass die mhd. dactylischen verse auf dem romanischen zehnsilbler beruhen. gerade seine untersuchungen aber nehmen dieser voraussetzung, wie mir scheint, den grund unter den füfsen fort. W. weist nach, 'dass der dactylische zehnsilbler sich nicht nur auszeichnet durch den reichtum hebungsfähiger silben, sondern specieller durch den reichtum solcher silben, die vor anderen hebungsfähig sind, durch den reichtum an stammsilben' (s. 23); er macht wahrscheinlich, dass der so geartete dactylus in einen ditrochäus aufgelöst werden kann (s. 37 f); wenn aber auf so ungeahnt einfache weise das alte princip des germanischen rhythmus wider zu ehren kommt, wozu dann noch die schwierige, aus unbeweisbarer ausländerei geholte erklärung? das princip der silbenzählung nachzuahmen ist so kinderleicht, dass man nicht versteht, weshalb die mhd. dichter vom fünffüfsigen iambus aus den fortschritt in der nachbildung des frz. verses und seiner gleichmäfsig getragenen weise (s. 30) durch ein ungefähres gleichgewicht der silben (s. 27) herstellten; wollten sie würklich in undeutscher weise den tonunterschied verläugnen, weshalb sollten sie dann nicht eben auch alle silben gleich gerechnet haben? wie konnten sie bei jener tendenz den cäsurreim und den binnenreim überhaupt gepflegt haben (s. 11 f), der doch unzweideutig eine silbe aus dem idealen gleichgewicht heraushebt? alles das wird klar, wenn man den durch W. selbst hergestellten weg von der ahd. reimzeile zum mhd. dactylischen vers von jenem romanischen schlagbaum befreit. trotz der abschwächung der endsilben hatte die frühmhd. poesie, wie jede technik archaisierend, zweisilbige worte mit tonloser endungssilbe noch lange zeit als zweihebig behandelt; ganz dieselbe unsicherheit nun hat sie auch sonst gefühlt. seit die zweisilbige senkung verpönt war, muste man 'dactylische worte', um sie in den vers zu bringen, entweder wie trochäen behandeln oder wie ditrochäen. man vermittelte: wie W. zeigt, gab man diesen worten würklich zwei icten, die aber, wie Weifsenfels erwiesen hat, durch den einhebigen trochäus vertreten werden konnten, und also leichter waren als der gewöhnliche accent. der alte

regulator des germanischen rhythmus, der tonverstärkende accent, muste wider aushelfen, um drei silben ohne zu grofse verzerrung des wortbildes mit zwei anderen silben gleichwertig zu machen. natürlich forderte die melodie in der regel, namentlich bei vervollkommneter kunst, die widerkehr des dactylus an den gleichen stellen. so kehrt W.s untersuchung des dactylus nahezu zu jenen 'triolen' zurück, die Schade gelehrt hatte, allerdings, wie Burdach Walther anm. 6 zeigt, in noch unzureichender weise (vgl. jetzt auch W. s. 56 anm. 2). was aber bleibt für das vorbild des zehnsilblers? nicht einmal die silbenzahl, denn diese stimmt keineswegs immer: oft wird eine silbe unterdrückt (s. 34. 42), öfter tritt durch auftact eine silbe hinzu (s. 9 f), und völlig unterscheidet sich die cäsur des nachgeahmten und des nachahmenden verses (s. 8). die beiden versikel der dactylischen langzeile sind also von einander abhängig (s. 33) gerade wie zwei altgerm. kurzverse: da die eigentliche einheit der langvers ist, muss die eine hälfte ergänzen, was der anderen an dauer fehlt; sonst aber geht ihre selbständigkeit bis zum rechte des hiatus (s. 9).

Ist diese interpretation von W.s höchst zuverlässiger darstellung richtig, so erledigt sich damit die von W. im zweiten stück im anschluss an Lachmanns gelehrte ableitung der Nibelungenstrophe aus dem romanischen zehnsilbler. hiergegen hat sich schon Roethe (DLZ 1890, sp. 593) mit triftigen gründen erklärt; und niemand sieht ein, weshalb denn der dichter am strophenschluss die characteristische cadenz festhielt, während er sie sonst durchweg aufgab (s. 87). wenn aber Roethe (wie neuerdings zb. auch Heusler Ljóþaháttr s. 6) sich wider für Simrocks erklärung ausspricht, so steht und fällt diese möglichkeit mit der annahme von 8 hebungen in der allitterierenden zeile. die erklärung Scherers scheint mir noch immer durchaus siegreich. reimverlegungen und cadenzänderungen sind unerweislich, vorschlagen von waisen steht völlig fest. dass bei solchem vorschlagen nun aber der zweite vollvers fast regelmäfsig verkürzt wurde, glaube ich QF 58, 60 mehr als wahrscheinlich gemacht zu haben. so entstand höchst natürlich jenes verspar, welches die erste hälfte sowol der Nibelungen- und Kudrunstrophe als der Hildebrands- und Waltherstrophe bildet, und es wurde wahrscheinlich zuerst einfach verdoppelt (gerade wie die beiden altgerm. strophenformen entstanden zu sein scheinen); später trat wider ein unendlich oft belegter vorgang ein, die verlängerung der schlusszeile. warum aber in der letzten halbzeile so gern die senkung zwischen zweiter und dritter hebung fehlt (s. 86 u.), glaube ich ebenfalls (aao. 111) erklärt zu haben: sie richtet sich einfach nach der analogie anderer vierhebiger verse. einzig diese herleitung fügt in die gesetzmäfsige entwickelung der strophenformen auch die königin der deutschen strophen ein.

Dagegen kann ich mich für die dritte studie, über die



wörter mit kurzer stammsilbe, dem begeisterten lobe Roethes nur anschliefsen. für die individuelle technik der minnesinger haben wir kaum je so fruchtbare beobachtungen, für zeitliche und locale gruppen kaum je so sichere merkmale kennen gelernt, wie sie hier vorliegen; und auch dem dank Roethes für die volle mitteilung des schön geordneten materials, das auch für andere fragen wertvoll ist, habe ich nichts hinzuzufügen als meine eigene danksagung. nur möchte ich in der kurzen geschichte der vortragsweise (128 f) dem allgemeinen satz widersprechen, dass das deutsche altertum nur recitation gekannt habe. er ist vielmehr auf die uns erhaltenen reste einzuschränken, die ja alle den mehr pathetischen dichtungsgattungen angehören. für liebes- und tanzliedchen, für improvisationen aller art wird man tactierenden vortrag auch der ältesten zeit zuschreiben müssen; er ist die unentbehrliche voraussetzung für die rasche verbreitung des minnesangs. das eindringen lyrischer elemente war es wol auch, was im 11 und 12 jh. die epischen verse auflösen half, bis sie über das vorlesen hinweg zur völligen musiklosigkeit der prosa gelangten. die epik gab die musikalische begleitung und vortragsweise auf, weil sie mit derjenigen der lyrik doch nicht mehr zu rivalisieren vermochte. bald gieng dann auch diese an künstelei zu grunde. wer aber diese entwickelung im einzelnen studieren will, wird zuverlässigere führung schwer finden können als in W.s metrischen studien.

Berlin. RICHARD M. MEYER.

Kleinere deutsche gedichte des XI und XII jahrhunderts herausgegeben von ALBERT WAAG. (Altd. textbibliothek. herausgegeben von HPAUL. nr 10.) Halle a/S., Max Niemeyer, 1890. XLI und 167 ss. 8°. — 2 m.*

Waags buch enthält nach einer einleitung, die über die einzelnen stücke, ihre überlieferung, ihre litterargeschichtliche stellung udgl. kurz das wichtigste beibringt und in anmerkungen seltenere ausdrücke übersetzt, sowie parallelstellen aus der lateinischen litteratur mitteilt, die texte folgender gedichte: I. Ezzolied (älteres und jüngeres); II. Summa theologiae; III. Lob Salomons; IV. Nabuchodonosor (= MSD XXXVI und XXXVII); V. Auslegung des vaterunsers; VI. Von der siebenzahl; VII. Himmlisches Jerusalem; VIII. Vom rechte; IX. Die hochzeit; X. Arnsteiner Marienlied; XI. Die wahrheit; XII. Vorauer sündenklage; XIII. Upsalaer sündenklage; XIV. Benedictbeurer gebet; XV. Melker Marienlied; XVI. Mariensequenz aus St. Lambrecht; XVII. Mariensequenz aus Muri.

* vgl. DLZ 1890 nr 29 (Edw. Schröder).

Der herausgeber äufsert sich über die principien, die ihn bei der textgestaltung leiteten, s. VI des vorwortes in folgender weise: 'ich habe mich deshalb (dh. weil bei herstellung der texte in MSD 'eine allzu grofse willkür und gewaltsamkeit tätig gewesen ist') möglichst an die mit so grofser genauigkeit geschriebenen hss. angeschlossen und eine änderung derselben nur aus inhaltlichen gründen vorgenommen; niemals bin ich dagegen aus metrischen und strophischen gründen von der überlieferung abgewichen.'

Wir wollen mit dem verf. über diese etwas allgemein gehaltenen principien nicht weiter rechten, sondern untersuchen, ob es ihm gelungen ist, sie in consequenter weise durchzuführen. um möglichst engen anschluss an die überlieferung zu erreichen, wäre zweifellos eine collation der verschiedenen in betracht kommenden hss. nötig gewesen (die Vorauer stücke ausgenommen, für die Pipers collation vorliegt). leider hat der herausgeber diese arbeit unterlassen. somit waren die vorhandenen hsl. abdrücke mit den durch die rücksicht auf den inhalt gebotenen ausnahmen und abgesehen von solchen orthographischen schwankungen, die der herausgeber in der einleitung ein für allemal abtut, mit peinlichster sorgfalt nachzudrucken. dass dies nicht geschehen ist, wird jeder erkennen, der sich der mühe einer vergleichung von W.s texte mit dem, den die abdrücke bieten, unterzieht. so herscht gänzliche inconsequenz in bezug auf das verzeichnen von schreibfehlern, dittographieen, grofsen anfangsbuchstaben und kürzungen; dgl. wird in éinem und demselben texte bald angemerkt, bald mit stillschweigen übergangen.

Aber auch wichtigere abweichungen bleiben unverzeichnet oder sind unrichtig angegeben. so hat I 12 W. *genâde*, die hs. *gnade*; 21 W. *die*, hs. *di*; 76 W. *dîn*, hs. *den*; 122 f W. *der teilet uns daz sîn lieht. daz gab uns Abel*, hs. *der teilet uns daz sin lieht. sin lieht daz gab uns abel*; 255 W. *meintëtun*, hs. *meinteten*; 393 schlechte angabe der la.; II 61 W. *habitin*, hs. *gihabitin*; 153 W. *craft er dô irstarbti*, hs. *craft do irstarbti*; 158 W. *mit des vleischis brôdi*, hs. *mit uleischis br.*; 205 W. *wili*, hs. *wil*; 263 W. *als imo*, hs. *alsiz imo*; III 33 la. schlecht angegeben; 68 W. *vullan*, hs. *uulli*; 151 W. *scôno*, hs. *sconi*; 167 W. *scuzzilin undi nepphi*, hs. *scuzzilin uñ di nepphi*; 201 W. *Salmon der was hêri*, hs. *Salmon heri*; 256 W. *mid michilimo*, hs. *mid uil michilimo*; IV 31 W. *gilûti*, hs. *guluti*; 81 W. la. *dorosti*, hs. *dọrosti*; 122 W. *an*, hs. *ani*; 140 W. *uzzir* (so!), hs. *uzzi*; VII 152 W. *gelouben*, hs. *geloben*; 172 W. *êwen*, hs. *hewen*; 317 W. *tem selben*, hs. *tem selbem*; VIII 46 W. *im selben*, hs. *im selbem*; 374 W. *geloube*, hs. *goloube*; IX 781 ff vermisst man die angaben, was hsl. und was ergänzt sei; 861 W. *sîn hantgetât*, hs. *sine hantgetat*; 1082 W. *dem ist alsô*, hs. *dem ist si also*; X 161 W. *geduldige*, hs. *geduldiga* (Jellinghaus, Zs. f. d.

phil. 15, 355); 260 W. *kunigin*, hs. *kuningin*; XI 76 W. *gerne*, hs. *uil gerne*; XII 245 W. *arme*, hs. *uil arme*; XV 68 W. *du bist der cêderboum*, hs. *du bist sam d. c.* — aus diesen proben geht zur genüge hervor, dass die ausgabe auf genauigkeit in keiner weise anspruch erheben darf. wer sie zu benützen gedenkt, muss unbedingt die alten textabdrücke daneben zu rate ziehen.

Mit der änderung aus inhaltlichen gründen, dem zweiten puncte seines programmes, hat sich der herausgeber in merkwürdiger weise abgefunden. er folgt nämlich aufs ängstlichste seinen vorgängern. haben diese an einer stelle keinen anstofs gefunden, so setzt sie der herausgeber in seinen text; haben sie jedoch einer corruptel durch conjectur abzuhelfen gesucht, so kann man sicher sein, in W.s ausgabe dieselbe conjectur anzutreffen, wenn auch ihre unzulänglichkeit auf der hand liegt. bei dieser unselbständigkeit W.s ist es erklärlich, dass die texte der gedichte, die in MSD bereits kritisch bearbeitet vorliegen, die gelungensten in der neuen ausgabe sind. im einzelnen bleibt freilich auch bei ihnen manches zu erinnern. so ist nicht zu ersehen, warum der herausgeber Ezzol. 123 *sin lieht* tilgte. — Summa 61 muste der hsl. text *ziri herrin si sich gihabitin* ungeändert bleiben, da die änderung der Dkm. *habitin* aus metrischen erwägungen erfolgte, denen der herausgeber die berechtigung abspricht. — auch 85 f bedarf die überlieferung keiner besserung. die hs. hat: *Uon unsir herrin gischepphidi gab er uns misilichi crefti.* die Dkm. ändern in *Von dir êrrin*, W. *Von sinir êrrin.* nach meiner auffassung ist *von* causal zu fassen: ‘weil wir als edlere geschaffen wurden, vereinigte gott die auf die anderen schöpfungen verteilten kräfte in uns.’ das schliefst sich trefflich an die vorhergehende str., in der von der erhabenen stellung des menschen gegenüber der natur gesprochen wird. — 158 war *mit vleischis brodi* zu belassen; W. schreibt *mit des vl. br.* auch 263 ist die hsl. überlieferung *alsiz imo gizemi* untadelhaft; W. streicht *iz.* im Lob Salom. 167 führt die schreibung der hs. *di scuzzilin vñ di nepphi* auf *vnd di n.*; so auch die Dkm.; W. *undi n.* da in allen drei fällen die angabe der hsl. la. fehlt, handelt es sich vielleicht nur um flüchtigkeitsfehler. — im Nabuchodonosor 2 bleibt W. bei der überlieferung *do wilt er aller dirri werihi.* was das *dirri* bei dieser auffassung zu besagen hat, ist nicht zu ersehen, ebenso wenig was für *werih* (doch wol = *werch*) gemeint sind. die besserung *werldi* (MSD) ist evident. — auch 56 scheint uns W. mit unrecht bei der hs. geblieben zu sein. denn v. 51—56 sind = v. 127—132. 132 aber heifst es: *‘dinû* (so!) *abgot sint ein drugidinc.’* es ist schon danach unwahrscheinlich, dass in v. 56 ursprünglich *‘ungihuiri ein dr.’* gestanden sei. zudem können wir aber noch erraten, warum der schreiber *ungihuiri* hinzugefügt hat: er hatte noch 50 *‘dinû abgot sint ungihuiri’* im gedächtnis. — im Paternoster 226 hätte auf Rödigers

(Zs. 33, 423) ergänzung *dô virlôs er unsich* hingewiesen werden sollen. der grammatische fehler *verderbte*, den W., angeblich nach MSD, in den text setzt, fällt natürlich nicht Scherer zur last.

Die bisher besprochenen texte sind bei W. immerhin lesbar. von den nun folgenden (VI—XII) kann ich das nicht zugeben. ich enthalte mich aber gerne jedes weiteren urteils und lasse die tatsachen reden.

VII. Himmlisches Jerusalem 132 ff wird vom jaspis erzählt, dass er grün wie gras sei; *'der tiuvel dannen flûhet'* (138), sowie er ihn erblickt. dann folgt die ausdeutung: der grüne stein sei der glaube. wenn wir den besitzen, *'sô lige wir zunteriste an der geruntfeste unte bezèchenen den Jaspin.'* nun (156 ff) fährt das gedicht nach der überlieferung fort: *Er fluhet sam man in berune. gerune bir wir denne. swer so geloben nine hat. der ist durre unde thot. der tiuuel in nine midet. wante er den geloben nidet.'* soviel ist auf den ersten blick klar, dass 156 nur auf den teufel gehen kann. das ergibt sich aus 138 wie aus 160. daraus muss geschlossen werden, dass die waise 155 keine vom dichter beabsichtigte ist (auch W. meint in der anm. 'vielleicht ist ein vers ausgefallen'). was schlägt nun W. in bezug auf das *berune* vor? er meint *'brûne*, braun macht?' fürwahr ein treffliches bild: der teufel flieht als ob man ihn braun machte! mit dem grünen jaspis! natürlich ist *'sam man in berenne'* (= *brenne*, vgl. 124 *perinne)* zu lesen. — 259 ff ist vom sardonix die rede. er hat dreierlei farben: unten schwarz, in der mitte weifs, oben rot. die hs. fährt nun fort (267 ff): *Nu bezaihint diu uareue rot. suver lidit marter unt not. durch diu gotes minne. diu wize darinne. dem lutter ist sin herce. dem mûth tu fu werce. pezeichenet ane zuiuel* (waise) usw. W. nimmt zur besserung von 272 f den vorschlag Diemers auf und schreibt: *der mût ûfwerze. daz er suwarz ist sô daz gelas, (ze wâre sagen ich iu daz), unseren vîant den tîvel pezeichenet âne zwîvel* usw. ein adj. oder adv. *ûfwerce* ist natürlich undenkbar; vgl. 179 *ûfwerde: erde.* aber auch die ergänzungen können nicht befriedigen (ich sehe davon ab, dass es etwas gewagt ist, gleich 3 zeilen zu ergänzen). denn nach Marbods deutung geht die schwarze farbe nicht auf den teufel, sondern auf die sünder. wie man 272 zu lesen hat, ist klar: *fu werce = fuwerce;* vgl. im selben gedichte (wir citieren hier nach Diem., weil W. dgl. öfter nicht anmerkt) *uf* st. *uf* 363, 3 und *fu uuer* st. *fuuuer* 365, 24; *htu = diu.* wir dürfen danach etwa schreiben: *den* (st. *dem*, wie 367, 26 *dem man* accus.) *mût diu suwerce pezeichenet âne zwîvel, (der stât ûf den tiuvel).* — 395 ff heifst es: *dâmite zaichenet er dî, dî sich ferwandelent hi in aller selahte veraisen. vil diche nâh ten waisen den armen ist er milte, den gûten gehente* usw. es scheint unzweifelhaft, dass hier der schreiber ein *wîsen* oder *weisen* in *waisen* (orphanus) änderte, wenn man den commentar des Marbod zu rate zieht:

'significat eos qui cum sapientibus sensu contendunt'; es ist also *nâh ten wisen* = sapientium modo; daher ist der punct 397 hinter *veraisen* zu streichen und 398 hinter *waisen* zu setzen. — eine weitere schlecht überlieferte stelle ist 438 f. nachdem vorher berichtet wurde, dass die stadt Jerusalem gleich hoch, weit und lang sei, folgt in der hs. *bezaihenet ist uns dabi der uur steun wente doch tri.* W. setzt, Diemer folgend *'der vir stainwente doch tri'* in den text. dass dies nicht richtig sein kann, war doch nicht so schwer zu erkennen; erstens ist nicht von 4, sondern von 3 dimensionen (und in der folge tugenden) die rede, und zweitens kann man höhe, weite und länge doch nicht als 3 wände bezeichnen! wir schlagen daher vor zu lesen:

uursteu n wente
der tiursten tugente doch tri. — ganz unklar sind die vv. 450 ff; darüber s. u. s. 33. — 458 ff hat W. ganz falsch aufgefasst; er schreibt: *der eine* (sc. *wec*) *ist brait unt wit, offen stât er en alle zit, er trait iuch in dî helle, ime volge, der der welle; der ander enge unt semal, er wiset iuch inne den sal der sorge unt al des iu hi ze laide gescah. sôn darf iuch daz ungemach nimer geriuwen, daz ir hie habet en triuwen erliten durch dî gotes ê. sô ist ave den vile wê, dî de helle mûzen bûwen.* wie der gegensatz von v. 463 (*er wiset iuch inne den sal*) zu den vv. 460 (*er trait iuch in dî helle*) und 469 f (*sô ist ave den vile wê, dî de helle mûzen bûwen*), ferner die hier angezogene bibelstelle uam. beweist, kann unter *sal* nur das himmelreich gemeint sein; vgl. über diese vorstellung MSD zu XLIV 2, 10. zudem hängt, wenn man mit W. einen *sal der sorge* annimmt, das folgende *unt al* usw. ganz in der luft. es ist daher nach 463 (*inne den sal*) stark zu interpungieren und 464 *diu sorge* zu lesen. der sinn ist: 'dann wird euch das erlittene ungemach, nämlich die sorge und alles andere, das euch hier auf erden zustiefs, nicht mehr anfechten.' vielleicht kann übrigens das hsl. *der sorge* auch bestehen bleiben. es hienge dann von *ungemach* ab. — im anschluss an die obige stelle fährt die hs. fort: *'des inscule wir gote getruen.'* aufser dem herausgeber wird kaum jemand die negation *in-* beibehalten.

Im gedichte 'Vom rechte' (VIII) heifst es 40 f *mannechlich sînem vriunde gestât, als er in geminnet hât.* dieser satz kann unmöglich als eine ausführung über pflichtverletzung betrachtet werden. eine solche ist aber hier zu erwarten; denn nach der aufzählung der drei pflichten, wahr, gerecht und treu zu sein, folgt eine allgemeine bemerkung, dass dieselben leider selten geübt würden (34—39). im anschluss daran wird 42 f die lüge, 44 ff die ungerechtigkeit besprochen. wir müssen also in 40 f eine besprechung der untreue erwarten. diesen inhalt bekommen die verse sofort, wenn wir *maneger* statt *mannechlich* lesen (die änderung war durch v. 38 veranlasst) und nach *vriunde* ein *niht* ein-

setzen: 'viele stehn ihren freunden nicht in dem maſse bei, wie es der liebe dieser (*er* bezieht sich auf *vriunde)* entspräche.' — auch 268 f sind unbefriedigend überliefert: *Swâ diu luge in dem dorfe gât, daz ze dem vrumen si bestât, wil er minnen daz reht, er heizzet swigen sînen chneht* usw. es ist 269 zu lesen: *dâ ze* und nach *bestât* stärker zu interpungieren. der schreiber hat übrigens wol *dâ ze* gemeint; denn er schreibt auch sonst *dazze,* vgl. Gen. D. 5, 8; auch Hochz. 1081 ist *dazze* so zu fassen (vgl. *datze Dâvîdis hûse* Fundgr. I 145). — 308 wärmt W. sehr mit unrecht eine conjectur Karajans auf, abermals ohne die hsl. la. anzugeben! die hs. überliefert: *uil ist des mich wnderot, daz sich der hunt arch man niht uerdenchen chan.* Kar. conjiciert *chunt; chunt* heiſst aber nie 'verständig, schlau', sondern immer 'bekannt'. die stelle ist schwierig zu bessern. vielleicht darf man *tump* lesen. dann erhält man etwa folgenden sinn: 'es wundert mich sehr, dass der geizige, wenn er auch nur ein leie ist, nicht erwägen kann (es folgt nun in directer rede): *'diu erge daz ist schante, diu ist lastir und sunte.'* ähnlich ist Hochz. 667 ff die beichte des sünders in directer rede widergegeben. — ganz überflüssiger weise wird 418 *'Der ist der zweir meister, daz sol sîn der briestir', Der* in *Wer* geändert; ebenso 499. und beidemal rührt diese änderung obendrein von Scherer QF VII, 10. 11 her, ohne dass dessen name genannt wird! — 443 war nach Bechs vorschlage (Germ. 8, 480) *mite* zu ergänzen. — 451 erg. nach Scherer *man,* nicht *mare.* — 465 war das hsl. *ueruaren,* das nur intrans. gebraucht wird, in *ervaren* zu ändern; vgl. 481.

Besonders schlimm steht es mit der W.schen ausgabe des nun folgenden gedichtes, der 'Hochzeit'. bekanntlich hat die überlieferung dieses denkmals sehr stark unter der vermoderung der hs. gelitten. dadurch werden viele ergänzungen nötig, die Karajan denn auch meist vorgenommen hat. es ist nur begreiflich, dass manche dieser ergänzungen sich heute (das buch ist 1846 erschienen) als unhaltbar herausstellen. man durfte also gerade hier erwarten, ein neuerer herausgeber würde manches zu ändern haben. W. nimmt jedoch auch hier überall die alten vorschläge Karajans auf. das nötigt uns, auf dies gedicht etwas näher einzugehn.

141 ff heiſst es vom gerechten: *der mach vrôlîchen varen in des hèrren Abrahames baren: dâ wirt im leben ver(hei)zzen, des w(irt) er niht bestôzzen.* in Abrahams schoſse e r h ä l t aber der gerechte das ewige leben, v e r h e i ſ s e n wird es ihm schon früher. daher ist *'verlâzzen'* zu ergänzen (vgl. 946 f *lâzzen: gestôzzen).* — 267 ist nicht *michil hereschare* zu schreiben (man zieht nicht mit einem heere zu einer so friedlichen brautwerbung), sondern *m. hère schare.* — 271 ff lauten nach der hs. *do nam er under der menegin, die allertiurist solde sin, diu heristen lute* usw. W. schreibt 272 *diu* und 273 *die.* es ist aber klar, dass es darauf ankommt, dass die ausgewählten die *'allertiuristen'* seien; daher

ist 272 *die* zu belassen und *solde* in *solden* zu ändern. 'da nahm er aus der menge diejenigen, die am tüchtigsten wären, die hehrsten leute' usw. (vgl. 383 f). — 279 ff lauten bei W.: *dô dem wirte diu botschaft dô wart gesaget, dô île er gerwen die maget: er badet si mit vlizze. in gewaete daz wîzze mit porten behangen, mit guldînen spangen, die guldînen wiere fuor* (hs. *fur) die maget hêre.* der satz 282 ff hat, wie man sieht, kein subj., anderer sonderbarkeiten zu schweigen. die einfachste besserung scheint uns die änderung von *badet* in *wâtet* und von *fur die* 286 in *fůrt diu.* dann fällt natürlich die interpunction nach 281 *(vlizze)* fort, während nach 284 *(spangen)* ein semicolon zu setzen ist.[1] es ist nicht ausgeschlossen, dass diese änderung des ursprünglichen *wâten* in *baden* eine halbwegs absichtliche war. so wird dieses wort in der Gen. W. 59, 33 und 61, 13 gebraucht, während die Milst. hs. einmal in *'gechleiden und geben'*, im zweiten falle auf andere weise ändert. im Leb. Jes. Diemer 260, 8 (Piper v. 1567 f) heifst es: *Dô wâten si den guoten in einen phellel rôten;* die jüngere Görl. hs. ändert: *Dô vazten si.* der Oberaltacher cod., Roth (Pred. 56, 35) setzt *padet* st. *wâtet* ein (der inlaut verbietet, an den wechsel zwischen *b* resp. *p* und *w* zu denken). ist der grund zu diesen änderungen im veralten des wortes zu finden? jedesfalls kann das nur für ein beschränktes gebiet zugegeben werden; denn es ist andererseits sehr häufig, vgl. Hohesl. (ed. Haupt) 80, 12. 14; MSD 77, 20; 94, 26; 86, 4, 20; 43, 13, 4; Zs. 33, 56; Adelbr. 54; Vaterunser 50; Glaub. 1361; 3084; Schönbach, Pred. I 125, 13. 15; 359, 39; 181, 19 hs. a; II 8, 35; 112, 13; 160, 3. 9. 19; Hochz. 492 *(bewæten).*

In 287 f fehlt nach Karaj. und W. das obj. zu *enphiench;* die richtige ergänzung war schon in Löbners dissertation s. 42 anm. zu finden, wo als ergänzung Scherers *unde si d(en he)rr(en) enphiench* angeführt ist. — 290 *(man gesach) nie sô hêrliches niht* Karaj. und W.; wahrscheinlicher ist nach analogie von 207 und 469 *(iane wære* oder *wart).* — ganz unverständlich ist bei W. die stelle 322 ff: *dâ was diu beste wirtschaft, die der ie dehein man ze sînen broutlouften gewan, wande si die nuzzen, die ir ê nîne enbizzen.* wird *si die* umgestellt und *ê nîne* in *êwich* geändert, so erhält das in 322 ausgesprochene urteil seine begründung. derselbe grund wird 1066 ff dafür angeführt, warum diese hochzeit die hehrste sei. — 423 ff lässt W. nach Karaj.s beispiel unergänzt. die stelle lautet: *Westent choment die unde . . . . . sich becherent schône, die helfent riuten den êrren mietliuten* usw. Heinzel schlägt vor zu ergänzen: *'die under nône'* usw. diese ergänzung ist zweifellos richtig. das ergibt sich zb. aus Bruno

[1] man wende nicht ein, dass 608 ff die frühere erwähnung des bades voraussetzen; diese verse sind, wie ich an anderer stelle zu erweisen hoffe, später hinzugekommen.

von Asti Homil. XXII Domin. in Septuages. (Migne 165, 770): *'intrant autem per portas australes* (l. *et occidentales) juvenes et senes qui sexta et nona hora in vinea Domini laborare coeperunt.'* — 433 f: *sô gâhe(nt si drâte) zuo der himelischen porte.* zweifellos ist *harte* st. *drâte* zu ergänzen, denn *harte gâhen* ist gewissermaſsen stehende verbindung, vgl. Scherer QF VII 53 und die wbb.; *porte:harte* 441. 455. — 529 ist *'(mit dem)e schulen wir uns begân'* zu ergänzen, nicht *'(an dem)e'*. — geradezu trostlos ist es, den schreibfehler der hs. *ſunkit* st. *funkit* 601 auch bei W. wider anzutreffen. — über 607 wollen wir bei anderer gelegenheit sprechen. — 611 ff: *sô der man gevalle (unde h)ie twelle, er schol im einen hân erkoren, der obenân si beschoren* usw. der sinn verlangt das gegenteil zu ergänzen, also etwa *(nîne er hie) twelle.* — 623 ist wegen des überlieferten *bilede* der gen. plur. *bîhte* wahrscheinlicher als Karajans *bîhten.* — 629 ff wird von der schlechtesten beichte gesprochen. das ist diejenige, wo der sünder gar weltlich lebt, *unz er daz guot geniuzzet unde den lip vervlizzet* (so die hs.). W. nimmt (mit Lexer) ein trans. verbum *vervliezzen* an und setzt dieses in den text. man wird, wie mir Heinzel freundlichst mitteilte, *uerslizzet* zu lesen haben *(u < ſ < l).* den umgekehrten fehler *ſ < f* hatten wir soeben bei *ſunkit* st. *funkit* 601. — 653 ff lässt W. die lücken unergänzt. die hs. schreibt (mit Karaj.s ergänzungen): *ich wæne, daz ist der w(ille so der sine) sele bevelle, so scheidet sele unde lip.* man wird etwa ergänzen dürfen: *(daz er sine) s. b.* — 689 hat schon Diemer im wb. zu Gen. und Exod. *mit valtundir hende* für das sinnlose *mit waltundir hende* vermutet. — auch 697 ff folgt W. widerum mit unrecht Karaj. die verse lauten: *diu bîhte ist guldîn: daz lât (die guldîn spange)n sîn, die diu brout an ir hœte alsô (hangende an ir wæ)te. Daz golt vil ziere daz be(zeichent ir sêle), die lûhte alsô hêre* usw. nach analogie von 625 ff: *'einiu* (sc. *bîhte) heizzet silberîn: daz lât die bezzeron sîn. diu dritte ist guldîn: daz lât die hêristen sîn* (vgl. 659 *'diu bîhte diu ist chuphirîn, daz lât die bôsisten sîn'* und 683 *'diu bîhte ist silberîn, daz lât die bezzeron sîn')* wird es 698 heiſsen müssen: *'daz lât die hêristen sîn.'* mehr lässt auch der raum nicht zu. das folgende mag man etwa so herstellen: *'die diu brout an ir hœte, alsô geziert wâren ir wæte: daz golt vil ziere daz bezeichent zewâre die bîhte*[1] *alsô hêre* (die drei letzten verse nach Scherer). die auf diese weise entstehende vorausstellung des relativsatzes 699 hat ihre entsprechung zb. 21 f *siu spannet fur ir bruste, daz ist geworht mit listen, ain guldîn gewiere* oder 148 *in dem mæren mere-*

[[1] *die bihte* (nicht *luhte)* steht tatsächlich in der hs. und der raum vorher lässt weiter nichts als die ergänzung *be(zeichent)* zu, sodass also der dreireim, den Kar., W. und in anderer form mit Scherer auch der hr recensent annehmen, räumlich ausgeschlossen ist; die zeile lautet: *daz bezeichent die bîhte alsô hêre.* SCH.]



garten stât, daz in daz apgrunde gât, ein vil hôch gebirge; vgl. 183 ff. dass die hs. 701 einen grofsen anfangsbuchstaben setzt, braucht uns nicht zu beirren; vgl. *Vnde* 585. jedesfalls aber muste W., wenn er bei dem hsl. *luhte* blieb, das vorhergehende *die* in *diu* ändern. — ebenso unrichtig ist es, dass der kampf, von dem 747 gesprochen wird, '*diche ergât*'; man wird etwa *schiere zergât* zu ergänzen haben. — 790 ist die unrichtige änderung Karaj.s *dem* st. *den* aufgenommen. — 824—831 lauten bei W.: *dâ tet got als ein vogil tuot, der i(st alsô) gemuot: sô er sîn jungide gebirt u(nde daz tôt)lich wirt, hoi wie leide im danne ges(chihet), swenne er ez alsô swarzziz gesihet! selb(e gît er) im den tôt, des chumet er in michil n(ôt).* wie jeder sieht, stirbt bei dieser fassung das junge zweimal (827 und 830); was *swarzziz* heifsen soll, ist unverständlich und warum der vogel sein junges tötet, bleibt uns auch verborgen. in den meisten mir bekannten lat. darstellungen dieser geschichte wird berichtet, dass das junge den alten vogel ins gesicht geschlagen habe, oder es wird im allgemeinen gesagt, es habe sich unehrerbietig benommen ua. das habe den anlass zur tötung desselben ergeben. der alte vogel betrauert (meist 3 tage hindurch) sein junges, dann erweckt er es wider. danach wird 827 etwa *bôslich* st. *tôtlich* zu ergänzen und 829 *swæriz* (= lästig) st. *swarzziz* zu conjicieren sein. schliefslich sei bemerkt, dass die wendung *einem den tôt geben* kaum mhd. ist. man wird besser tun, *selbe tuot er im d. t.* zu schreiben. — ganz unverständlich sind ferner die verse 846 ff: *alsô tet got der rîche uns allen gelîche, dô er des ze dem gedâhte, daz er uns ze dem liehte brâhte.* wahrscheinlich las der schreiber *zů* der vorlage als *zed* und schrieb nach dem folgenden verse abirrend *ze dem.* es wird sich empfehlen *zů uns* zu lesen, vgl. Parz. 695, 12. — 864 f dürfte dem unklaren '*dô ne habet (uns der hèrre), dô ne ruohte er unsir mère*' '*dô ne habet(en wir die êre)*' vorzuziehen sein. — 870 ff lässt W. unergänzt. man wird etwa *unde ouch der arme ubirgât (des rîchen guot)en rât* erwarten dürfen. das *unde* ist condicional zu fassen; *ouch*, nämlich wie Adam (beispiele für condicion. *und* mit der stellung des hauptsatzes bei Jellinek, Hero und Leander s. 83). — warum nach 880 das *alle gelîche* der hs. nicht in den text gesetzt wurde, begreife ich nicht. Karaj.s worte 'ein müfsiger und störender zusatz' sind hierfür doch keine genügende motivierung. waisen finden sich auch sonst im gedichte; vgl. 459. 504. 524. 531. 550. 610. 1023; *alle gelîche* kommt auch 436 vor. — 910 f schreibt W. nach Karaj. bei schilderung des einzuges Christi in Jerusalem: *manich wîp unde man sac(h dô den mâ)ren.* die hs. lässt jedoch noch deutlich *san* erkennen. es ist daher *san(ch dô dem mâren)* zu vermuten. den begrüfsungsgesang der leute hebt nach der bibel schon Otfrid hervor IV 4, 5; vgl. auch Kchr. D. 296, 23 *si sungen ingegen im gewis.* — die ergänzung

zu 945 hat schon Diemer (glossar zu Gen. und Exod.) gemacht. — 982 wird dem mhd. nach Karaj.s und W.s ergänzung die construction *an gân* c. dat. zugemutet. man ergänze etwa *(dô got die nôt) der martir an giench.* — 983 ergänze st. *dâ er uns (ze sînen handen) gevienck* vielmehr *(ze sînen gnâden) geviench.* — 986 war für den fehler der hs. *in vil maneger ende* nicht, wie W. es tut, *in vil manegem ende*, sondern *in vil manegen ende* zu schreiben (vgl. Grimm Gr. III[2] 153). — 1024 f *ze dem allêrsten man, den er (schephen be)gan.* nach 857 wird besser *bilden began* ergänzt. — ganz verunglückt sind Karaj.s und demgemäfs auch W.s versuche, die lücken 1080 ff sinngemäfs auszufüllen. sie schreiben: *(diu brout) daz reht begât, daz ze den selb(en zîten be)stât. dem ist si* (W. lässt *si* aus) *alsô edil unde alsô (hêre, alsô dem) allêrsten zwâre.* wenn W. diese stelle zu erklären wuste, so hätte er gut getan, dies in einer anm. auseinander zu setzen. ich wenigstens weifs mit dem obigen nichts anzufangen und schlage daher vor zu ergänzen: *swer daz reht begât, dâ ze* (vgl. oben meine bemerkung zu Recht 269) *den selben zîten bestât; dem ist si* (die *wirtschaft* oder *broutlouft* 1066 ff) *alsô edil* usw.

In XI, der 'Wahrheit', erregen aufser 44 ff, wo die verderbnis allerdings ziemlich tief zu liegen scheint, die vv. 108 ff anstofs. nachdem von den pfeilen des teufels nach bekanntem bibl. muster [1] gesprochen wurde, heifst es, man möge beim priester heilung suchen: *er vindet uns die strâlen, dâ wir mit gescozen wâren. belîbet si dar inne ... sô ne kan si nimmer enhein man ... geheilan* usw. da das *belîbet si dar inne* den gegensatz fordert, dass der priester den pfeil herauszieht, so wird st. *vindet uns* etwa *ziuhet ouz* zu lesen sein.

Auch in der ausgabe der umfangreichen 'Vorauer sündenklage' hat W. nirgends veranlassung gefunden, von der überlieferung oder Diemers vorschlägen abzugehen.

Gleich 25 ff wäre letzteres geboten gewesen. die hs. hat: *zu sinen hulden hilf du mir durch willen der geburde her in dise werlt geborn harte vorhte ich sinen zorn* usw. W. ergänzt nach Diemers vorgang *daz du geborn wurde* (nach v. 325), setzt nach *wurde* punct und bezieht somit den folgenden satz auf den sünder. dagegen erheben sich mehrfache bedenken. die syntactische stellung von v. 27 ist, gelinde gesagt, sehr auffallend. dazu kommt noch, dass die wendung *her in dise werlt geborn* später 136 f *vil sâlich du dô wurde her in dise werlt geborn* widerkehrt, jedoch nicht mit bezug auf den sünder, sondern auf Maria. es wird sich daher empfehlen, unsere stelle nach dieser zu ergänzen und etwa zu schreiben: *durch willen der geburde,*

[1] vgl. Heinzel Anz. f. d. a. 15, 188; zu den daselbst gegebenen ags. belegen kommt noch eine stelle aus einem Anglia 11, 103 z. 1 ff veröffentlichten gebete.



daz du vil sâlich wurde usw. — 476 ff *dem ich wol zů sprach, ich ne verliez iz nie durch daz, ich ne riete ime an sîne gůt.* W. kann hier doch nur an *güete* gedacht haben. die güte des beschädigten kommt jedoch in diesem zusammenhange gar nicht in betracht. auch ist eine derartige apocope (denn klingenden reim auf stumpfen gestattet sich der dichter niemals) ganz unerhört. es war daher *sine* in *sîn* zu ändern: 'wenn ich auch freundlich zu den leuten sprach, trachtete ich doch, sie in ihrem besitze zu schädigen.' — 491 ff bekennt der sünder, er habe mit jedem weibe in werken oder in gedanken gebuhlt. die hs. fährt fort (500—505): *da mich auer iehtes umbe was, vil sciere urvmet ich daz, daz ich alzoges gůt wip ze leide brahte ir lip mit unrehten mannen: des han ich uil begangen.* ob der satz 500 richtig überliefert ist, lasse ich dahingestellt. geradezu evident aber ist es, dass im folgenden etwas nicht in ordnung ist. hier sind entweder zwei subjecte oder zwei objecte. durch die annahme, dass der schreiber *ich* 501 gegen seine vorlage 502 nochmals eingeführt habe, fügt sich alles aufs beste. 'wenn ich selbst aber keine begierde hatte, so wuste ich es zu machen, dass selbst eine sittsame frau ihren leib mit hurern schändete.' er klagt sich also auch der kuppelei an. — 509 ff *ich pflac des ie, hèrre, daz ich ein rechère was: der mir iht getet oder gesprach, ich rach halt andere liute dinch. an dinen werchen was ich blint* usw. so W. dass *andere* nicht richtig sein kann, ist klar. wenn man bedenkt, dass sich der dichter hier der *lanchrâche* anklagt, wird man vielleicht der änderung von *dinch* in *chint* zustimmen. dann ist zu schreiben *ich rach halt an dere liute chint.*[1] 'wenn mir die leute durch wort oder tat etwas zu leide taten, rächte ich es an den kindern derselben.' wegen der ergänzung des objectes *ez* vgl. Lob Salom. 81, wo freilich W. *ez* ganz überflüssiger weise einsetzt. der übergang von *der* auf *liute* ist allerdings hart; doch vgl. Otfrid II 2, 14; II 9, 36; II 19, 16 f; Schönb. Pred. II 106, 8 und die verse der Hochzeit 714, 715, die W. mit unrecht von einander trennt.[2] — 597 ff ist die überlieferung gleichfalls in augenfälliger weise unbefriedigend. *er* (sc. der teufel) *scol die selben mite, die er mir dâ wolde geben, vil lange e i n u b e l e l e b e n, daz ich ir hie verdienet habe. die nim du mir hie abe* usw. wie zu bessern war, hätte W. aus 746 ff ersehen können *sô getâne wêwen gibet er* (der teufel) *ze mîte: mir wære lieber daz erz ime hète.* danach werden wir schreiben *vil lange im ubele haben. daz* 600 ist concessiv zu fassen und die interpunction entsprechend zu ändern. — 773 schreibt W. nach der hs. *Dů sôgetâne chamfwât, hèrre, niemen ne hât, wane deme du sie geben wil.* die

[1] nachweise für die construction von *rechen an* c. acc. werden gegeben Mhd. wb. II 1, 683[b].

[2] weitaus stärkere inconcinnitäten dieser art finden sich zb. Otfrid II 5, 15; Schönb. Pred. II 61, 37 f; Credo 2530 ff; 2549 ff; vdHagen GA 42, 180 ff.

besserung *Die* ergibt sich von selbst. — 805 ff hat W. *ich nehdn necheine craft wider die mich . . . des ėwigen riches vil gerne bestiezen.* ohne lücke fährt W. mit der hs. fort (810—817): *ob sie diu gotheit von himele her in erde treip in einer armen magede bûch zů diu daz du hulfest ûf dem der dá gevallen was. daz du, hėrre, ie daz durch unsich getėte: daz riet dir din gůte* usw. wie auch W. bemerkt, ist 809 *bestiezen* reimlos. dass hier eine zeile ausgefallen ist, ergibt sich daraus, dass der folgende satz ohne jede syntactische beziehung ist. was fehlt, ist ganz gut zu erkennen, etwa: *ich wœn du daz niht lieze, ob dih* (st. hsl. *sie) diu gotheit* usw. im vorliegenden falle können wir sogar noch nachweisen, dass der blick des schreibers von *bestieze* gleich auf *lieze* abirrte; denn die hs. hat *bestieze.* nach *was* 814 ist natürlich ein komma zu setzen, nach *getėte* 816 ein punct.

Hiermit könnten wir die erörterung über die art, wie W. den zweiten punct seiner principien durchgeführt hat, schliefsen, wenn nicht noch einige fälle zu besprechen wären, die W. unbeanstandet gelassen hat, trotzdem sie in offenkundiger weise in grammatischer hinsicht anstöfsig sind.

So behält er *dû viole* im Lob Salom. 128 bei. die Dkm. änderten in *di viole.* wir dächten, die herausgeber hätten sich durch das der la. beigesetzte ʻahd. *phiala, phialûn*ʼ über die notwendigkeit dieser änderung klar genug ausgesprochen. das versehen des schreibers ist hier zudem ganz erklärlich: es gehn zwei substantiva mit dem artikel *dû* voraus, drei solche folgen. — ebenso war im Nabuch. 57 *di heidini* st. *du heidini* zu schreiben. auch hier ist die art, wie der fehler entstand, einleuchtend: in der nächsten zeile folgt *du dru kint.* vor *heidini* ist *dru* gestrichen. der schreiber ist also offenbar in die nächste zeile geraten, hat dann sein versehen bemerkt und nur unvollständig gutgemacht. — im Vaterunser 7 ist *diu chint* st. *die chint* zu schreiben, Himml. Jerus. 269 *durch die . . . minne,* nicht *diu.* — im gedichte ʻVom rechteʼ 367 war *swelhe sô welle* in *swelher sô welle* zu ändern, wenn schon nicht aus anderen gründen, so doch wegen v. 336, der *swelher sô welle* hat. — in der Hochz. 703 muste W. nach seiner auffassung der stelle *die* in *diu* ändern. — ebenso wenig geht es an, einen accus. sg. fem. *diu* der Milst. hs., die sonst so scharf zwischen *die* und *diu* scheidet, zu belassen, wie dies W. Hochz. 800 tut. — Vor. sündenkl. 385 war *werven* (3 pl. indic. prs.) in *wervent* zu ändern.

Schwerer als die zuletzt angeführten versehen, die immerhin in der flüchtigkeit des herausgebers ihren grund haben mögen, ist es, wenn W. Nabuch. 216 *in ginin stûch* in den text setzt. die hs. hat *stuchin.* dies beizubehalten verbietet das vorhergehende reimwort *bûch.* daher änderten die Dkm. in *slûch.* denn

ein stm. *stûch* (W.s anm. zu dieser stelle) ist unbelegt. — den satz Himml. Jerus. 80 *alliu sîn tugente erlischent* hat schon Schröder (DLZ aao.) beleuchtet.

Anderseits hat der herausgeber änderungen an der hsl. überlieferung vorgenommen, die durch nichts geboten waren. so setzt er st. '*wâri*' (= *ez enwære*) '*ni wâri*' Nabuch. 94 und ändert Vor. sündenkl. 569 f '*daz der mîn arme geist iht verlorn werde*' *iht* in *niht*.

Hierher gehören auch die fälle, wo W. ganz mit unrecht das pron. pers. ergänzen zu müssen geglaubt hat, wie Summa 153; Lob Salom. 232; Vom rechte 318; Vor. sündenkl. 381; 770. schon die zahlreichen belege, die bei Diemer Vor. hs. zu 28, 7, in den Dkm. zu 47, 4, 93 und bei Kinzel zu Alex. 3520 angeführt sind, hätten W. eines besseren belehren können. weitere fälle sind mit händen zu greifen; vgl. zb. Hohesl. (ed. Haupt) 42, 24; 54, 24; 102, 14; 127, 28; Schönb. Pred. I 134, 41; Summa D. 94, 16; J. Jud. D. 141, 24; 156, 6; Leben Jesu D. 251, 14; 261, 15; J. gericht D. 285, 6; 287, 22; 289, 11; Aneg. 25, 38; Lob Salom. D. 112, 19.

Ebenso war den hss. in folgenden fällen zu folgen: Nabuch. 31 *gulûti*; 173 *zasamini*; Himml. Jerus. 198 *puhuete*; 430 *guwisse*; Vom rechte 374 *goloube*; Vor. sündenkl. 643 *unphûre*. W. setzt an all diesen stellen *ge-* usw. ein, ungeachtet der belege in MSD zu 36, 3, 9 und Beitr. 11, 288 ff, zu denen noch *vorborgen* Zs. 4, 289 und *gobot* Schönb. Pred. II 138, 21 zu stellen ist.

Der dritte punct des W.schen programmes gieng dahin, von den hss. aus metrischen oder strophischen gründen nicht abzuweichen. ref. gesteht gerne, dass er darin mit W. übereinstimmt, wofern unter dem ausdruck 'metrisch' der reim **nicht** inbegriffen ist. auch W. scheint die berechtigung, aus gründen des reimes änderungen an der überlieferung vorzunehmen, zuzugeben. denn er hat in seinen text zb. folgende änderungen früherer herausgeber aufgenommen: Ezzo 255 *meintêtun (: sun)*, hs. *meinteten*; Summa 3 *diuval (: al)*, hs. *diuvil*; 257 *irbarmen (: armen)*, hs. *irbarmin*; Lob Salom. 68 *vullan (: gân)*, hs. *uulli*; 151 *scôno (: Lybano)*, hs. *sconi*; 193 *Salomônen (: scôni)*, hs. *Salomon*; 257 *gisên (: Hiersalêm)*, hs. *gisehin*; Nabuch. 85. 117 *Holoferni (: gerni)*, hs. *holofern*; 101 *Oloferni dô giwan (: vreissam)*, hs. *Do giwan ol.*; 114 *irchâmin (: wârin)*, hs. *irchomen*; Hochz. 536 *reinîn* nach Paul *(: sîn)*, hs. *reinen*; Arnst. Marl. 38 *drehten (: creften)*, hs. *geist*; 109 *werlet (: vortet)*, hs. *werlt*; St. Lambr. Marienseq. 10 *Maget aller maget wunne (: sunne)*, hs. *wunne* fehlt; 21 *prophetae (: ê)*, hs. *wissagen*; Marienseq. aus Muri 18 *hêre (: êre)*, hs. *heru*; 25 *mâre (: gebâre)*, hs. *mere*. — danach waren wir zu der erwartung berechtigt, W. würde dieses verfahren auch auf die gedichte anwenden, bei denen derartige

änderungen von den früheren herausgebern unterlassen worden waren, zumal da sich einzelne ansätze hierzu zeigen. so ändert er Hochz. 388 *creftichlîchen* wegen des reimes: *rîche* in *creftichlîche* und Vor. sündenkl. 112 *durch uaren (: geborn)* in *durchvarn.* aber auch in dieser erwartung werden wir getäuscht. wir wollen uns mit der besprechung von reimen, wie *stân : Jerusalêm* Himml. Jerus. 45 f (die hs. hat zb. 3. 187 *sten); ûfgetân : haben* 73 f; *hêrist : êriste* 130 f; *zît : wîte* 434 f; *drie : bî* Vom rechte 48 f; *alle : gevallet* 36 f (das ged. hat sonst kein überschüssiges *t* im reime); *hête : seite* Hochz. 375 f *(heite : seite* schreibt die hs. 916); *sun : triwen* Wahrh. 96 f; *man : missetrôsten* 112 f; 138 f; *sun : hêrren* Vor. sündenkl. 19 f usw. gar nicht weiter aufhalten, sondern nur einiges erwähnen, das die aufmerksamkeit jedes herausgebers erregen muste.

Himml. Jerus. 446 ff lauten bei W.: *Nu habent ir alle wol vernomen, wî ir in dî burch sculet chomen unt wî irs ouch muget verwerchen, woltent ir daz merchen. swâ man aine gůte rede tůt dem tumben ummâre, der haizet ime singen von wertlîchen* (hs. *werltl.) dingen unt von der degenhaite, daz endunchet in arbaite. wir haben noch zuwaigere wege gewalt* usw. hier ist nach 450 offenbar ausfall zweier zeilen anzunehmen. einen reim *tůt : ummâre* gibt es nicht. zudem ist nicht zu ersehen, wie die vv. 450—454 in den zusammenhang passen.[1] — Vom rechte 396 f *mit rehtir gemehelen sô sol si sîn chone sîn* muss *gemehelin* st. *gemehelen* gelesen werden. — Hochz. 251 und 278 reimt W. *entwâlte* resp. *entwâlten* auf *wolte* resp. *wolten.* vorzuziehen ist die annahme, dass hier das praet. von *twellen* reimt. — in der Wahrheit 168 f belässt W. den reim *gebôt : gesunt,* trotzdem die besserung hier eine sehr leichte ist, nämlich *gesundôt.* — auch in der Vor. sündenkl. scheint in bezug auf den reim nicht alles in ordnung. so lauten die vv. 50 ff: *wande du den êwigen lop (: got) durch die sundêre inphienge; unde newêre nie nieman mit sunden bevangen (: unergangen)* usw. diese bindung ist im ganzen gedichte ohne analogie: es war daher *niemen* zu schreiben.

Die überlieferung der verse Vor. sündenkl. 721 f gibt gleichfalls anlass zu bedenken: *nu entlîp mînen sunden durch dîn selbes gůte.* das vorkommen von reimen auf unbetontes *e* ist allerdings für das gedicht erwiesen; vgl. *werche : fruote* 286 (l. *guote?)* und *hête : inlieze* 662. im obigen fall tritt aber noch das überschüssige *-n* dazu. wenn man bedenkt, dass der dichter hier ein weit besseres reimwort zur verfügung hatte, das er auch an anderer stelle verwendete (233 f *enbunden : wunden),* dass ferner die wunden Christi öfter zur geltendmachung des anspruches auf vergebung verwendet werden (vgl. 234 *durch willen der vinf*

[1] wie mir Schröder soeben freundlichst mitteilt, ergänzt er nach 450 *(tůt :) daz dunchet dem wîsen gůt* und nach 451 *(ummâre :) ze hôrenne vil swâre.*



wunden und Wahrh. 34 f *mit sinen fiunf wunden virtilget er unser sunten)*, so ist m. e. nicht daran zu zweifeln, dass *gůte* vom schreiber st. *wunden* eingesetzt wurde. nimmt man dies an, so erhält *dîn selbes* 722 erst seine rechte bedeutung: 'um deiner eigenen wunden willen schone meiner sünden' (= wunden, nach der vorstellung auch dieses dichters 749 ff), eine geistreiche antithese, die beiläufig bemerkt auch in einer der unter Anglo-Saxonica minora von Logeman Anglia XII veröffentlichten sündenklagen angewendet wird. hier heifst es (s. 507) *Forgif me for þinra wunda áre þæt þu gehǽl on me ealra minra firena* (übergeschrieben *synna) wunda* usw.

Manches wäre über die abteilung einzelner verse, über die interpunction (besonders schlimm ist das ἀπὸ κοινοῦ Hochz. 973 ff behandelt!), über die einleitungen und anmerkungen zu sagen. um den umfang dieser rec. nicht noch gröfser zu gestalten, will ich nur éinen punct hervorheben, bei dem ich mich mit W. in übereinstimmug befinde. die von Müllenhoff angenommene umstellung der verse 137—144 und 145—154 im Lob Salomons hat W. m. e. mit recht zu gunsten der in der hs. überlieferten reihenfolge aufgegeben.

Was die äufsere einrichtung des buches anbelangt, so wäre es erwünscht gewesen, wenn W. durch am rande angebrachte zahlenhinweise das vergleichen seiner ausgaben mit den abdrücken der hss. erleichtert hätte. auch wäre es für den leser bequemer, wenn W. die ergänzungen durch cursivdruck oder klammern im texte kenntlich gemacht hätte, statt in den laa. dem ergänzten worte die betreffende anzahl von puncten gegenüber zu stellen.

Der druck des buches ist sehr wenig sorgfältig. s. X z. 4 v. o. l. *Gedichte*; s. XIII z. 4 v. o. *zunächst*; ebend. z. 20 *Script.*; s. XV z. 13 v. o. *habe*; s. XX z. 9 v. u. *Nabuchodonosor* usw. auch im texte selbst wimmelt es von druckfehlern. der störendste ist Ezzol. 46 f: *von dem grase gab er ime daz pluot, von dem mere gab er ime daz hâr.* hier haben '*daz pluot*' und '*daz hâr*' ihre stellungen getauscht.

Auf die setzung der längezeichen ist nicht immer geachtet: I 17 l. *alsô*; 130 *gehôrsam*; 251 *sîn*; II 96 *schîdinti*; 322 *holdîn*; III 104 *virbôt* (praet.); 147 *silbirîn* usw. *gibot* (praeceptum) wird von W. beharrlich *gibôt* geschrieben, so I 76. 234. IV 23.

Schliefslich sei bemerkt, dass bei der verszählung mehrerer gedichte irrtümer untergelaufen sind; im gedichte 'Vom rechte' ist 239 st. 240, 240 st. 241 usw. zu citieren, in der Hochz. 79 st. 80 usw., in der Vor. sündenklage 189 st. 190 usw.

Wien, 2 oct. 1890. CARL KRAUS.



Zum Rosengarten. untersuchung des gedichtes II. von dr Georg Holz. Leipzig, GFock 1889. 151 ss. 8°. — 4 m.*

Der verf. gesteht (s. 5) selbst, dass ihm die anordnung des stoffes grofse schwierigkeit bereitet habe. es ist ihm wol nicht ganz gelungen, diese schwierigkeit zu überwinden: ref. wenigstens muss einen dem seinigen entgegengesetzten weg von den einzelnen hss. zum archetypus für weitaus natürlicher halten. dies ist aber auch der einzige halbwegs methodische vorwurf, der sich der im übrigen ungemein gründlichen und scharfsinnigen schrift machen lässt.

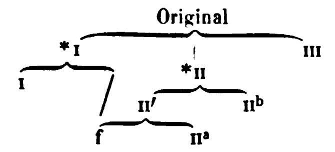
In cap. I bespricht H. die überlieferung und ihre gruppierung. die redaction II des Rosengartens ist uns in einer längeren (II^a), einer kürzeren (II^b) und einer durch mischung mit I entstandenen fassung (f, ed. WGrimm, Der Rosengarte, Gött. 1836) erhalten. II^a wird repräsentiert durch die hss. b (ed. WGrimm, Zs. 11, 536), h und s (beide gemischt in vdHagens heldenbuch von 1820)[1], s′ (fragment bei Grimm, Roseng. s. 91), K (ed. Müllenhoff, Zs. 12, 411 ff), endlich *α* (umreimung des gedruckten heldenbuchs ed. Keller, einschiebsel darin s. 635, 39 bis 640, 11), II^b durch die hss. p (ed. Bartsch, Germ. 4, 8 ff), T (ed. Neuwirth, Zs. 28, 139 ff) und C, eine čechische übersetzung. zu der übersetzung, die H. von den in Časopis musea království Českého jahrg. 1881 s. 464 ff durch Patera gedruckten fragmenten liefert, teilt mir dr Murko freundlichst die nachfolgenden bemerkungen mit: es ist bedenklich mit H. s. 8 von 'trochäischen (meist) achtsilbigen versen' zu sprechen, da der čechische achtsilbler kein accentuierender oder quantitierender, sondern ein rein silbenzählender vers ist. zeile 31 ist Pateras texte gemäfs die klammer zu tilgen und nach *heran* eine lücke zu bezeichnen. z. 57 ist *gegen sie* statt *gegen ihn* zu lesen, denn *nym* kann nur dat. plur. sein, dat. sing. wäre *nyemu*. z. 65 ist *jedoch* für *einmal* einzusetzen, denn *gednak* heifst *jedoch*, während *einmal* nur *gednou (gednau)* heifsen könnte. z. 73 ist die conjectur H.s zu verwerfen, denn *nechway* als dualform ist unmöglich, ebenso

* [vgl. Litter. centralbl. 1889, nr 22.]

[1] wozu H. übrigens den abscheulichen mischtext vdHagens noch buchstabengetreu abdruckt (s. 30), ist nicht einzusehen. überhaupt hat es mit der diplomatischen widergabe gleichgiltiger citate, die er liebt, sein bedenken. sie nutzt niemandem etwas, und es kommen nur druckfehler heraus: so steht s. 21 *Gippich* st. *gypis*, s. 29 *guomӯ* st. *quomӯ*, vor *vorbyte* fehlt das zeichen der lücke, st. *briuc* l. *briue* und st. *brief* in der letzten strophe l. *brif*, s. 30 in der letzten zeile des citates aus II^a l. *sprach* st. *spraeh*, s. 31 z. 219 st. *ritter*[1] l. *Ritter*, z. 220 st. *bey* l. *pey*, s. 97 st. *vz* l. *v̊z*, st. *kůnĕ* l. *kůnē* uam. es fällt mir nicht ein, H. aus diesen kleinigkeiten einen vorwurf zu machen — aber wozu dann das alles? wenn man diese strichelchen, ringelchen und häkchen auflöst, *u* und *v* ihrem lautwerte nach verwendet, so geschieht der akribie kein schade und man erleichtert dem setzer sein handwerk und sich die correctur.

tay für neučechisch *té*, dessen ältere form nur *tey* sein kann (vgl. Miklosich Vergl. gramm. III² 362). z. 90 ist der singular des čechischen textes nicht fehlerhaft, da die singularformen des relativs auch für den plural gebraucht werden. z. 153 ist *horzye* mit *schlimm* st. mit *weh* (interjection) übersetzt. z. 161 ist *wyehlassny* eher mit *berühmt* als mit *klug* widerzugeben, obwol das wort beide bedeutungen hat, ebenso z. 192. nach z. 163 wäre wenigstens noch das fragment einer zeile *welche ihm alle gegeben sind* mitzuteilen gewesen. z. 197 l. *diesen* = *tomu* st. *ihn*, was *nyemu* wäre. der name *Perchylia* (z. 181) für Volkers mutter zeigt selbständige, wenngleich verworrene sagenkenntnis des übersetzers, denn er ist wol kaum čechischen ursprungs, sondern vielmehr gleich *Birkhild*, Fasolts mutter (HS³ 247).

In cap. 2 behandelt H. das verhältnis der drei redactionen zu einander und kommt zu folgendem stammbaum:



Ich muss gestehn, dass mich die ausführungen H.s in § 9, welche die selbständigkeit von III beweisen sollen, von vornherein durchaus nicht überzeugt haben, dass mir vielmehr III ebenso wie f als eine nur viel selbständigere contamination von *I und *II erscheint, die vom contaminator mit allerhand willkürlichen zutaten aus eigener sagenkenntnis ausgeschmückt wurde. H.s ansicht würde mir begründet scheinen, wenn III irgendwo das ursprünglichere gegenüber I und II bewahrt hätte. das ist aber nirgends der fall. vor allem nicht in der § 13 angeführten stelle; denn da ist in I und II alles in schönster ordnung, während in III etwas unmögliches steht. in I sind die helden eben mit dem essen zu ende und wollen aufstehen, *do erhuob sich von* (so m statt *vor* b) *dem tische ein michel grôz schar*; darauf ermahnt sie Dietrich still sitzen zu bleiben, weil er eine mitteilung zu machen hat. in II ist Dietrich nicht mit seinen mannen zusammen, er tritt in den sal, als sie eben beim essen sind; da sie nicht so lange warten wollen, bis man die tafeln aufgehoben hat, um ihm entgegenzugehn, schicken sie sich an über die tische zu springen. das ist vielleicht etwas grotesk, aber immerhin vernünftig. in III aber sitzen alle zusammen bei tische, und als sie aufgegessen haben, wollen sie über die tische springen, worauf sie Dietrich stille sitzen heifst. ja, warum wollen denn die herren diese gymnastische übung vornehmen? das war doch nie und nirgends die gebräuchliche manier von tafel aufzustehn. zu besonderem zwecke, wie in der durch II geschilderten situation, oder in aufserordentlicher aufregung wie

Willehalm 179, 7 (vgl. auch Nib. 1903. 1904) mochte derartiges vorkommen. so lässt sich denn die lesart von III nur erklären, wenn man annimmt, dass es I und II contaminiert habe.[1]

Diese ansicht über die stellung von III wird nur bestätigt durch die neu gefundenen und von Mourek in den sitzungsberichten der kgl. böhmischen gesellschaft (jahrg. 1889, s. 118ff) veröffentlichten bruchstücke, auf die mich Roethe aufmerksam macht. das erste erzählt das ausrichten der botschaft an Dietrich durch Seburg, schliefst sich also mit seinem anfange an das erste, mit seinem ende an das zweite der von Müllenhoff veröffentlichten Danziger bruchstücke. an letzteres fügt sich dann wider die beratung der helden im zweiten Prager bruchstücke, sodass zwischen D¹, P¹, D², P² bei der abrupten darstellungsweise von III kaum viel verloren gegangen sein dürfte. Seburgs botschaft ist jedesfalls nur eine umkehrung von Sabins botschaft (Seburg: Dancwart = Bersabe: Sabin), die zahl von 500 rittern findet sich da wie dort, die gestalt des wirtes hat ihre seitenstücke im kunstepos (zb. Wimar im Willehalm) und verrät den unvolkstümlichen ursprung schon durch den namen. die wörtlichen übereinstimmungen von P² mit I, II und f sind besonders lehrreich und werden es rechtfertigen, wenn ich, um die vergleichung für andere zu erleichtern, das fragment soweit notwendig hier zum abdruck bringe:

1. . . . . *des man mir gelôben mach,*
ich sluoge ir vor ir [krô]nen einen backenslach.
2. *Doch volge ich mîme herren [billich] war ich sol.*
der mich hie heime lize, ich entpüre[1] *ir(re) rôsen wol:*
soldich durch ir kussen rîten an den Rîn,
wie wol ich [sîn e]ntpüre[1] *mochtich hie heime sîn.*
3. *'Nû [dar], nû [dar]', sprach Alpart, 'wir muozen beide dar.*
rëtestû heime[2], *bruoder, [und] daz ich mit in var?'*

[1] in demselben aus III mitgeteilten abschnitt liest H. in der 3 strophe mit Müllenhoff *Her Dyterich von Berne [hyz] synin [c]a[pelan] und synin schri[be]re [beyde vur] sich gan.* ich halte diese lesung für falsch und jene andere, die M. in der anmerkung zur stelle in anlehnung an II andeutet, *Her Dyterich von Berne [ryf] synin [c]a[pelan] und synin schri[be]re [hyz er vur] sich gan*, für die einzig mögliche. es ist ja nicht einzusehn, wozu Dietrich, um sich einen brief vorlesen zu lassen, einen schreiber und einen caplan braucht, vielmehr sind beide ein und dieselbe person: *synin capelan und synin schribere* bedeutet nur 'seinen caplan, der zugleich sein schreiber war', wie etwa *swestersun und der herre mîn* Parz. 798, 10 = 'mein neffe, der du zugleich mein herr bist. dieses doppelobject ist dann *ἀπὸ κοινοῦ* zu *ruofen* und *heizen* construiert, woraus sich der accusativ bei jenem zeitwort erklärt. dazu stimmt auch allein die letzte zeile des mitgeteilten textes III, und auch II, freilich nicht nach h, wol aber nach s und f *'der hœre dise mære (und sol her zuo mir stân), waz stât an dem briefe', sprach der kapelân.* natürlich ist auch in II z. 82 *ouch* mit s zu streichen.

[1] *entpûre* [2] *?deime*

'ich wil dir sagen, bruoder, swaz[3] mir dort gescicht,
ich vorlobete ir kussen villichte, des campes vorlobe ich nicht.'

4\. *'[Wan] daz, weiz got', sprach Witige, 'ich volge den herren mîn,*
mich het ir kussen unhôhe, mochtich hie heime sîn.'
'nein, hinen chlîbet niemant' sprach der tobende Wolfart,
'und wêren ûwer tûsent, ir mûstet alle an die vart.'

5\. *'Nu endrowet uns nicht zû sêre', sprach meister Hildebrant,*
'jâ hât die juncfrowe Krîmilt her nâch mir gesant.
ich nême ir kussen gerne, sie ist ein[4] scône magetîn,
so breng ich der lîben Uoten ein rôsenkrencellîn.'

6\. *'Irn sprehet nicht:' [sprach Wolfart], 'ob got wil(le), daz geschicht;*
die dort der rôsen huoten, sie lâzent uns vorgebens nicht.
nemt ein alde risen mit ûch umb ein houbetkraz[5]:
die dort der rôsen huoten, die haben ouch der sceidere[6] bizen gâz.'

7\. *'Nû dar, nû dar!' sprach Heyme, 'ich weiz wol, ich muoz dar;*
ob mirz mîn herre heizet, wî bilche ich denne var.
ich sage ûch vor die wârheit: wen daz ich doch dar(e) muoz,
ich gienc durch ire rôsen nimer einen fuoz.'

8\. *'Nû wirret mir daz selber', sprach von Berne her Dietherich[7],*
'rite ich dar durch ir rôsen, daz wêre unmogelîch:
ich muoz irn trotz versuochen[8], swie mirz darnâch ergê!
lesent an, hêre meister: ist an deme brive icht mê?

9\. *'Ich sage waz si ûch untpûtet, von Berne her Dietherich[7]:*
sô[9] ir die reise lâzet, sô tuot ir lästerlîch
. . . .
. . . .

10\. *Hie steit mê an dem brîve: si lêzet ûch de[s] biten[10]*
durch aller vrowen êre, — der lop hât ir denne irstriten —
daz ir chumet zû irre hôchzît: sî wil iren man nemen.
lâzet ir die reise, ir muget[11] es ûch immer schemen.'

11\. *'En numer dummen âmen!' sprach von Berne her Dietherich[7],*
'wes zîgen mich die vrowen? ist daz [n]icht wonderlîch,
daz nû keine vrowe wil nemen iren man
noch nicht bî(e) im slâphen, ichn muoze mich mit ime slân?

12\. *Gibt im got gelucke, daz her mir angesiget,*
und her an scônen bette an [ir arme] liget,
und ich den sig vorlîse und werde von im gewunt,

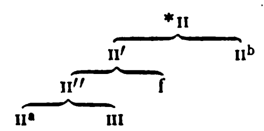
[3] *war* [4] *eîn* [5] *?vn̄ ein houbet maz* [6] *?* [7] *Diechs*
[8] *verfügen* [9] *swie* [10] *bitten* [11] *mugest*

sô scrîge [ich denne] wâ[fen[12], *sô er] si chusset [an] iren munt.*
13. *'Ich weiz wol', sprach [der getrûwe],* *Eckehart, 'ich muoz dâhin,*
swie sêre ich bekummeret *von den Harlungen bin:*
wust ich, weme ich die lîze, *ich rûmete gerne disse lant'.*
'die lâz hie vrowen Uoten', *sprach meister Hildebrant.*
14. *Dû sprach Volcnant der milde:* *'ich muoz ouch an die vart.'*
'ich wil mit tir rîten', *sprach sîn bruoder Hâwart.*[13]
dô sprach der von Berne, *'sô sît mir willekomen,*
ichn habe keinen dienst *sô gerne an mich genomen'.*

Es folgt nun die aufzählung der helden abweichend von den übrigen fassungen: 1. Volcnant; 2. Hâwart, dessen bruder; 3. Dietrich; 4. Witege; 5. Heime; 6. Hildebrant; 7. Eckehart; 8. Nûding, Rüdigers sohn; 9. einer von Hildebrands brüdern Hâche (hs. *hagen)* oder Herebrant von Biterne (hs. *heckerant von bucherne)*; 10. Yseher von Garten; 11. Dietlieb der Steirer. nun beginnt wider wörtliche übereinstimmung:

19. *'wir haben eilf recken* *so rechte wunniclich,*
wâr nemen wir den zwelften?' *sprach von Berne her Dietherich.*[7]
20. *'Der ist uns trûwen tûre'* *sprach meister Hildebrant,*
'idoch wil ich in sûchen, *da ich in b(i)ewîlen vant.*
ê ich in hie heime lîze, *sô muoste*[14] *der munich Ilsân,*
herre, ob irz gebîtet, *ûz sîner apsen*[15] *gân.'*
21. *'Enummer dummennâmen!' (sprach der Bernêre)* *'mach daz [werden] wâr?*
her ist in sîme clôster- *gewelbe wol zwelf jâr*[16];
sult ich in gote untfremden, *dem her sich hât ergeben,*
ich hettes immer sunde, *vorstôrte ich ime sîn leben.'*
22. *'Wizter, herre von Berne* . . . .

Wenn man dieses fragment mit den entsprechenden stellen der anderen fassungen vergleicht, so bestätigt sich auch hier wider, dass I und II von III benutzt worden sind, und zwar II in einer redaction, die eine mittelstufe zwischen II' und IIᵃ bildete, sodass der stammbaum von II sich jetzt folgendermafsen gestaltet:



Dass III nicht auf *II oder II' zurückgeht, zeigt die einführung der gestalt Eckharts, die diesen beiden fassungen, wie H. (s. 48. 86. 144) richtig zeigt, fremd ist. dass es nicht auf IIᵃ beruht, erweisen die zahlreichen näheren übereinstimmungen

[12] Mourek liest nach *wa* noch ein undeutliches *s* [13] *hauwart*
[14] *můzte* [15] *aspen* [16] *gar*

mit f: vgl. 4, 2 mit f 256 gegen II^a 230; 5, 1 mit f 257 gegen II^a 237; 5, 4 mit f 260 gegen II^a 240; 6, 1 mit f 261 gegen II^a 241; 6, 2 mit f 262 gegen II^a 242. für II^a ergibt sich durch die vergleichung bestätigung der la. von s 224 aus 1, 4 *(in . . . ir)*, s 228 aus 3, 4 *(verswer)*, s 231 aus 4, 2 *(küssen)*, s 236 aus 4, 4 (*noch* zu streichen), s 240 aus 5, 4 *(so)*, s 242 aus 6, 2 *(die . . . uns)*, s 267 aus 10, 3 *(komen ilen)*, s 268 aus 10, 4 *(müget)*, s 271 aus 11, 3 *(ir keine)*, s 272 aus 11, 4 *(müez vor)*, der la. von h, soweit sie nicht schon in vdHagens text steht, h 238 aus 5, 2 *(juncfrowe . . . her)*. benutzung von I 251 ff zeigt str. 11; vgl. auch str. 12, 4 mit I 256 gegen II^a 276. vielleicht nur zufällig ist die übereinstimmung von str. 1 mit I 839.

Mit diesem resultat haben wir einen terminus a quo für die abfassungszeit von *I und *II: später als in den anfang des 14 jhs. kann sie nicht fallen.

I hat gewis den dem ursprünglichen am nächsten stehenden text. der ausgangspunct der abweichungen von II ist die einführung könig Etzels in die sage. dadurch entsteht gleich am anfang ein widerspruch. Etzel bekommt eine ausforderung von Gibich, darauf reitet er zu Dietrich, dieser geht in den sal zu seinen recken — und lässt dort einen ganz anderen brief verlesen, worin Kriemhilde ihn selbst herausfordert. dieser widerspruch wird kaum geringer, wenn man mit H. annimmt, dass Etzel die herausforderung nicht allein, sondern nur mit unter den anderen königen seiner zeit erhalten habe. aufserdem beruht seine auffassung nur auf der verderbten la. von s, der gegenüber er nicht die schlimmbesserung vdHagens *rich* st. *lant* hätte annehmen sollen (s. 21), während doch die vergleichung mit h deutlich ergibt, dass hinter jeder der beiden zeilen je eine zeile in s ausgefallen ist. die entsprechende zeile 13 in p wird kein unbefangener anders als von einer besonderen ausforderung Etzels verstehn.

Mit H. (s. 25) von dem 'sonst nicht weiter bekannten riesen Ortwin' zu sprechen, ist nicht ganz genau. als riese ist er freilich sonst nicht bekannt, wol aber als ritter; denn es ist kein anderer als Ortwin von Metz. darüber, dass derselbe held zugleich auf gegnerischer seite erscheint, vgl. Heinzel WSB 119, 94. — dass *durch willen* II^a 276 jemals die von WGrimm, Roseng. LX, dem sich H. (s. 33) anschliefst, geforderte bedeutung haben könne, scheint mir sehr zweifelhaft. es ist wol mit geänderter interpunction und einem auch sonst vorkommenden übergang aus einer strophe in die andere zu lesen: *'sô bin ich verhouwen und ouch sère wunt durch willen schœner frouwen.' 'küsse ich ein rôten munt', dô sprach Sigstap der junge, 'ich wil gerne an die fart.'*

Im 3 cap. wird II^b genau untersucht, die unabhängigkeit

von p und T festgestellt und die möglichkeit erwogen, dass C von T abgeleitet sei. im einzelnen ist folgendes zu bemerken:

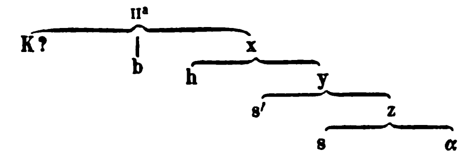
s. 44 die 'übertreibende bemerkung' II^b 69 kann nicht als zeichen jüngeren alters gelten; vgl. Heinzel WSB 119, 83 anm. II^b 81—84 scheint mir durchaus keine gut passende strophe, denn 12 ist doch keine so grofse zahl, dass man sagen könnte *vrou Herche bi dem Rin gewan ni so mangen degen.* dort wo davon die rede ist, dass jeder der 12 recken auch 12 knappen haben müsse wie in II^a, mag man sich das erstaunen allenfalls gefallen lassen. — s. 48. den schluss der interpolation in II^a resp. II' kann ich nicht so unsinnig finden, wenn man von dem widerspruch mit dem bereits erzählten absieht. der interpolator kannte eben die redaction I und wollte nun Eckehart, Amelolt und die aufsuchung Dietleibs anbringen. dass die beiden Harlunge dem schutze Diethers anvertraut werden, hat wol seinen grund in verwirrter erinnerung an die Rabenschlacht, wo die zwei söhne der Helche mit dem etwas älteren Diether (298. 299) ausreiten. war er nun einmal in die handlung eingeführt, so wurde ihm auch an Sigestaps stelle die aufsuchung Dietleibs anvertraut. denn niemand anders als dieser ist wol unter Gotelindes *swesterkint* zu verstehn. im Biterolf 5577 ist er der sohn von Gotelindes cousine. über *kint* als mascul. vgl. Gramm. III^2 321, doch ist dies hier nicht notwendig, da *ir lieben swester* genitiv sein kann. — s. 58. wie sich H. das verhältnis von II^b 427 f zu f 1320 f und II^a 1219 ff vorstellt, ist mir nicht klar geworden. II^a soll das ursprüngliche in den reimen *bekant:wigant, leben:geben* erhalten haben. in einer II^b und f gemeinsamen vorstufe sei dann daraus durch ausfall zweier zeilen *wigant:geben* geworden, woraus einerseits in f *degen:geben,* in II^b durch vermittelung einer zwischenstufe *sant:hant* entstanden sei. aber eine II^b und f gemeinsame vorstufe, die II^a ausschlösse, suche ich in seinem ganzen stammbaum umsonst. warum nicht schon *II eine unvollständige strophe gehabt haben solle, ist nicht abzusehn. — s. 65 drückt sich verf. über denselben punct vorsichtiger aus, er gibt die möglichkeit principiell zu, meint aber, dass wir es nicht erkennen könnten, weil zwischen *II und den uns unmittelbar zugänglichen texten eine ganze reihe bewuster bearbeitungen lägen, die einen in ihrer vorlage vorhandenen fehler der strophenabteilung selbstverständlich beseitigen musten. eine solche 'reihe bewuster bearbeitungen' zwischen *II und II' hat aber verf. nirgends nachgewiesen. handschriften werden wol dazwischen liegen, aber zu unserem glücke gab es auch schreiber, die nicht nach dem ruhme strebten 'bearbeiter' zu sein und überlieferte fehler ruhig abschrieben. auffallen könnte es höchstens, dass II' den fehler unbeanstandet liefs. doch ist das auch nicht unbegreiflich; wenn die uns überlieferten 'bewusten bearbeitungen' neue fehler gegen die strophenabteilung hineinbrachten, so konnte eine von

ihnen auch irgend einmal einen überkommenen übersehen. IIᵃ, f und IIᵇ haben dann jedes selbständig geändert. — s. 70. unter Wolfdietrichs sachs ist wol nicht der Eckesahs, vielmehr das schwert Rose zu verstehen (HS³ 275). der dichter wagt in komischer gewissenhaftigkeit und gelehrsamkeit nicht zu entscheiden, mit welchem seiner beiden schwerter Dietrich den streich geführt habe. — s. 71. es ist ja wahrscheinlich, dass Siegfrid und Dietrich in einer ursprünglichen sagengestalt nur zu fufs kämpften; in dem all unseren gedichten zu grunde liegenden archetypus kämpften sie jedesfalls bereits zu pferde und dann erst zu fufs, wie es bei den anderen zweikämpfen der fall ist, bei denen keine riesen beteiligt sind. dass dadurch schon der archetypus unglücklich componiert erscheint, weil er den zug vom aufstofsen der türe mit dem fufse nicht aufgeben wollte, also Dietrich erst absteigen, dann auf ermahnung Wolfharts wider aufsteigen, endlich zum fufskampf wider absteigen muss, ist ja richtig; aber warum soll ein archetypus gegen schlechte composition gefeit sein? speciell der zug der intervention Wolfharts beim aufsteigen in I und IIᵇ ist kaum durch zufälliges übereintreffen zu erklären. IIᵃ hat selbständig geändert, aber auch in IIᵃ 1800 reitet Siegfrid in den garten. — s. 72. über die reime *t:z* in nicht niederdeutschen denkmälern vgl. Vogt, Salomon und Markolf I, CV. — s. 73 z. 6 f v. o. l. 2286, 3—2287, 2. — s. 74 in der rede Hildebrands IIᵇ 844 ff kann ich den 'witz' nicht finden.

Im 4 cap. wird ebenso f abgehandelt. s. 94 drückt sich der verf. in beziehung auf IIᵃ 575—78 recht unklar aus: 'eine neue beigesetzte strophe' soll wol eine an den rand geschriebene bedeuten. — s. 98. ich halte die fassung von f 809 ff für wenigstens teilweise ursprünglich. der sagenzug ist eben aus dem Laurin entlehnt (vgl. BPhilipp, Zum Rosengarten, Halle 1879, s. LXV) und, wie das bei entlehnungen geschieht, nicht ganz gut angebracht. in der fassung IIᵃ ist es nicht verständlich, woher der ferge 737 ff weifs, wer die überfahrt heischenden sind. — s. 101. der reim *Rüedigêr : mær* ist würklich anstöfsig, vielleicht ist f 921. 922. 925. 926 als éine strophe zu lesen. — s. 121. hier und s. 69 behauptet H. die unvereinbarkeit von f 1692—95 mit der folgenden strophe. ich kann diese unvereinbarkeit nicht finden, ja ich finde die strophen in f sogar besser als die durch allzugrofse knappheit schwer verständlichen in IIᵇ. — s. 124. ohne die strophe IIᵃ 1983—86 verteidigen zu wollen, muss ich doch bemerken, dass der grund, den H. für deren verwerfung angibt, nicht stich hält; denn *zugen* (1987) kann plusquamperfectum sein. — s. 125. ihre einführung in das gedicht hat Brünhilt wol weniger der verwechselung von Irland und Island zu danken als ihrer traditionellen gegnerschaft gegen Kriemhilt. — s. 126. IIᵃ 2109 f ist vielleicht die lesart von IIᵃ

mit dem einen reimwort von f einzusetzen, indem man *warf: scharf* für *schôz : grôz* liest. — s. 128. dass die beiden strophen II[a] 2199—2202 und 2215—18 zusammengehören, hat H. richtig gesehen, aber der sinn, den er ihnen unterlegt, ist nicht nur schief, sondern lässt sich auch aus den überlieferten worten nicht herauslesen. die königin verspottet den alten, dass sein schwert und schild schon *krump* seien; dieser antwortet, er wüste wol eine burg, die er ohne schwert und schild erobern könnte und möchte. der ursprüngliche gegenredner war wol nicht Hildebrand, sondern Ilsan. die strophen scheinen mir bruchstück eines gesprächs mit obscöner tendenz, das ein später bearbeiter eingefügt hat.

Im letzten capitel behandelt verf. die hss. der redaction II[a] und kommt zu folgendem stammbaum:



S. 135. II[a] 767 würde ich mit vdHagen *maniges recken leben* lesen; *leben* = *lîp* zur umschreibung der person wie Barlaam 21, 2. II[a] 769 f möchte ich den reim *gent:went* weniger gewaltsam als H. in *geben : sweben* ändern; über *sweben* = schiffen vgl. Lexer s. v. — s. 137. wenn man den sinn, den H. in der stelle sucht, beibehalten will, so kann man dem texte näher bleiben, indem man liest *wie lützel frowe Gotelint mir der volge gan*; freilich ist *einem der volge günnen* nicht belegt, kann aber ohne zu viel kühnheit für gleichbedeutend mit *einem der volge geben* = 'einem beistimmen' angesehen werden. aber es bleibt immerhin ein schiefer sinn und müste wol auch *günde* heifsen. ich glaube, dass der fehler auch in *lützel* steckt und schlage vor: *wie liez ich mîn frou Gotelint mit der wîlen gân?* — s. 140. den text von II[a] 1147—54, den H. in b besser findet, verstehe ich in dessen textherstellung nicht. — s. 149. auf eine so kleine übereinstimmung, wie *wanne* gegen *war,* möchte ich nichts geben: das kann nur allzu leicht zufall sein.

Baden bei Wien 4. 8. 1890. S. SINGER.

Johann Reuchlins komödien. ein beitrag zur geschichte des lateinischen schuldramas von HUGO HOLSTEIN. Halle a/S., Waisenhaus, 1888. VIII und 172 ss. 8°. — 4 m.

Durch das gefällig ausgestattete kleine bändchen werden die komödien Reuchlins, die nur in gröfseren bibliotheken zu finden waren, allgemein zugänglich gemacht. aufser dem gedruckten



material konnte der herausgeber auch zwei hss. aus Erfurt und Upsala seinem texte zu grunde legen. der kritische apparat wäre allerdings an den meisten stellen entbehrlich gewesen, er ist nur ein koketter gelehrter aufputz. welchen gewinn wird selbst der philologe daraus ziehen, wenn er lernt, dass zb. im Henno v. 183 C *tercius* schreibt, oder dass v. 105 ein schreibfehler wie *neglgienter* stehn geblieben ist? nur an wenigen stellen waren würkliche varianten zu verzeichnen, auf diese hätte sich H. beschränken können. eine hs. der k. k. hofbibliothek (nr 10214[n]) aus dem anfange des 16 jhs. enthält ein fragment des Henno (v. 47—141) mit böhmischer übersetzung. auch sonst macht H.s ausgabe oft den eindruck des künstlich inscenierten, manch schwerer ballast lässt sich ohne jede gefahr über bord werfen, besonders die nichtssagenden widmungsbriefe und gedichte. hat H. in seiner Ackermann-ausgabe das vorwort ungerechtfertigter weise weggelassen (vgl. Spengler, Verl. sohn s. 51), so tut er hier des guten wider zu viel. dafür aber geht die litterarhistorische untersuchung, die sich naturgemäfs nur auf den Henno beschränkte, nicht tief, sondern nimmt die gewöhnlichen ansichten über abkunft aus dem Maître Pathelin auf treu und glauben hin. der herausgeber des Henno hätte nicht unterlassen dürfen, dieser schwierigen frage aufs neue nahe zu treten und den versuch einer lösung zu wagen. nicht einmal Schaumburgs fingerzeige (Zeitschrift für neufranzösische sprache 9, 1—47) sind genügend beachtet. einen wichtigen beitrag, unabhängig von H., hat Banzer in seinen verbesserungen zu Schaumburgs artikel (ebenda 10, 93—112) geliefert, der auch H.s arbeit in vieler beziehung ergänzt.

In einem buche über Reuchlins dramatische würksamkeit hätte ich zunächst einige beobachtungen über das humanistendrama der frühzeit erwartet. drei richtungen characterisieren dasselbe: 1) strenge anlehnung an die antike komödie, wie bei Hegendorfinus, Zambertus ua. hierher gehört auch die bisher wenig beachtete Cauteraria (Anzeiger für kunde der deutschen vorzeit 1878 sp. 161, 1879 sp. 15 f): eine buhlgeschichte, der liebhaber Auelardus wird gebrandmarkt und rächt sich an der geliebten. dürfen wir bei dem namen nicht an Abälard denken? 2) neigung, kleine schwänke dramatisch auszugestalten (s. Bolte im Hermes 1886 s. 313 und Zs. für vergl. litteraturgeschichte und renaissancelitteratur n. f. I 231, vgl. Anzeiger 13, 253). 3) tendenzdramen wie Codrus, Stylpho, die von Peiper zuerst veröffentlichte komödie, welche H. s. 72 erwähnt. vgl. dazu die ganz abweichende deutung Boltes (Zs. für vergl. litteraturgeschichte und renaissancelitteratur n. f. I 17 und 231). Reuchlins Sergius gehört ganz in die dritte gruppe, während der Henno, wie zahlreiche humanistendramen, eine verbindung der ersten und zweiten gruppe repräsentiert. form und aufbau ist antik; der stoff ist ein volkstümlicher. die geschichte vom betrogenen

advocaten wird in einer reihe von schwänken behandelt. besonders Italien liefert mehrfache beiträge. Finnamore, Tradizioni popolari Abruzzesi I 136 erzählt: ein bursche verkaufte sein schwein an mehrere parteien, an jede für acht quatrini. später wird ihm bange, er geht zu einem advocaten und bietet ihm das halbe schwein, wenn er ihm beistehn wolle. dieser rät ihm, sich verrückt zu stellen und allen leuten ins gesicht zu schreien: ciffe, caffe, gniffe, gnaffe. die list gelingt, aber auch der advocat kann keine andere antwort erhalten. ähnliches erzählt Parobosco in Gli diporti giorn. I nov. 8 (Venezia 1586). ein junger mann, Tommaso, verkauft sein haus an mehrere leute, er wird eingesperrt, ein ihm befreundeter advocat rät ihm, nachdem Tommaso ihm 25 ducaten versprochen, sich vor gericht verrückt zu stellen, eine feige zu machen und zu pfeifen. das tut er vor gericht, aber auch bei forderung der 25 ducaten, 'sodass der betrüger der betrogene war. und das muste er in geduld auf sich nehmen, wenn er nicht durch darlegung des wahren verhalts sich selbst anklagen und sich selbst strafbarer hinstellen wollte, als Tommaso selbst.' an unklaren, fast unmöglichen voraussetzungen leidet Lodovico Domenichis darstellung in Facettie, motti e burle (Firenze 1564 s. 198). da handelt es sich um die zolldefraudation eines schäfers, der anwalt verlangt zwanzig ducaten, rät ihm, sich verrückt zu stellen und zu pfeifen. auch ihm wird pfeifen als bezahlung. der doctor konnte ihn nicht zur verantwortung ziehen 'seiner ehre wegen' und verwünschte die bosheit des bauern. dramatisch behandelt in Italien den stoff Grazzini (um 1570) in seinem L'arzigogolo (Commedie 1750, vgl. Gaspary, Ital. litteraturgeschichte 2, 610). uns interessiert nur ein teil der handlung. sir Alesso klagt über armut. sein diener Valerio verspricht ihm grofsen gewinn: ein arbeiter der frau Papera, Arzigogolo, hat ein par ochsen verkauft und will das geld für sich behalten. für zwei scudi rät ihm Alesso, sich blödsinnig zu stellen und nur zu pfeifen. der richter weist die klage ab. im fünften acte verlangt Alesso sein geld. es entspinnt sich ein dialog, der in deutscher übertragung ungefähr so lautet: 'Al. siehst du, Arzigogolo, was dir mein rat geholfen hat, du wirst deine ochsen behalten, wol bekomms. nun zeige, dass du ein ehrlicher mann bist, und dass du dich an die zwei scudi erinnerst. Arz. sff. Al. ah, ich muss noch jetzt lachen, wie du den richter angepfiffen hast, du hast dich sehr gut benommen. aber nun ists nicht mehr zeit, den wachteln etwas vorzupfeifen. wann wirst du mich zahlen? Arz. sff. Al. höre auf, jetzt ist der spafs aus. wann wirst du mich zahlen? Arz. sff. Al. pfeif nur, du vieh! ich sage, meine zwei scudi. Arz. sff. Al. du glaubst, du kannst es mir wie dem richter machen; weifst du nicht, dass es meine erfindung ist? Arz. sff. Al. zum teufel, ich werde dich pfeifen lehren, schwindler, warte nur. Arz. sff, sff, sff. Al. da ist er

fort. o gott, wie alles auf das gleiche ausgeht. ich bin mit meinem eigenen schwindel gefangen worden, und von wem? von einem groben bauern, und dazu muss ich noch aus scham schweigen.' bei Grazzini sind diese scenen nur als episode für die komische figur des Arzigogolo eingeschoben. aber deutlich zeigt sich sowol die übereinstimmung mit der dramatischen ausgestaltung von Pathelin und Henno, als auch mit der italienischen volkslitteratur. besonders die moralische schlusswendung ist eine so auffallende, dass man an eine ursprünglich gemeinsame quelle denken muss. es liegt, wenn man die italienischen maskentypen ins auge fasst, die in den hauptumrissen noch deutlich zu erkennen sind, nahe, sie in einer italienischen komödie zu vermuten. die italienische form der erzählung ist auch weiter gedrungen: RKöhler teilt mir ein jütländisches märchen mit, wo der bauer sein ferkel an mehrere personen verkauft und auf rat des advocaten nur pyhy sagt. in der Bretonne (Sébillot, Littérature orale de la haute Bretagne I 139) hat einer sein kalb an mehrere personen verkauft. ein geistlicher rät ihm: 'Quand on vous interrogera, vous ne repondrez rien, mais vous sifflerez au nez de celui qui vous questionera.' er wird auch würklich für 'fou' gehalten. aber wie der geistliche kommt, 'l'homme se mit à siffler comme à l'audience et c'est tout ce que le recteur put obtenir.'

Die hypothese des italienischen lustspiels wird uns durch eine deutsche nachahmung noch wahrscheinlicher. Goedeke und Keller haben das Luzerner neujahrsspiel bis ins jahr 1560 hinausschieben wollen. dagegen erklärt Bächtold (Geschichte der deutschen litteratur in der Schweiz s. 210 f) mit voller bestimmtheit auf grund der hs., dass das stück dem ende des 15 jhs. angehöre. auch litterarisch scheint dieser frühe ursprung viel wahrscheinlicher. Mone hat es bereits (II 375) wegen der zigeuner ins 15 jh. gesetzt und auch auf italienische anklänge in der sprache aufmerksam gemacht. Parmentiers beobachtung, dass sich anklänge an Gengenbach und Hans Sachs finden, konnte ich nicht nachprüfen, da mir Parmentiers arbeit nicht zugänglich war; jedesfalls dürfte aber auch ein umgekehrtes verhältnis möglich sein. wie im Henno handelt es sich um tuchkauf, wie in Finnamores märchen bildet die summe von acht goldstücken den gegenstand der klage. das eigentümlichste an dem stücke ist die zigeunerscene, die in die handlung sehr wenig eingreift. dagegen fehlt der scene Gretas mit der nachbarin der eigentliche abschluss, sodass man der vermutung Banzers, hier sei eine zweite zigeunerscene, in der Greta fragen kommt, ausgefallen, gerne zustimmen möchte, um so mehr, als sich hier die acteinteilung in augenscheinlicher verwirrung befindet. die antwort des knechtes lautet hier 'weiw'. die behauptung H.s s. 90, aus dialectischen gründen sei hier ble zu weiw geworden, ist ganz unhaltbar. wir haben einfach den

pfiff der italienischen tradition. aus dieser heraus klingt auch die moral (Keller, Fastnachtspiele 849, 14): 'das ist bös, du muost im vertragen und darfst kein menschen darzuo segen.' weist das schon auf italienischen ursprung hin, so führt die zigeunerscene direct zur italienischen komödie. Klein (Geschichte des dramas IV 238) spricht von der italienischen farsa, zu der auch zingaresche, zigeunerdialoge, gehören, welche sich meist um wahrsagerei drehten. nehmen wir Goldonis bericht über die typen der italienischen komödie dazu, so wird uns eine ursprünglich italienische farce als ausgangspunct des Luzerner spieles im höchsten grade wahrscheinlich, wie Herman Grimm bereits in seinen Essays 1859 vermutet hatte.

Viel complicierter als diese italienisch-deutsche gruppe ist der französische Maître Pathelin, dessen ausgaben Petit de Julleville, Répertoire du théâtre comique au moyen-âge s. 191 f, verzeichnet. Lucien Schöne hat in seiner neuen schrift: Le Jargon et Jobelin de Villon s. 47 wider einmal Villon als autor zu nennen versucht. zunächst wird sofort klar, dass zu der ursprünglichen handlung eine zweite hinzugetreten ist: wie allen populären figuren hat man dem Pathelin eben verschiedene schwänke zugeschrieben, und zwei derselben sind in einer gewis geschickten verknüpfung zu dem possenspiele geworden. dass die prellerei um das tuch durch totstellen eine ursprünglich selbständige anecdote, möglicher weise sogar ein dramatischer schwank war, macht das von Banzer mitgeteilte schäferspiel aus den Coventry plays wahrscheinlich. da stiehlt Mak ein schaf, seine frau stellt sich krank, er mahnt die suchenden gefährten zur ruhe, ganz wie im Pathelin Guillemette. sie wollen aber dem schlummernden neugeborenen sprössling geschenke überreichen, dabei entdecken sie, dass in der wiege statt des kindes das vermisste schaf liegt. im detail sind starke ähnlichkeiten mit Pathelin vorhanden, die weitere entwickelung zeigt aber das zwischenspiel als parodie der scene der heiligen drei könige. dieselbe episode findet sich in den Wildkirk plays (vgl. Collier, History of the english dramatic poetry II 182 ff) und berührt sich mit einem schwanke, der auch in den Hunderd merry tales erzählt wird (Shakespeares jest books I 106). die elemente der italienischen farce lassen sich aber, besonders in der streitscene zwischen mann und frau, den klagen über die schlechten kleider usw. nicht verkennen, nur bilden sie die einleitung zu dem ersten schwanke, während im zweiten, der dem italienischen den umrissen nach vollkommen entspricht, für den pfiff der laut bee eingetreten ist. vergegenwärtigt man sich, dass es sich hier um einen schafhirten uud schafdiebstahl handelt, so kann man dieser änderung eine entschiedene bedeutung nicht absprechen. es heifst zb. auch ausdrücklich v. 313: Il cuide parler à ses bêtes. diese fassung des schwankes mit dem bee-laut erscheint auch öfters in

der populären litteratur, so erzählen die Merry tales and quick answers 'of him that payde his debt with crying bea' (Shakespeares jest books I nr 60, ähnlich auch die Pasquils jests ebenda III 45). ein eigentümliches misverständnis bieten die Amusemens français ou contes à rire (Venise 1752) 2, 56 ff. sie folgen der italienischen tradition, wenn sie den bauer ein schwein an verschiedene personen verkaufen lassen. der anwalt rät ihm aber, 'plai' zu sagen. 'c'est un mot de pays qui signifie que vous plait-il.' dass die beiden schwänke vor ihrer vereinigung zum Maître Pathelin ein selbständiges dramatisches leben geführt, wäre nicht undenkbar: zwischen der ersten und zweiten abteilung liegt ein deutlicher einschnitt, der drappier setzt vollständig neu ein (s. Lacroixs ausgabe s. 51). die verknüpfung ist jedoch eine vollkommen feste. der Maître Pathelin, in der gestalt, wie er auf uns gekommen, scheint dem brandenburgischen volksmärchen zu grunde zu liegen, das WSchwarz im Bär 2, 117 mitteilt. es bietet eine wunderliche verquickung verschiedener motive. ein bauer verkauft sein schwein an fünf schlächter. wie sie es abholen wollen, legt er sich auf den rat seiner frau zu bette und stellt sich tot. die schlächter zanken sich, begnügen sich aber schliefslich mit einer teilung des schweines. wie sie den bauer aber gesund herumwandeln sehen, verklagen sie ihn beim richter. der advocat, dem er 25 thaler (vgl. Paroboscos 25 ducaten) in aussicht stellt, rät ihm, vor gericht nur immer 'abgepfiffen!' zu erwidern. er wird als unzurechnungsfähig weggeschickt, auf dem heimwege kommt er beim hause des advocaten vorbei, der ihm vom fenster aus zuruft: nun, wie steht es mit meinen 25 thalern? der bauer blickt hinauf, erwidert: abgepfiffen! und geht geraden wegs nach haus.

Reuchlins Henno steht vollständig auf dem boden der italienischen tradition und weist mit seiner astrologenscene auf eine dem Luzerner spiele ganz nahe stehende quelle hin. auch einzelheiten, wie die summe octo aurei, der stall als versteck, die schilderung der marktausrüstung, stimmen so auffällig überein, dass man an eine dem Luzerner spiel und Henno gemeinsame quelle denken muss. directe anlehnung an das Luzerner spiel scheint dagegen höchst unwahrscheinlich, der name Greta, den Bächtold für diese annahme ins treffen führt, ist nicht beweiskräftig. Reuchlin muss das stück vollständig durchcomponiert haben, ehe er das französische drama kennen lernte. dass es ihm nicht fremd geblieben, macht ein motiv vor allem sehr augenscheinlich. es ist das bee, bei Reuchlin ble. ich habe früher betont, dass dieser ausruf nur im munde des schäfers eine gewisse berechtigung hatte. Dromo ist aber bei Reuchlin ein knecht, und dadurch verliert das ble seine eigentliche bedeutung. das ble muss Reuchlin sehr gefallen haben, da er es im Sergius ebenfalls angebracht. solche interjectionslaute sind dem humanistendrama

auch sonst nicht fremd, ich erinnere nur an das 'mock' Naogeorgs. dass es sich schon im italienischen originale um einen tuchhandel drehte, macht die übereinstimmung des Henno und des Luzerner spieles fast sicher. auch einige, allerdings wenige, wörtliche anklänge an den Pathelin finden sich. zb. Donc tu auras ta cause bonne; Henno v. 313 Causam bonam foves. A son conseil il faut tout dire; Henno v. 307 Nam oportet sciscitari singula. Je tiens que le juge est assis; v. 322 Judex tribunal occupat. Je l'absoulz de votre demande; v. 355 Et ego Petruci absolvo sic clientulum. im ganzen hat aber eigentlich Petit de Julleville aao. s. 196 nicht unrecht, wenn er sagt: Il y a fort peu de ressemblance entre les deux pièces. daher möge man auch von allen zu weit gehenden vergleichungen absehen, die nur den ungeheueren reichtum des französischen witzes immer deutlicher machen werden. der neueste biograph des Hans Sachs, Schweitzer (s. 304), behauptet dagegen wider, dass Reuchlin aus dem Pathelin eine lateinische komödie gemacht habe. die namen holt Reuchlin zum teil aus der antike, zum teil aus dem gewöhnlichen leben. Petrucius klingt italienisch, ich weise aber darauf hin, dass ein Petrucius schon in Wimphelings Stylpho erschienen war (s. Martin, Strafsburger studien 3, 480). die antike hat aber auch anderweitig Reuchlin beeinflusst. zu den hübschen nachweisen, die H. s. 140 über den sprachschatz gegeben, hätte er noch einige allgemeine bemerkungen hinzufügen können. so schweben dem dichter im ersten teile sichtlich die eingangsscenen der Aulularia vor, in denen es sich auch um einen vergrabenen schatz handelt. die Aulularia ist es ferner, die nach meiner ansicht die Reuchlin angehörige einführung des liebespares Dromo-Abra bedingt hat. er versucht, in echt humanistischer weise, eine versittlichte ausgabe des liebesverhältnisses zwischen Lykonides und Phaedra, wie sie die christliche schule forderte. der antike mag auch die wandlung des Drappier-Duochman zum Danista zu danken sein; nach Reuchlins eigenem ausspruche (H. s. 99) verwendet er diese bezeichnung als nomen proprium mercatoris. ich glaube nach all dem gesagten zu dem schlusse berechtigt zu sein, dass es eine italienische komödie gab, aus der Reuchlin, das Luzernerspiel und Pathelin unabhängig von einander schöpften. der Henno verrät aber zugleich oberflächliche bekanntschaft mit dem Pathelin.

H. bespricht weiter die bekannten deutschen bearbeitungen. bei Hans Sachs war auf die echt fastnachtspielmäfsige vergröberung des liebes- und ehepares hinzuweisen (Kellers ausg. bd. 7; 133, 8 ff. 150, 31 ff). die schlusswendung des Petrucius 146, 19 'Betreugt mich gleich der baurenknecht Dunkt mich mir gscheh nit gar unrecht' klingt an die moral der italienischen tradition an. Betz arbeitet nach Reuchlin, benutzt aber auch Hans Sachs, Gregor Wagner kennt alle drei vorgänger. der anecdote Wickrams lässt

sich die aller details entbehrende fassung aus Büttners Claus narren an die seite stellen (s. l. 1752, teil 9 nr 58): 'ein vorsprach hatte einen dieb vnterrichtet, dass er vor dem gerichte thete wie ein stumme und nirgend zu antwortet, allein sagte zu allem das man fragen würde: pa pi pa pi pa. als wollte er jn vom galgen lofs machen, vnd zehn gülden zu lohne haben. der dieb thete also vor dem gerichte und ward ledig, der vorsprach fordert zehen gülden, da bleib der dieb auff diesem weg, wie jn der vorsprach geleret hatte, vnd sprach auch zv jhm: pa pi pa pi pa, vnd machte sich vom vorsprachen auch ledig.' auf spätere französische umarbeitungen ist H. nicht weiter eingegangen, über sie orientiert Petit de Julleville und Banzer aao. s. 103 f. die neueste deutsche bühnenbearbeitung von Albrecht graf Wickenburg (1883, Neues Wiener theater nr 116), der eine sehr kurze lebenszeit auf der Wiener bühne beschieden war, hätte erwähnt werden sollen. Ticknor (1, 616 der deutschen ausgabe) bringt ein Entremes del Letrado des Lope de Vega mit dem Pathelin in zusammenhang; davon kann bei diesem, in den Obras sueltas 18, 8 abgedruckten diebsschwanke keine rede sein. holländische bearbeitungen des Maître Pathelin existieren von Cammaert 1715, Esgers 1779 und Lamme c. 1783 (s. Catalogus der bibliotheek van de maatschapij te Leiden I 2, 72. 90. 131).

Von einzelheiten habe ich nachzutragen: zur aufführung des Henno vgl. Bächtold aao. s. 396 f. das 'revenons à nos moutons' H. s. 42 ist nach meiner ansicht in Deutschland erst sprichwörtlich geworden, nachdem es Kotzebue in den Deutschen kleinstädtern verwertet hatte. von deutschen aufführungen des Pathelin sprechen aufser Lessing Meyer und Herder. in Bremen wurde das stück 1765 mit Schröder als Agnelet gegeben. 'den Pathelin gab Ekhof mit allen zoten, die seine gebehrden verstärkten' (Meyer, Schröder I 138). mitte mai 1765 sah Herder Rhynsolt und Saphira und 'das noch schlechtere lustspiel Pathelin' (Herders briefe an Hamann hg. von OHoffmann s. 25. Lebensbild I 2, 138). zu grunde lag die deutsche übersetzung von JCS. Danzig 1762 (Hoffmann aao. s. 239). der französische Pathelin kam auch auf die bühne der jesuiten und erhielt sich bis in die mitte unseres jhs. (s. Vautrey, Histoire du collège de Porrentruy s. 306). Daniel Megels compositionen der chöre in Henno nennt Ambros (Musikgeschichte IV 215) wahre bänkelsängerstücklein. derselbe erwähnt auch, dass 'Hans Holbein d. j. die verse mortalium jucunditas' (v. 144 ff) seinem Triumph der armut als denkspruch beigegeben. das stück Ayrers (s. 87) ist eine bearbeitung von Machins drama Dumb knight, das öfter auf dem repertoire der englischen banden erscheint (s. Creizenach, Deutsche nationallitteratur 29, XLVIII). ich finde das heranziehen des stückes der sprichwörtlichen wendung wegen sehr unnötig. Domenichi schliefst mit einem spruche: mali corvi, malum ovum, auf den Schaum-

burg aao. s. 3 viel zu sehr gewicht gelegt hat. Abraham a S. Clara überschreibt den zweiten teil seines Centifolium stultorum: mala gallina, malum ovum.

Über den Sergius lässt sich nichts sagen, ehe die tendenziöse grundlage vollständig klar geworden. als drama hält er mit dem Henno keinen vergleich aus. eine comedia del Sergio, Venecia zwischen 1550 und 1562 erschienen, die Barrera im Catalogo del teatro Español p. 582 aus dem index von 1707 anführt, hat schwerlich etwas mit Reuchlin zu schaffen. die Scenica progymnasmata standen ebenfalls auf dem index, und zwar auf dem portugiesischen von 1581 und dem spanischen von 1585. ich entnehme diese angaben der ausgabe der Indices librorum prohibitorum des 16 jhs. von Reusch (s. 354 und 414), kann aber bei dieser publication des Stuttgarter litterarischen vereins die bemerkung nicht unterdrücken, dass fast die einzige arbeit, die bei einem derartigen abdrucke zu machen gewesen wäre, in der anfertigung eines guten registers bestanden hätte. dieses fehlt, und somit ist die ganze ausgabe eigentlich unbrauchbar.

Die bibliographie, sowie die nachweise der druckorte kann ich, gestützt auf angaben dr Boltes, der meine untersuchung auch anderweitig förderte, ergänzen. zu Connibertus s. 44 vgl. Jacob [Lacroix], Bibliothèque Soleinne nr 673—675. der druck von 1543 auch in Kopenhagen, Luzern [kantonsbibliothek], Paris [bibliothèque nationale]; ein anderer s. l. et a. im Haag. — Betz (s. 77) auch in London.

Scenica progymnasmata (ich citiere nach den nummern bei H. s. 155 ff. ein beigesetztes a oder b usw. bezeichnet einzuschiebende ausgaben): 1) in Darmstadt, Tübingen. 2) in Bamberg, Erlangen, Kopenhagen. 2^{a}) Tubingae 1502 in Lübeck. 3) Budapest. 5) Stuttgart. 6^{a}) Monasterii 1509, erwähnt in der Bibliothèque Soleinne nr 279. PBahlmann teilt aus einem Münsterer exemplar ein epigramm des Murmellius mit, das H. nicht kennt (ein nachtrag zu Holsteins bibliographie der Reuchlinschen komödien im Correspondenzblatt der Westdeutschen zeitschrift 1889 sp. 72 ff). 6^{b}) s. l. 1510 in Bamberg. 7) in Strafsburg. 7^{a}) Phorce 1512 in Heidelberg. 8) in Strafsburg. 8^{a}) Argentorati 1513 in München. 9) in Kopenhagen. 9^{a}) Coloniae 1515, erwähnt von Bahlmann. 9^{b}) Monasterii 1516, ebenda, in dieser ausgabe steht das oft gesuchte Laus sive encomium Reuchlini. 11) in Upsala. 12) vgl. Denis s. 113. 13) in Strafsburg. 14^{a}) Davent. 1515 in Strafsburg. 14^{b}) Davent. 1516 in Heidelberg. 15) in Kopenhagen. 16) in Budapest. 17) im Haag. 19) in Kopenhagen, Prag, Wernigerode. 20^{a}) Lovanii 1534 (London). 20^{b}) Coloniae 1537 (?). 20^{c}) Lips. 1538. 20^{d}) Coloniae 1540 (?). 20^{e}) Antverpiae 1544. 20^{b-e} in der Bibliothèque Soleinne nr 285. 24) in Augsburg, Hamburg, Budapest, Frankfurt a/M., London, Strafsburg. 25) in Augsburg, Carlsruhe, Erfurt, Prag, Strafsburg, Upsala.

Sergius (s. 163). 4ᵃ) Tubingae 1516 in der Bibliothèque Soleinne nachtr. nr 27. 6) in Augsburg, Kopenhagen. 6ᵃ) Lipsiae 1521 in Augsburg, Kopenhagen, Lübeck, Zwickau. 7) in Augsburg, Berlin, Darmstadt, Kopenhagen, London, München, Rostock, Strafsburg, Tübingen, Wernigerode, Zwickau. 8) in Erfurt, Erlangen, Frankfurt a/M., Heidelberg, Köln, Kopenhagen, London, Oxford. 10) in Augsburg, Erfurt, Frankfurt a/M., Kopenhagen, London, Paris, Upsala, Wernigerode.

Comoediae duae (s. 165). 1ᵃ) Coloniae 1528 im Haag. 2) in Cassel, London. 3) in Giefsen, Jena, Stralsund, Weimar. 4) in London, Paris.

Ein böser druckfehler ist im texte des Henno stehn geblieben, s. 28 v. 325 Dromo für Danista. s. 87 z. 4 muss es heifsen: 17 jahrhundert.

Hat H. auch, wie sich gezeigt haben dürfte, die untersuchung nirgends wesentlich weiter geführt, so bleibt man ihm doch für die ausgabe selbst zu danke verpflichtet.

Wien im märz 1890. ALEXANDER VON WEILEN.

Étude sur Jean Fischart par P. BESSON. Paris, Hachette 1889. — 364 ss. 8º. — 6 m.*

Dem eifer, mit welchem wir Deutschen im Elsafs die geschichte des wider gewonnenen landes studieren, setzt sich auf französischer seite, zumal bei den nach Frankreich übergesiedelten Elsässern, ein gleiches bestreben entgegen, und soweit es würklich wissenschaftliche forschung gilt, kann man sich darüber nur freuen. hr Besson hat seine beiden thesen (dissertationen) diesem zweck gewidmet: zu der oben angeführten kommt die lateinische *De Sebastiani Brant sermone, Argentorati* 1890. der grammatische ertrag dieser letzteren wird dem Elsässischen Idiotikon zu gute kommen, welches ref. mit HLienhart zusammen und mit unterstützung der landesverwaltung vorbereitet.

Allgemeineres interesse wird die Fischartstudie erwecken und durch die klare, muntere darstellung kommt sie diesem interesse in der tat entgegen. auf französische leser berechnet muss sie freilich manches vorbringen, was dem eigentlichen Fischartforscher längst bekannt ist; aber wie viele dürfen sich so nennen, selbst unter den deutschen germanisten? auch ihnen aber wird namentlich die beständige berücksichtigung der französischen litteratur und der französischen staatsverhältnisse in Fischarts zeit erwünscht sein.

Selbstverständlich wird der deutsche satiriker vor allem mit Rabelais verglichen. bei aller bevorzugung des letzteren in hin-

[* Litter. centralbl. 1890, nr 27. — Revue crit. 1890, nr 31.]

sicht auf schriftstellerische verdienste ist B. doch gerecht genug, sowol die überströmende fülle und die eigentümlich deutsche art in der behandlung des entlehnten stoffes vollauf anzuerkennen, wie die strenge, insbesondere in den geschlechtlichen beziehungen ernste sittlichkeit des Deutschen zu loben. einzelne stilistische eigenheiten Fischarts, zb. sein zusammenstellen von fremden und deutschen ausdrücken für dieselbe sache: der tyrann oder halsherscher Dionysius uä., werden gut vorgeführt und glücklich bei der kritik einiger zweifelhafter stücke verwendet.

Inwieweit die forschung über Fischart durch Besson gefördert worden ist, kann ref. jetzt nicht im einzelnen erörtern. dagegen ist es ihm möglich zu dem biographischen eingangscapitel selbst neues material beizubringen, wesentlich durch die güte des herrn Adolph Seyboth, von welchem eben eine sorgfältige topographie 'Das alte Strafsburg vom 13 jh. bis zum jahre 1870' (Strafsburg, Heitz und Mündel) veröffentlicht worden ist. hier wird in den nachträgen s. 327 erwähnt, dass Fischart wahrscheinlich bis 1581 im hause nr 39 der Gewerbslauben wohnte, wo sein vater wurzkrämer (spezereihändler) war. auf meine anfrage verwies hr Seyboth zur begründung seiner angabe auf zwei urkunden.

In der ersten hat hr Seyboth mit vollem recht Fischarts namen trotz der entstellung zu Vischer wider erkannt. 1) *Gemein Contractbuch de anno* 1593 fol. 53[b]: *Kauffbrief Albrecht Ackermanns des Wurtzkremers, vber sein behausung am Prediger-gässlein* (am rande: *Confirmiren Donnerstag den ersten Augusti* 94) ... *Erschienen Georg Kirchhoffer der handelsmann, als Vogt Tobiae, Susannen, Lucretiae, Davidts und Daniels, wie auch unsers Burgers Bernhard Jobins mit Annen Vischerin auch sel. in seiner ersten Ehe erzeugter Kinder, jetzgemelter Georg Kirchhoffer als Ehevogt Barbarae Vischerin und beneben ihme erstgedachte sein eheliche Hausfrau, sodann auch als geschworener Vogt Hans Bernharden und Annen Elisabethen w. des hochgelehrten Johann Vischer der Rechten Doctoris selig nachgelassener Kinder, alle als Erben weil. Johann Vischers des Wurzkraemers selig, und freiwillig und offentlich bekanndt und angezeigt haben wie dass sie umb Weinacht des verschinenen wenigeren Zahl* 89 *Jahrs beneben obgedachtem Dr Joh. Vischern, auch unserm Burger, der damals noch in Leben gewesen, mit Albrecht Ackermann dem Wurzkraemer einen Kauff abgeredt, verglichen und beschlossen, der aber noch nit ordentlicher Weis verschriben und daruber gepürender Kauffbrief uffgericht worden....*

2) in das *Gemein Contractbuch de anno* 1599 fol. 2[a] ist folgende abrechnung als doppelblatt eingeheftet: (v°.) *Volgt wafs Doctor Johan Fischart genant Mentzer seligen Kinder noch zu gelten schuldig:*

Item Erstlich fordert Niclaus Schmidt der Kinder Steyffgrofsvatter für Hauptgut vnd Zinss dut . . . 20 *fl.* *ß.* *d.*

Item Hr L : Cristoff Butzmans Seligen Erben Laut Zedul	21 fl.	ß.	₰.
Item Bernhart Garding gewesenen Braunschweygers S. Erben Laut Zedul	-	13 -	4 -
Item Sigmund Feyrabend von Frankfurt Seligen Erben Laut Zedul	11 -	12 -	8 -
Item einem Buchbinder von Hagnau hatt sich nit vnderschriben	-	19 -	8 -
Item Caspar Cherums Buchbinder von Speyr Laut Zedul	1 -	5 -	4 -
Item Johan Külheuser Duchgewender von Hagnau Laut Zedul	16 -	14 -	-
Item Georg Kirchouer für dar gelihen gelt in a° 90 beschehen Laut Handschrifft in Hauptguet	100 -	-	-
Item pleibt man mir dem gewesenen Vogt an meiner Letsten Rechnung vnd anderen seithero ausgeben düt	3 -	10 -	-
Sa. Düt	175 fl.	15 ß.	₰.
Also Rest vnd pleibt noch übrig vorstandt Düt	33 -	6 -	3 -

(r°, gegenüber:) *Volgt wafs* ***Doctor Johan Fischart*** *Seligen Kinder noch Eigenthumblich in Hauptguet vnd Zinss vermögen:*

A. *Item an dem Heuslin in der grienen Bruoch alhie gelegen an 25 fl. ₰. der Dritte theil Dut . .*	8 fl.	6 ß.	8 ₰.
B. *Item so gebürth Inen an 300 R Strasburger Wehrung so M. Hanss Holm Der Kanttengiefser noch aus der behausung zum grienen baum alhie gelegen am Hauptguet soll der Dritte Deil Dut . . . . . .*	52 -	10 -	-
Item für 1 verfallenen Zinss auf Weynachten a° 98 an 15 R Str Wehrung der Dritte Deil	2 -	12 -	6 -
C. *Item auff Valtin Jäger Defs gewesenen Metzgers S behausung am Staden alhie gelegen an 160 R der dritte Deil Dut*	28 -	-	-
Item an 1 verfallenen Zinss auf Vrbani a° 98 der Dritte Deil	1 -	8 -	-
D. *Item so gebürth gedachten Kindern mehr an 100 R Strasburger W auff Lorentz Engelhart dem Schuhmacher neben dem Gerner fisch alhie der dritte Deil Dut . .*	17 -	10 -	-
Item an 1 verfallenen Zinss auff nechst künfftig Mathistag a° 99 an 5 R gedachter Wohnung der dritte Deil Dut	-	17 -	6 -
Item so gebürth Inen dann auch an			

500 *R Strasburger Wehrung so Niclaus Schmied von Frau Barbara Kyrmanin Irer grofsmutter Selg. sein Lebtag zu niessen der Dritte Deil Dut*	87 ℔.	10 ß.	₰.
Item sollen die Bauweren von Friefnen (? ist Friesenheim bei Benfeld gemeint?) *vermög einer abrechnung im Datum a*° 98 *mit In beschehen*	10 -	6 -	7 -
Sa	209 ℔.	1 ß.	3 ₰.

Aus diesen urkunden geht zunächst hervor, dass Fischarts vater recht vermöglich war, da er wenigstens vier häuser in Strafsburg besafs: das an den Gewerbslauben, das im grünen Bruch, das zum grünen Baum und das am Staden gelegene; von ihm rührt, nach den angeführten miterben zu schliefsen, der anteil der kinder Fischarts an allen diesen häusern her. sodann bezeugt die erste urkunde, dass Fischart zu weihnachten 1589 noch lebte, 1593 aber verstorben war. dass er 1590 starb, darf wol daraus geschlossen werden, dass, der zweiten urkunde zufolge, der vormund seiner kinder in diesem jahre der familie die bedeutende summe von 100 pfund vorzuschiefsen veranlasst war.

Der grofse besitz an liegenschaften in Strafsburg, welcher Fischarts vater gehörte, wird wol erst nach längerem verweilen in dieser stadt zusammen gekommen sein, und so wird es auch von dieser seite her wahrscheinlich, dass Fischart würklich in Strafsburg geboren war. hr Seyboth versichert mich, dass er Mentzer auch schon als beinamen des vaters in den urkunden gelesen habe. hoffentlich gelingt es seinen weiteren nachforschungen, auch in diesem puncte sicheres zu ermitteln.

Strafsburg, 4 juli 1890. ERNST MARTIN.

Geschichte der poetischen theorie und kritik von den discursen der maler bis auf Lessing. von FRIEDRICH BRAITMAIER. Frauenfeld, JHuber. 1 teil. 1888. x und 313 ss. 2 teil. 1889. [VIII] und 288 ss. gr. 8°. — 10 m.*

Vor kurzem noch befand sich die litteraturgeschichte in der unangenehmen lage, in allen fragen aus der geschichte der ästhetik auf darstellungen angewiesen zu sein, deren entstehung und bestimmung sie für litterarhistorische zwecke wenig brauchbar erscheinen liefs. hat doch der philosoph — und nur dieser hatte bisher auf jenem gebiete gearbeitet —, wenn er seine

[* GGA 1890 nr 1 (BSeuffert). — Litter. centr. 1888 nr 50. 1889 nr 40.]

wissenschaft historisch betrachtet, lediglich die absicht, seine eigene theorie an den aufstellungen der vorgänger zu prüfen. kein wunder, dass von diesem gesichtspunct aus das moment der entwickelungsgeschichte zurücktritt, dass der einzelne ästhetiker nur so weit herangezogen wird, als er sich mit fragen beschäftigt, welche das system seines kritikers aufwirft. für die litteraturgeschichte dagegen liegt der mafsstab ihrer kritik ausschliefslich in der würkung der theorie, in den consequenzen für die schaffende dichtung. jedes system wird sich ihr als verwerflich erweisen, dessen befolgung durch den dichter traurige früchte gezeitigt hat. nicht weil Gottscheds Kritische dichtkunst zu Robert Zimmermanns ästhetik in widerspruch steht, ist sie zu verurteilen, sondern weil der sterbende Cato in ihr seine existenzberechtigung sucht. und Lessings neuaufstellungen werden da die gränzen ihrer richtigkeit finden lassen, wo Iffland und Kotzebue die theoretische grundlage ihrer thränenseligen rührdramen anzutreffen sich berechtigt glauben. ebenso werden manche Herderschen aperçüs nach den ausschreitungen des sturm- und drangdramas zu richten sein usw.

Dennoch möge man sich hüten, die historisch-philologische methode der modernen litteraturgeschichte ohne weiteres auf die geschichte der ästhetik anzuwenden. wer lediglich die schöpfungen der phantasie des dichtenden künstlers zu betrachten sich anschickt, wird einer genauen kenntnis der philosophie der zeit entbehren dürfen. anders der geschichtsschreiber der ästhetik: er muss Leibniz und Wolff kennen, wenn er über Gottsched und Lessing, er muss Kant und Fichte beherschen, wenn er über Schiller und die Romantiker arbeiten will; ja, er wird auch jener fähigkeit der ideenentwickelung teilhaft sein müssen, die nur dem philosophisch geschulten kopfe eigen ist. reiche früchte lassen sich für die litteraturgeschichte von den einschlägigen bemühungen erwarten. wenn einmal die geschichte der theorie gründlich durchforscht ist, so werden die würkungen der ästhetischen lehrmeinungen auf die poesie leicht zu verfolgen sein. schon heute wissen wir, auf welchem wege Lessings dramen der theorie entkeimt sind; dann wird das gleiche für alle übrige dichtung bekannt werden, die ihre quelle in der abstraction hat.

Nachdem man längere zeit sich in arbeiten, die sich mit der genesis der deutschen poetik, mit Martin Opitz, beschäftigten, nicht hatte genug tun können, ist in den letzten jahren eine reihe von monographien hervorgetreten, die in erfolgreicher weise die geschichte der ästhetik des 17 und 18 jhs. bearbeitet haben. Borinski vor allem hat in einem ebenso gründlichen und gelehrten, als schwerlesbaren buche die deutsche poetik von Opitz bis Gottsched verfolgt. dann hat der frühverstorbene vStein mit richtigem blicke die ersten keime dessen, was man heute gemeiniglich ästhetik nennt, erkannt und, während Borinski die

aller philosophischen systematik entbehrenden poetischen receptsammlungen des 17 jhs. mühsam durchackert hatte, seinerseits die ersten versuche einer im grofsen stile arbeitenden theorie, wie sie in Frankreich, England und Deutschland in der zeit von Boileau bis Winckelmann sich abspielten, in grofsen und klaren zügen dargestellt. das wesentliche glücklich heraushebend hat Servaës die poetik Gottscheds und der Schweizer analysiert. endlich hat Joh. vAntoniewicz den versuch gemacht, die sämmtlichen von einem ästhetiker des 18 jhs. berührten probleme historisch zu begründen; er hat die quellen der erörterungen JESchlegels mit ebenso viel kenntnis als geschick in französischen theorien nachgewiesen.

Diese schriften waren eben erst erschienen, als Friedrich Braitmaier mit einem umfangreichen werke hervortrat, das — eine fortsetzung zu Borinskis buche — die geschichte der poetischen theorie und kritik von den discursen der maler bis auf Lessing zu liefern beabsichtigt. B. hatte schon in dem Correspondenzblatte für die gelehrten und realschulen Württembergs (1885, 9 und 10; 1886, 1—4) eine einschlägige studie geboten: 'Über die schätzung Homers und Virgils von CScaliger bis Herder' (sep.-abdr. Tübingen, FrFues 1886). ein parergon der gröfseren arbeit, das bei seiner grofsen unvollständigkeit keine besonderen erwartungen wecken mochte.

Anders steht es mit dem neueren werke; dieses baut B. auf breitester basis auf. freilich war ihm auch jetzt nicht vergönnt, die quellen, deren eine geschichte der ästhetik des 18 jhs. bedarf, erschöpfend zu verwerten: wer aber jemals gezwungen war, fern von gröfseren bibliotheken zu arbeiten, wird mit dem verf. nicht rechten, dass er sein buch 'Geschichte' und nicht 'Beiträge zur geschichte' usw. genannt hat. tatsächlich zerfällt es in vier lose verknüpfte monographien: Gottsched und die Schweizer, AGBaumgarten, JGSulzer, Moses Mendelssohn.

Die solide basis erhellt aus der mitteilung des verf.s (1, VIII), er habe auch eine darstellung der aufserdeutschen ästhetik von Vida bis Du Bos einerseits, Shaftesbury andrerseits zum drucke fertig gestellt. B. geht von dem unbestreitbaren grundsatze aus, dass die deutsche ästhetik eine frucht der englischen und französischen sei, also nur von ihnen aus richtig begriffen werden könne. logische folge wäre allerdings gewesen, die geschichte der nicht-deutschen ästhetik dem vorliegenden buche voraufzusenden. nicht nur für die darstellung hätte das wesentliche vorteile ergeben. ich nenne nur einen fall. im jahre 1660 fasste der greise Corneille die erfahrungen einer langjährigen tätigkeit für die französische bühne in seine drei 'Discours sur le poëme dramatique' zusammen. auf eine lange reihe von triumphen zurückblickend, will er seine abweichungen von der antiken theorie rechtfertigen. kein besserer weg in Corneilles

absichten einzudringen, als das studium dieser discours. allein das doctrinäre 17 und 18 jh. fasste die selbstbewuste äufserung eines starken dichtergeistes, der die practischen erfolge seines lebens gegen halbverstandene gesetze ins feld führte, als einen neuen kanon, um ihn entweder urteilslos nachzubeten oder seine absicht verkennend zu verdammen. in Deutschland zieht sich dann die reihe der an Corneilles discours anknüpfenden schriften bis zu Lessings Hamburgischer dramaturgie, die mit dem streite wie mit seinem urheber gründlich aufräumte. wie sehr eine geschichte der deutschen ästhetik an übersichtlichkeit und durchsichtigkeit gewänne, wenn sie an die äufserungen Corneilles als an etwas bekanntes sich anlehnen dürfte, liegt auf der hand. und vStein hat sicherlich den besseren weg gewählt, wenn er mit Boileau anfangend erst zum schlusse nach Deutschland sich gewendet hat. dass sich aus mangelhafter durchforschung der nichtdeutschen ästhetik aber sogar eine erhebliche verzeichnung des bildes der entwickelung ergeben kann, möchte ich an einem weiteren beispiele zu erweisen suchen.

B. zieht 1, 190 ff anlässlich des briefwechsels zwischen Bodmer und dem italienischen grafen Pietro de' Conti di Calepio aus Bergamo des letzteren 'Paragone della poesia tragica d'Italia con quella di Francia' heran. ganz richtig findet er eine merkwürdige ähnlichkeit zwischen den aufstellungen Bodmers und den äufserungen Lessings gegen Mendelssohn im briefwechsel über die tragödie von den jahren 1756 und 1757. leider scheint B. seine beobachtung bei der erörterung dieses briefwechsels (2, 247 ff) ganz aus den augen verloren zu haben, wenn man von einer gelegentlichen anspielung (s. 272) absieht. B.s referat über Contis arbeit ist kurz und nicht frei von versehen; es sei deshalb gestattet zunächst eine analyse zu geben; ich benutze dabei die ausgabe Venedig 1770, welche aufser dem texte der 1 ausg. (Zürich 1732) noch die in der 2 ausg. (Padua 1738) hinzugekommene verteidigung C.s gegen ein Esame critico des Salio und eine reihe posthumer notizen bietet.

Contis schrift characterisiert sich schon in der einleitung durch einen energischen angriff auf Corneille als gegenschrift der Discours. ihm steht eine deductive, auf Aristoteles sich stützende methode höher, als Corneilles auf eigenen leistungen ruhendes willkürliches schalten mit der antiken poetik. an aristotelische gesichtspuncte schliefst sich C. auch an, wenn er seinen stoff in 7 capp. abhandelt. das 1 ist der definition der tragödie gewidmet, das 2 der peripetie, das 3 den episoden; im 4 wird die öconomie des dramas erörtert; das 5 behandelt die charactere, das 6 den stil, das 7 die metra. im wesentlichen nimmt C. den gang der aristotelischen poetik an.

Er geht also von der aristotelischen definition der tragödie aus: sie sei *il purgar con piacevolezza lo fregolamento delle pas-*

sioni per mezzo della compassione e del terrore. auch er bedient sich mithin der ungenauen, die schwierigkeiten escamotierenden fassung Corneilles; dennoch betont er sofort im gegensatz zu diesem die notwendigkeit der erregung beider leidenschaften. gegen Aristoteles freilich setzt er fest, auch der mann von gröster moralischer vollkommenheit könne gegenstand der tragödie sein, da auch er nach christlicher lehre fehlen könne. wenn Corneille die aristotelische definition für unnötig erklärt, weil etwa sein Cid der reinigung der leidenschaften entbehre, ohne auf dramatische würkung verzicht zu leisten, so weist ihm Conti nach, dass auch Cid ein vergehen begangen, also eine reinigung vorliege. auch Oedipus, auf den Corneille sich berufen, ist nicht schuldlos; C. betont den unterschied der dauernden *μοχθηρία* und des einzelnen *ἁμάρτημα:* Dacier irre, wenn er dem Oedipus eine *μοχθηρία* zuschreibe, Terrasson, wenn er glaube, lediglich die unentrinnbarkeit des fatums habe dargestellt werden sollen. in dieser beziehung seien die italienischen dramatiker von Trissinos Sofonisba bis zur Merope des Maffei den Franzosen überlegen: Corneilles helden erweckten entweder nur mitleid oder nur schrecken, oder es sei gar heroismus und liebe an die stelle der dramatischen ziele getreten. Racine habe überhaupt nur zwei dramatische gestalten geschaffen: Phaedra und Britannicus; im übrigen verfalle er in die fehler seines vorgängers. beiden gemeinschaftlich sei, die erregung der leidenschaften von dem helden auf nebenpersonen überzuleiten. die guten seiten der Franzosen resumiert Conti unter vier gesichtspuncte: 1) sie werden den geboten der delicatesse mehr gerecht als die Italiener, schädigen freilich dadurch das mitleid und müssen von der geschichte abweichen; 2) die affecte sind trefflich dargestellt; 3) sie haben das heroische drama reformiert; 4) die Italiener bedienen sich weitaus mehr frei erfundener stoffe; die Griechen haben das vermieden, sieht man ab von der Blume des Agathon (vgl. Aristoteles Poetik c. 9) und von dem schlusse der Euripideischen Medea.

Im 2 capitel prüft C. die tragödien beider länder nach den von Aristoteles als für die tragödie notwendig bezeichneten drei gesichtspuncten: *περιπέτεια, ἀναγνώρισις* und *πάθη*. C. setzt dafür *maraviglia, riconoscenza, passione.* dass seine *maraviglia* nichts anderes ist als die aristotelische *περιπέτεια*, ergibt sich aus der definition: *maraviglia* ist ihm das eintreten fürchterlicher umstände bewürkt durch unerwartetes — mithin der glückswechsel. übereinstimmend mit Aristoteles Poetik c. 11 wird auf die steigerung hingewiesen, welche dann eintritt, wenn das unheil von einer seite kommt, von der man es nicht erwartet hatte. Corneille kennt nur heroische handlungen; er legt allen wert auf die lediglich accessorische bewunderung dieser und lässt daneben den glückswechsel nicht aufkommen. das war ein fehler: Cor-

neille und mit ihm andere Franzosen, wie Terrasson, verwechseln epos und tragödie. die tragödie verlangt nicht so grofse helden, wie das epos, das als allgemeine darstellung des menschlichen lebens einen weit gröfseren umfang hat als die tragödie, welche sich auf die darstellung zweier leidenschaften einschränken muss. vermöge dieses engbegränzten gebietes der tragödie wäre es falsch, in den *tragedie doppie* (den aristotelischen *μῦθοι πεπλεγμένοι),* in denen die schlechten untergehn, die guten sich den gefahren entziehen, moralische belehrung als zweck anzunehmen. das widerspräche den absichten der tragödie. auch jene haben vielmehr *un giovamento suo proprio*, ein ihnen eigentümliches ergötzen, durch welches sie würken, wie Aristoteles c. 14 verlangt: *οὐ γὰρ πᾶσαν δεῖ ζητεῖν ἡδονὴν ἀπὸ τραγῳδίας, ἀλλὰ τὴν οἰκείαν.*

Die *ἀναγνώρισις* hat Corneille den Italienern zum vorwurfe gemacht: sie entzögen sich durch sie die gelegenheit zur äufserung pathetischer gefühle. C. findet im gegenteil, gerade weil die widererkennung die erweckung des mitleids bis zum schlusse hinausschiebe *(pietà finale)*, mache sie die katastrophe um so würksamer. gleichwol möchte er die *ἀναγνώρισις* nicht für unbedingt notwendig erklären; vielmehr gesteht er ein, dass durch ihre allzuhäufige anwendung die italienischen tragödien an einer langweiligen einförmigkeit leiden. der vorteil der widererkennung liege in drei umständen: sie steigert die spannung; die schrecklichsten dinge können vorfallen, ohne die charactere in allzugrofse schuld zu verstricken; die *maraviglia* wird durch sie erhöht.

Die *πάθη*, das leiden (nach Ueberwegs übersetzung), betrachtet C. von drei gesichtspuncten aus: 1) die *qualità* des leidens; 2) die vorbereitenden und 3) die begleitenden umstände. in erster hinsicht weichen die Franzosen von den Italienern ab; nicht grofse unglücksfälle nehmen sie zum gegenstande, sondern intimere vorgänge, und sie entgehn dadurch dem fehler, charactere zu schildern, die der gröfse des vorgangs nicht genügen. die vorbereitung ist die stärke der Franzosen. auf die begleitenden umstände wenden die Italiener gröfsere sorgfalt. sie suchen die *afflizioni finali* dadurch rein zu erhalten, dass sie sie nicht durch fremde, secundäre schwächen. als beleg der gegenteiligen ansicht der Franzosen dient Corneilles Rodogune. auch an Racines Iphigenie weifs C. die untergrabung des interesses an der heldin durch die einführung einer rivalin darzulegen.

Das 3 capitel ist den episoden gewidmet. Aristoteles behauptet, die Odyssee sei durch ihre episodenfülle über den umfang einer tragödie angewachsen. ganz richtig sucht C. die begründung dieser behauptung nicht in der kurzen, der tragödie zugewiesenen zeit; vielmehr in der aufgabe der tragödie, nicht durch anhäufung vieler vorgänge zu unterhalten, sondern durch die peripetie zu würken. die Italiener haben im wesentlichen

schädliche, unnütze zusätze vermieden. auch bei den Franzosen haben einzelne dramen durch die episoden gewonnen; allein eine ganze reihe von fehlschritten lässt sich anführen: müfsige personen, wie die Infantin im Cid und zahlreiche vertraute; schlecht eingefügte episoden, welche die lösung erschweren; episoden, die durch die kürze der zeit, zu der sie gezwungen sind, unwahrscheinlich werden. Corneille nämlich interpretiere das aristotelische *ἀναγκαῖον* als *le besoin du poète pour arriver à son but*; also als *utile*. verstöfsen gegen die wahrscheinlichkeit ist damit tür und tor geöffnet. fehlerhaft des weiteren ist das vordringen der episoden in räumlicher beziehung, die einschränkung des hauptinteresses durch sie, die zerstörung der einheit, wie sie besonders durch intriguen der episodenfiguren eintritt.

Zu den episoden ordnet C. die liebe. Saint Evremond begründet ihre notwendigkeit durch die engere beziehung, die sie zwischen zuschauer und helden schafft, ohne den helden herabzusetzen; überdies sei eine tragödie ohne frau undenkbar; und diese spräche über nichts besser, als über liebe. dagegen C.: die liebe als bindemittel zwischen held und zuschauer sei überflüssig; das weib sei auch ohne liebe durch seine schwäche der würkung sicher, wenn es leidet; endlich werde — wenigstens wie die Franzosen die sache anfassen — der tragische ernst geschmälert. ihnen ist die liebe nur episode; um so trauriger, wenn die helden sich mehr um ihre liebesaffairen kümmern, als um die ziele, die ihnen der stoff der tragödie vorschreibt. wenn freilich die liebe zu einer tragischen höhe gehoben wird, kann das resultat erfreulich sein. allein Racines Athalie zeige, dass auch ohne liebe ein französisches drama würken könne.

Das 4 capitel widmet C. den technischen vorteilen der französischen tragödie; zunächst ihrer methode, den zuschauer mit den voraussetzungen des stoffes bekannt zu machen. der antike prolog gilt ihm lediglich als zeichen einer unausgebildeten kunst. die Italiener haben ihn ruhig adoptiert, höchstens götter oder in nachahmung des Sophokles sonstige charactere aufgenommen, nicht um ihrer selbst willen, sondern nur, um die fabel verständlich zu machen. letzterem begegnet man auch bei Corneille. dennoch ist den Franzosen ein besonderes geschick gegeben, vorzubereiten, ohne die belehrung fühlen zu lassen. die gränze der französischen technik sieht C. in den confidents, die ebenso ein notbehelf sind, wie die prophetischen träume und die orakel des italienischen dramas. — auch in der schürzung des knotens sind die Franzosen ökonomischer. C. macht seinen landsleuten die fülle der monologe zum vorwurf; besonders findet er, hier wie sonst ganz rationalist, den monolog verwerflich, wenn der chor dauernd auf der bühne sich befindet. — die vorbereitung der katastrophe sei ebenfalls nicht die stärke der Italiener. oft nehmen sie den zufall zu hülfe, während die Franzosen einen strengen causal-

nexus festhalten. besonders trefflich zeige sich die technik der Franzosen in der einführung der personen. jede ist uns sofort nach ihrem auftreten bekannt; der held verweilt viel auf der bühne; das auftreten der personen ist immer motiviert. lange, interesselose erzählungen fehlen den Franzosen; das nötige wird im verlaufe des stückes mitgeteilt. in den reden sündigen die Italiener durch weitschweifigkeit und übermafs des rhetorischen elementes. auch den französischen monologen kann C. nur den éinen vorwurf machen, dass die innere bewegtheit zuweilen mangelt, die allein den monolog berechtigt erscheinen lässt. rationalistisch wird auch dem vermeiden des a parte das wort geredet und den Franzosen deshalb lob gespendet. in dem rein äufserlichen der architektonik des dramas gesteht C. gleichfalls den Franzosen die palme zu. selbst den Griechen macht er zum vorwurf, dass sie einen act mit einer einzigen scene ausfüllen. ganz beiläufig kommt er bei dieser gelegenheit auf die einheit von zeit und ort zu reden. er findet in italienischen tragödien starke verstöfse gegen die wahrscheinlichkeit der zeit, während Corneille höchstens in den letzten acten sich freiheiten erlaubt. auch Corneilles vorzüge in der beobachtung der *bella legge* der einheit von ort und zeit bleiben unvergessen, und ausdrücklich wird Racine zu ihm in gegensatz gebracht. im wesentlichen will C. den scenenwechsel auf die zwischenacte beschränkt sehen.

Die technische überlegenheit der Franzosen glaubt C. durch die sclavische nachahmung der antiken tragödie seitens der Italiener veranlasst. sicher sei eine bessere theorie der tragödie noch nicht geschaffen als die der antike. allein die gröfsere freiheit und unabhängigkeit, welche die Franzosen sich in technischen fragen gewahrt haben, gewährt ihnen die möglichkeit, den ansprüchen des modernen publicums gerechter zu werden.

Das 5 capitel beschäftigt sich mit dem gegenstand des 15 cap. der aristotelischen Poetik: die regeln, welche sich auf die costumi, die ἤϑη, die charactere, beziehen, kommen zur erörterung. jede poesie müsse einen sittlichen zweck *(indirizzo morale)* haben. Le Bossu irre, wenn er meint, es bedürfe nur einer *bonté poétique,* die ebenso wol im bösen wie im guten bestehn kann. überhaupt hätten die Franzosen nie daran gedacht, ihren helden jenen grad von rechtschaffenheit zu leihen, der zur erregung des mitleids notwendig ist. Corneille behauptet, es genüge ein *charactère brillant et élevé d'une habitude vertueuse ou criminelle selon qu'elle est propre et convenable à la personne qu'on introduit.* Corneille stützt sich auf Horazens '*Sit Medea ferox invictaque, flebilis Io*' usw. und auf die den realismus befürwortende äufserung des Aristoteles über die maler: *'ἀποδιδόντες τῶν οἰκείων μορφῶν ὁμοίους ποιοῦντες καλλίους γράφουσι.'* aber Horaz spricht nur vom festhalten des gewählten characters, Aristoteles sucht vages idealisieren zu verhüten; keiner behauptet, ein

geistiger vorzug könne einen verbrecherischen character dramatisch möglich machen.

Corneille begnügt sich indessen nicht, schlechte charactere auf die bühne zu bringen; er macht sie beifallswürdig, wie seinen Menteur, und glaubt geradezu einen vorzug der antike gegenüber aus diesem vorgehen zu schöpfen. die bestrafung der schlechten und die belohnung der guten habe moralisch günstige folgen. wie wenn Euripides nicht auch einen Ixion in strafe verfallen liefse, und wie wenn — bei aller höhe der modernen moral — nicht in Oedipus und Antigone ideale sittlicher vollendung vorlägen. C. glaubt, das epos sei eigentlich berufen, durch sittliches beispiel zu würken und findet da denn freilich, dass Vergil dieser aufgabe besser nachgekommen ist, als Homer. also auch hier haben die Franzosen der tragödie die ziele des epos untergeschoben. wenn vollends La Bruyère behaupte, Racine bilde die menschen, wie sie sind, Corneille, wie sie sein sollten, so sei dies lediglich eine schlechte anwendung des von Sophokles auf sich und Euripides gemachten aperçüs. Racine macht die menschen, wie sie sein sollten, Corneille, wie sie nicht sind. immerhin gesteht C. selbst der Rodogune des Corneille zu, dass sie sich vor einem maximum von schlechtigkeit bewahre, und contrastiert sie ausdrücklich mit dem Caton von Des Champs und der Polyxène von De la Fosse, die nur um des contrastes halber schlechtigkeit ohne allen inneren grund zur schau bringen.

Neben der wahl der charactere zieht C. noch zwei einschlägige gesichtspuncte an: *il decoro* und *la somiglianza.* jenes ist ihm die übereinstimmung der reden und handlungen einer person mit dem einmal gewählten character — also consequente characteristik, diese die historische treue.

Jenes haben für C. schon die Griechen zu wenig beachtet; die Franzosen aber gar nicht. während sie doch ihre männlichen gestalten gern überlebensgrofs machen, erniedrigen sie sie durch die liebesverhältnisse, die ihnen angedichtet werden. als classisches beispiel erscheint Racines Alexandre. die frauencharactere sind ihm zu männlich. von einer characterisierung der nationalen unterschiede findet er keine spur: Racines Porus ist Franzose, nicht Inder. am besten beachteten die Franzosen den rang, weniger die pflichten der jugend gegenüber dem alter. gerade im gegenteil hätten die Italiener — wie auch schon die Griechen — auf rang wenig acht. kein zweifel, dass die Italiener sich durch die sclavische nachahmung der Griechen haben verleiten lassen, vorstellungen zu recipieren, die dem modernen gefühle heterogen sind.

Als auffallende beispiele unleidlicher abweichungen von der historischen treue nennt C. Voltaires Philoktet, Racines Hippolyte, Crebillons Elektra. die Italiener haben sich um die historische

treue herumzudrücken gewust, indem sie freierfundene personen einführten; sonst hätten sie sich zu ängstlich an die überlieferung gehalten, die Corneille oft mit feinem tacte gemildert hat.

Die charactere zur geltung zu bringen verstehn die Franzosen fraglos besser als ihre vorgänger. Griechen wie Italiener haben jene intensität der würkung, jene verlebendigung der charactere nicht erreicht. schon Aristoteles deutet auf eine schwäche der characteristik, wenn er über einzelne griechische tragödien bemerkt, sie seien *ἀήθεις*, sie entbehrten der charactere.

Von Contis erörterungen über stil und metrik sei hier nur das wichtigste erwähnt.

Der stil der älteren italienischen tragödie wird einer scharfen kritik unterzogen, ihr breites geschwätz, ihre häufung von metaphern, vergleichen, allegorien, ihre der lyrik entnommenen concetti an stellen hohen affects werden getadelt. ausdrücklich wendet sich C. gegen die behauptung, der stil müsse etwas poetisches, übernatürliches haben; das verstofse gegen die *μίμησις*-theorie. auch Corneille und die Franzosen finden keine gnade. Corneilles sentenzen sind bizarr. sein stil habe die *gonfiezza* des epischen. ein übermafs an fragen würkt durch die allzuhäufige, bis zur catachrese ausartende verwendung ermüdend. kurz, C. zweifelt nicht, der neueren italienischen tragödie der Maffei usw. die palme zuzuerkennen. — in metrischen fragen ist C. gegner einer aufnahme des Alexandriners in die italienische tragödie: der elfsilbler, sei er rein, sei er gemischt mit dem achtsilbler, habe den grofsen vorzug, die klapprigen reime und die diaerese des Alexandriners zu entbehren.

Ich habe die inhaltsangabe der schrift C.s mit absicht ausführlich gehalten, um eines näheren erweises überhoben zu sein, wenn ich in B.s darlegung folgendes als verfehlt bezeichne:

1) die antike griechische tragödie ist für C. nicht ausschliefsliches ideal, noch weniger die Senecas. er weifs den anforderungen des modernen geschmacks concessionen zu machen.

2) ebenso wenig ist er blinder verehrer des dramas seiner landsleute. er sucht sichtlich den technischen vorzügen der französischen tragödie gerecht zu werden, wenigstens gegenüber der älteren italienischen tragödie; die neuere, die ihm durch Maffei vor anderen repräsentiert scheint, hat nach seiner ansicht die fortschritte der französischen aufgenommen.

3) unberechtigter weise setzt B. für *'terrore'* den von C. selten gebrauchten ausdruck *'timore'*, der insbesondere in C.s übersetzung der aristotelischen definition nicht erscheint.

4) ausdrücklich erklärt C. die moralische besserung nicht für die hauptsache und setzt ihr das ergötzen vor. er denkt ebenso wenig an eine absichtliche moralische würkung, wie Lessing in der Hamb. dram. (vgl. ESchmidt, Lessing 2, 118 ff). woher B. das gegenteil nimmt, ist mir unerfindlich.

5) C.s polemik gegen Aristoteles reduciert sich auf ein minimum. auch Lessing steht ganz auf dem standpuncte des Aristoteles, wenn er sittliche höhe neben der einzelnen ἁμαρτία fordert.

6) warum B. 'die widererkennung, die forderung, dass sich der conflict zwischen verwandten abspiele ua.' als 'ganz seltsame dinge' bezeichnet, verstehe ich nicht. auch Lessing hat sich mit diesen 'ganz seltsamen dingen' im 38 st. der Hamb. dram. beschäftigt; und dass C. sie nicht 'für einen notwendigen, wesentlichen bestandteil der tragödie' hält, dürfte aus dem obigen erkennbar sein.

Als übereinstimmung des Lessing-Mendelssohnschen briefwechsels mit der schrift C.s betrachtet B. in erster linie die stellung in der bewunderungsfrage. beiden ist der bewunderte held gegenstand des epos, der bemitleidete gegenstand der tragödie. beide begründen diese behauptung, indem sie betonen, dass erhabene gesinnungen und handlungen nur einen kleinen ausgewählten teil zur bewunderung und nacheiferung hinreifsen, während die tragödie auf die masse des volkes würken will. beide gestehn dennoch der bewunderung eine secundäre stelle zu. endlich verlangen beide zum helden einen character von hohen tugenden, der nur gelegentlich einen fehltritt begeht.

Alle diese übereinstimmungen sind unleugbar; allein eine abhängigkeit Lessings von C.s Paragone ist damit noch lange nicht erwiesen. in sämmtlichen puncten kann Lessing auf den 'Briefwechsel von der natur des poetischen geschmackes' von Bodmer und Conti (Zürich 1736) zurückgehn. nicht dass B. sich dieser möglichkeit nicht bewust war (1, 192 ff); allein er konnte, da ihm doch das ganze material vorgelegen hat, leicht über möglichkeiten zur gewisheit kommen.

Jedesfalls ist es methodisch nicht gerechtfertigt, auf die ältere, italienische schrift zurückzugreifen, so lange der Lessing viel leichter zugängliche briefwechsel ausreicht. einzelne züge, wie die bemerkung, dass Cato kein tragischer held sei, kann Lessing viel leichter der ausführlichen erörterung dieses büchleins entnommen haben, als der gelegentlichen notiz im Paragone. und die frappanteste, von B. aufgedeckte übereinstimmung, das von beiden zur erklärung der rührung gebrauchte bild von zwei gleichgestimmten saiten, von denen die zweite mitschwingt, wenn die erste berührt wird, beraubt B. selbst aller beweiskraft, indem er es in Daciers Aristotelescommentar nachweist (vgl. 1, 189 und 192).

Mich wundert B.s annahme um so mehr, als er selbst in der analyse des Lessing-Mendelssohnschen briefwechsels im 2 bande ganz richtig und sehr scharfsinnig aufzeigt, wie Lessing sich das ganze spiel verdirbt, indem er dem tragischen mitleid eine moralische würkung zuschreibt. C.s Paragone beseitigt die tragische bewunderung gerade durch den hinweis, dass sie einen

untragischen moralischen zweck der tragödie unterschiebe. ganz anders die briefe an Bodmer in der übersetzung des adressaten. sei es dass die übertragung in die deutsche sprache ein fremdes timbre hineinbringt, sei es dass C., durch Bodmers ausstellungen bedrängt, sich auf einen ihm ursprünglich fremden standpunct zurückzieht: er lehnt die bewunderung jetzt aus denselben gründen ab, wie der offenbar durch seine ausführungen geleitete Lessing; auch er findet die moralische würkung des dramas durch die bewunderung gefährdet.

Ja ein kleiner zug des ersten C.schen briefes scheint mir geradezu von Lessing fruchtbar weiter entwickelt worden zu sein. C. (s. 98 f) schreibt: *'Ich vergleiche die Würkung, so gewisse grofse Charactere thun, mit dem Nutzen, so wir daraus ziehen, wann wir Leute, so die Natur mit ungemeiner Stärke begabet hat, öffentliche Proben davon auf dem Marckt ablegen sehen. Ein jeder läuft sie zu sehen, ein jeder bewundert sie mit Lust: Dennoch müfste das ein seltzamer Kopf seyn, der sich in Sinn kommen liefse, ihnen dergleichen nachzuthun, weil er eben so wohl als sie von Fleisch und Bein gemacht sey. Derowegen halten die Zuseher, als die sich ihrer eignen Schwäche wohl bewufst sind, diese Leibes-Uebungen vor desto unnachahmbarer, als sie verwunderungswürdiger sind.'* also je gröfser die bewunderung, desto geringer die seelische würkung auf den nachahmungstrieb. ganz im gleichen sinne schreibt Lessing an Mendelssohn am 18 decbr. 1756 (Hempel 20, 1, 85 f): *'Gesetzt, ich sagte zu Jemand: 'Heute ist der Tag, da Titus seinen alten Vater auf einem Seile, welches von der höchsten Spitze des Thurms bis über den Flufs ausgespannt ist, in einem Schubkarren von oben herabführen soll.' Wenn ich nun dieser gefährlichen Handlung wegen Mitleiden für den Titus erwecken wollte, was mufs ich thun? Ich müfste die guten Eigenschaften des Titus und seines Vaters auseinandersetzen und sie Beide zu Personen machen, die es um so viel weniger verdienen, dass sie sich einer solchen Gefahr unterziehen müssen, je würdiger sie sind. Aber nicht wahr, dem Mitleiden ist der Weg zu dem Herzen meines Zuhörers auf einmal abgeschnitten, sobald ich ihm sage, Titus ist ein Seiltänzer, der diesen Versuch schon mehr als einmal gemacht hat. Und gleichwohl habe ich doch weiter nichts als eine Vollkommenheit des Titus den Zuhörern bekannt gemacht. Ja, aber es war eine Vollkommenheit, welche die Gefahr unendlich verringerte und dem Mitleiden also die Nahrung nahm. Der Seiltänzer wird nunmehr bewundert, aber nicht bedauert.'* Lessing wie C. suchen beide das unfruchtbare, würkungslose der bewunderung aus dem beispiele des athleten zu erweisen.

Aber wäre es nicht mehr als sonderbar, wenn der bücherkundige Lessing bei den für die Hamb. dram. bestimmten studien der dramatischen theorie ein buch aufser acht gelassen hätte,

das allein in dem ganzen wuste der theoretischen schriften des 18 jhs. vollkommen seinen principiellen standpunct teilt? Hamb. dram. und Paragone spielen beide die Aristotelische poetik gegen das französische drama aus, speciell gegen Corneille und seine Discours. für Lessing wie für C. ist Aristoteles kanon. man hat mit recht behauptet, Lessing habe in der poetik des Aristoteles erst die wesentlichen gesetze der dramaturgischen kunst entdeckt, die man vor ihm in Deutschland nur entstellt und entkräftet durch die willkürlichen erklärungen und einschränkungen der Franzosen gekannt habe. wenn diese annahme richtig ist, dann darf auch der mann nicht vergessen werden, der vor Lessing auf eine richtige anwendung der Aristotelischen sätze gedrungen und mit einer der Lessingschen interpretation nahestehenden auffassung die französischen unterstellungen nachzuweisen versucht hat. nicht dass auch andere, wie Dacier oder Du Bos, sich haben entgehn lassen, wie wenig Corneilles behauptungen zu Aristoteles stimmen! allein keiner aufser C. hat mit gleicher energie wie Lessing satz für satz die französische theorie vermittelst der Aristotelischen poetik über den haufen geworfen.

Jeder kenner der Hamburgischen dramaturgie wird in der obigen analyse der schrift C.s wie im ganzen tenor, so im detail die fülle des übereinstimmenden gefühlt haben. ich kann mir nicht versagen auf einzelnes noch besonders das augenmerk zu lenken.

Selbstverständlich häufen sich die übereinstimmungen Lessings und C.s in den stücken 75—83 der Hamb. dram., welche die bekämpfung der Discours sich zum ziele setzen. punct für punct arbeitet Lessing mit den bemänglungen C.s: falsch sei es, wenn Corneille behaupte, die tragödie brauche nur mitleid oder nur furcht zu erregen; beide fühlen durch, dass Corneille seinem Rodrigue und seiner Cleopatra zu liebe Aristoteles willkürlich umdeutet (st. 75. 76. 81). überhaupt verzichte er auf die reinigung; er miskenne den ethischen zweck der tragödie, die reinigen, nicht moralisch bessern will (st. 77). mit unrecht halte er für unnötig, mitleid und furcht durch éine person, dh. durch den helden, zu erregen und verteile diese affecte auf mehrere charactere (st. 81). ganz gegen Aristoteles lasse er den guten unglücklich werden, führe anderseits lasterhafte charactere als helden ein (st. 82). endlich befinde er sich in würklicher unkenntnis über die bedeutung der Aristotelischen forderung (c. 15): die sitten sollen gut sein (st. 83). namentlich die ausführung des letzten moments stimmt auffallend mit dem entsprechenden capitel bei C. beide wenden sich gegen die interpretation Corneilles, dem ein *caractère brillant et élevé* genüge. Lessings gegengründe stammen, wie die C.s, aus Aristoteles. beide brandmarken die äufserung Corneilles über seinen Menteur. wenn C. meint, Corneille leiste sich schliefslich ein *render piacevole lo*

stesso vizio, so verurteilte Lessing den 'trügerischen glanz' des lasters, die 'falsche folie', die demselben untergelegt werde. und beide bekämpfen die übersetzung Le Bossus, die der Corneilleschen interpretation zu hilfe kommen will: die sitten sollten '*bien marquées*' sein.[1]

Eine reihe von übereinstimmungen lässt sich noch anführen: wenn nicht ebenso auffallende, doch den beweis stützende; etwa bezüglich der charactere. die fülle von regeln, die die dram. über dies thema gibt, findet zum nicht geringen teile ihre pendants bei C. die betonung der consequenz und der inneren wahrheit kehrt wider, ebenso das gebot, die charactere historisch treu zu halten. Corneilles Cleopatra in der Rodogune, die bei C. mehrfach als beleg der irrwege des französischen tragödiendichters erscheint, hat bekanntlich Lessing zu ausführlichen erörterungen in sachen der characteristik gedient. auch wenn Lessing an der Rodogune das verwirrende der episodenhäufung tadelt, simplicität der handlung fordert, steht er auf einem und demselben boden mit C.

Auffallender weise kehrt das thema des Lessing-Mendelssohnschen briefwechsels, die behauptung, der bewunderte held sei gegenstand des epos und nicht der tragödie, in der Hamb. dram. nicht wider. allerdings wurde schon oben bemerkt, dass Lessing tugendideale aus der tragödie verbannt; und wie er in dieser forderung mit C. übereinstimmt, so entsprechen auch die äufserungen über Corneilles Polyeukt den ansichten des Italieners. allein von allen erörterungen der fünfziger jahre ist nur das verlangen nach mittelcharacteren geblieben. Lessing ist vom Bodmer-Contischen briefwechsel zum Paragone zurückgegangen.

Eine auffallende übereinstimmung mit C. in der interpretation Aristotelischer vorschriften zeigt sich fast überall, wo Lessing auf den höllenrichter zu sprechen kommt. selbst in nebenfragen, wie anlässlich von *περιπέτεια*, *ἀναγνώρισις* und *πάθη* deckt sich der standpunct beider; auch Lessing legt das hauptgewicht auf die *πάθη*, lässt wie C. die beiden anderen

[1] wenn B. von C. behauptet, er entnehme seine waffen vielfach den französischen gegnern Corneilles, Hedelin, Brumoy, Du Bos, ohne einen zu nennen (1, 191), so bemerke ich ausdrücklich, dass Lessing Hedelins polemik gegen Corneilles Discours auf eine höhe mit der Daciers stellt; sie seien zwei pedanten, die oft selbst nicht wusten, was sie wollten (st. 82). Du Bos bietet in den einschlägigen stellen (bd. 1 sect. 14 '*Des sujets propres à la Tragédie*', sect. 15 '*Des personnages de scélérats qu'on peut introduire dans les Tragédies*') wol ähnliche gedanken, kommt aber auf Aristoteles gar nicht zu reden. Brumoy nimmt die frage noch leichter; der § 16 seines 'Discours sur l'origine de la tragédie' begnügt sich mit der vagen bemerkung: '*Il* [Aristoteles] *veut que les moeurs, sur tout du personnage sur qui tout roule, soient bonnes, c'est à dire, qu'il ait cette probité commune qui le fasse plaindre dans ses malheurs; ou bien, disent quelques uns (car le passage est équivoque,) il demande en général que les moeurs soient bien marquées*'. ein unentschiedenes schwanken zwischen unvereinbaren gegensätzen.

momente als weniger wesentlich, doch nicht als verwerflich erscheinen (st. 38).[1] —

Wenn ref. also auch überzeugt ist, dass eine geschichte der poetischen theorie in Deutschland formell und inhaltlich gewönne, sobald man sie auf einer darstellung der französischen und englischen ästhetik aufbaute, so wäre es doch ungerecht, sich in der beurteilung von B.s buche ausschliefslich auf diesen standpunct zu stellen. um so mehr, als B. selbst offenbar mit bewustsein andere wege wandelt. er fasst nämlich unter dem titel 'Die anfänge der poetischen theorie und kritik im engsten anschluss an Franzosen, Engländer und die Alten' seine besprechung Gottscheds, der Schweizer und ihrer nebenmänner zusammen, Baumgarten, Sulzer, Mendelssohn hingegen unter dem gesichtspuncte 'Die versuche einer philosophischen ästhetik und poetischen theorie auf grundlage der Leibniz-Wolffischen psychologie. — fortschritt der kritik im Berliner kreise.' aber steht Gottsched, stehn die Schweizer der Leibniz-Wolffischen philosophie gar so ferne? kann man Mendelssohn mit Nicolai, kann man insbesondere Sulzer nicht als verarbeiter der französischen und englischen ästhetik ansehn? mindestens leistet es misverständnissen vorschub, Sulzer und Mendelssohn einer kategorie anzugliedern, die im besten falle für Baumgarten passt. ich kann den versuch, durch jene bandtitel eine festere zusammenfassung der einzelnen monographien, in die das werk zerfällt, zu schaffen, nichts weniger als glücklich finden.

Die beiden bände des B.schen werkes fallen auch in ihrem inneren aufbau wesentlich auseinander. die tätigkeit Gottscheds und der Schweizer ist chronologisch — ich sage absichtlich nicht historisch — dargestellt: zuerst die discurse der maler, dann die vernünftigen tadlerinnen und der biedermann, weiter Gottscheds kritische dichtkunst und seine kritische tätigkeit in den beiträgen, endlich die 'vier grofsen werke' der Schweizer und die an sie sich schliefsenden kämpfe. bei Baumgarten, Sulzer, Mendelssohn war dieser weg nicht möglich. der erste mit nur einem hauptwerke, Sulzer, in dessen ästhetik wenig entwickelung sich zeigt, Mendelssohn mit seinem grofsen reichtum sich zersplitternder einzeläufserungen, widerstrebten einer chronologischen behandlung. so hat denn B. mit recht vorgezogen, hier nach ideen, nach ästhetischen kategorien zu disponieren.

Vielleicht hätte er besser getan auch für seinen ersten band

[1] den einwurf habe ich wol nicht zu fürchten, dass C. von Lessing genannt worden wäre, hätte er ihn als gewährsmann benützt. kein schriftsteller des 18 jhs. fühlt sich eines plagiats in wissenschaftlichen darstellungen schuldig, wenn er fremde ideen weiterentwickelnd seine nächste quelle nicht namhaft macht. und besonders bei Lessing ist an dem mangel eines citats kein anstofs zu nehmen. wissen wir doch heute manche quelle des Laokoon mit positiver sicherheit anzugeben, die Lessing arglos verschwiegen hat.

die systematische disposition zu wählen. freilich lag ihm daran, die priorität der Schweizer darzulegen, richtiger vielleicht: die annahme von Gottscheds priorität zu widerlegen. die frage stellt sich allerdings, ob es günstig ist, ein so umfangreiches werk auf negation aufzubauen; ferner, ob in einer geschichte der entwickelung von ideen eine solche chronologische anordnung überhaupt zulässig ist.

Ich möchte es geradezu als den fehler des ersten bandes hinstellen, dass er zu polemisch gehalten ist. die dauernden angriffe auf Danzel und Crueger werden, zumal sie am anfang etwas breitspurig einherschreiten, manchen abschrecken, B.s sonst vortreffliche leistung durchzulesen. man gewinnt den eindruck, als habe sich B. durch den consequenten antagonismus gegen seine vorarbeiter die möglichkeit eines objectiven urteils über Gottsched geraubt. nicht nur der fernerstehende wird jetzt Crueger das richtigere verständnis für Gottscheds bedeutung zuerkennen: denn wie exact auch B. die einzelnen schritte entwickelt hat, welche an der Limmat und an der Pleiſse zur schaffung einer neuen poetik getan worden sind, er hat die auffassung nicht erschüttern können, dass Gottsched, der geschicktere faiseur, die entscheidende leistung, nicht die conception (vgl. s. 66), sondern die abfassung einer neuen poetik, eines ästhetischen kanons mehr als ein decennium vor den Schweizern geliefert und sich die intensivere würkung dadurch gesichert hat. so wird trotz B. das urteil eines mannes, der wie kein zweiter die geschichte der ästhetik des 18 jhs. beherschte, der anderseits den ereignissen der vierziger jahre fern genug stand, um sie objectiv zu beurteilen, so wird Blankenburgs unparteiisches verdict (bei Sulzer 1², 681ᵃ) unverrückt bleiben.[1]

Danzel hat auf die behauptung ein besonderes gewicht gelegt, 'der streit zwischen Gottsched und Leipzig sei die geburtsstätte, so zu sagen der zeugungsact der gesammten modernen deutschen litteratur. . . .' gewis hat er sich hier in einem paradoxon gefallen. allein B. weicht doch sicher noch mehr von der wahrheit ab, wenn er behauptet (1, 8), Klopstock, Wieland, Lessing, Goethe, Schiller wären auch ohne Gottsched 'den ihnen von ihrem eigenen genie wie von der gesammten bildung der

[1] Blankenburg sagt: '*So sehr diese Herren* [die Schweizer] *Recht hatten, Gottscheds Werk für höchst mittelmäſsig zu halten, und so gewis schon die bloſsen Überschriften der Kapitel einen Mangel an bestimmten Begriffen von der Poesie verrathen: eben so sehr beweisen, meines Bedünkens, jene Kritiken, dass ihre Urheber selbst nicht dergleichen Begriffe hatten. Und Dinge, welche sie ihm, als unerhört, anrechneten, z. B. die Wahl der Beyspiele, in den ersten Ausgaben, aus seinen eigenen Gedichten, waren ganz gewöhnliche, in allen seinen deutschen Vorgängern anzutreffende Dinge. Überhaupt hat Gottsched nichts eigenes in der ganzen Schrift. Sie ist aus anderen, auswärtigen Schriftstellern, und höchst elend zusammen geschrieben. Indessen lehrte sie denn doch zu ihrer Zeit, dass Poesie nicht blos in Reimerei besteht.*'

zeit angewiesenen weg gegangen.' zunächst ist es immer mislich bei historischen betrachtungen mit 'wenn' zu arbeiten; dann hat Danzel für seine behauptung die unleugbare wahrheit anzuführen, dass Gottscheds würken tatsächlich eine der historischen vorbedingungen unserer classikerzeit war; endlich schlägt sich doch eine brücke von Gottscheds einseitiger bevorzugung des französischen dramas über Lessings 17 Litteraturbrief so leicht zur Hamb. dram., dass diese die ganze classische litteraturepoche beherschende ästhetische kundgebung Lessings als naturgemäfse reaction auf das würken Gottscheds gelten darf.

Obendrein fragt es sich noch, ob B.s polemik, die stellenweise soweit geht, ihren gegnern unterzuschieben, sie teilten Gottscheds ansicht von der lehrbarkeit der poesie, würklich in den resultaten derart von den aufstellungen Danzels und Cruegers abweicht, dass sie insofern als berechtigt erscheinen darf. der cardinalpunct des streites ist, ob Gottscheds leistungen nur eine copie der von den Schweizern vor diesen gelieferten sind oder nicht. in dieser frage repräsentiert die stellung der vernünftigen tadlerinnen zu den discursen der maler ein nicht unwichtiges problem. man vergleiche nur Cruegers urteil über jene (s. xxxvi) mit B.s resumé (1, 51) und frage sich, wer anerkennender über Gottscheds verdienst spricht. —

B. stellt sich die aufgabe, eine geschichte der poetischen theorie und kritik zu liefern. die zusammenstellung hat ihr bedenkliches. unter poetischer theorie versteht B., wie billig, was man heute gewöhnlich poetik nennt. dass er nicht eine geschichte der ästhetik sich vorgesetzt hat, wird man begreiflich finden, auch wenn man bedenkt, dass alle poetik des 18 jhs. von der frage nach dem wesen des schönen ausgeht, also deductive ästhetik ist, auch dann, wenn man sich ins gedächtnis ruft, dass die wichtigsten ästhetischen werke, wie Lessings Laokoon, sich nicht auf die poesie allein einschränken, sondern mehrere künste zu umfassen suchen. aufgabe einer geschichte der poetik wird ohne zweifel sein, die wandlungen der vorstellungen zu verfolgen, welche man mit den begriffen von dichtung, dichterischer phantasie, dichtungsart usw. verbunden hat. — kritik ferner ist nichts anderes, als die anwendung dieser vorstellungen auf die beurteilung der einzelnen dichterischen erscheinungen. die geschichte der kritik wird also entweder jene vorstellungen zu entwickeln suchen, und dann ist sie mit der geschichte der poetik einfach identisch; oder sie wird die einzelurteile protocollieren. in letzterem sinne fasst B. ihre aufgabe auf und liefert neben der darstellung der ästhetischen ideen eine zusammenstellung der einzelnen urteile über dichter und dichtungswerke. eine solche zusammenstellung hat indes mit einer geschichte der poetik gar nichts zu tun. freilich wirft es sofort ein helles licht auf Mendelssohns ästhetische anschauungen, wenn wir seine

stellung zu Corneille kennen lernen; auf Gottscheds kritische borniertheit, wenn wir seine urteile über Shakespeare lesen. allein mehr gewinnen wir nicht; solche dinge haben nur die kraft des beispiels. oder sollte man in einer geschichte der poetik des 19 jhs., weil Scherers poetik gelegentlich sich über Zola äufsert, seine stellung zu allen erzeugnissen dichterischer phantasie, über welche dieser selbständigen urteils frohe geist sich ausgesprochen hat, erörtern? nicht dass Gottsched Milton verworfen hat, sondern weshalb er ihn ablehnt, ist für die ästhetik wichtig. Schillers urteil über Matthisson ist uns herzlich gleichgiltig; AWSchlegel hat vollkommen recht gehabt, gegen diese seite der Matthissonrecension zu polemisieren: dennoch bleibt sie wegen ihrer principiellen kundgebungen wichtig für die geschichte der ästhetik. und anderseits sind auch die glänzendsten characteristiken AWSchlegels für die geschichte der poetik ziemlich unbedeutend; geht er gelegentlich, wie in der recension von Hermann und Dorothea, auf ästhetische ideen ein, so pflügt er mit dem kalbe Schillers oder mit dem seines bruders Friedrich. für die geschichte der litteratur dagegen, soweit man diese nicht rein formal fasst, im weiteren sinne für die culturgeschichte sind zusammenstellungen ästhetischer werturteile von hohem interesse. eine historische darstellung der querelle des anciens et des modernes (sie findet bei B. häufig erwähnung) sollte keiner culturgeschichte des 17 und 18 jhs. fehlen und wäre vor allem in dieser zu erörtern, wäre jener streit auch nie von anderer seite, als von der ästhetischen behandelt worden. die wertschätzung Homers im 18 jh. zu untersuchen, ist zunächst auch nicht aufgabe des historikers der poetik: er hat nur zu fragen, ob die vertiefung in das studium Homers eine consequenz für die anschauungen vom epos, im weiteren sinne dann von dichtung überhaupt gehabt haben. Lessings Laokoon, dem Homer dazu dient, das successorische der dichtkunst zu entwickeln, käme hier wesentlich in betracht.

Die geschichte der ästhetik kann nur gewinnen, wenn man sie auf ihr eigentliches feld einschränkt. wir sind noch lange nicht so weit, die entwickelung der vorstellungen über künstlerische, über dichterische phantasie sauber überblicken zu können. wollen wir wissen, wie das 18 jh. über das naive in der kunst gedacht habe, so finden sich noch immer die besten übersichten bei Sulzer-Blankenburg, wie wir denn in der geschichte einzelner ästhetischer probleme über dieses werk keineswegs hinausgekommen sind.

Dass eine darstellung, welche mühsam von kritischer zeitschrift zu kritischer zeitschrift, von einem handbuch der poetik zum anderen in chronologischer reihenfolge sich fortwindet, diesen vorstellungen von einer geschichte der ästhetik nicht entspricht, brauche ich wol nicht zu betonen. wollte man doch endlich mit solcher

äufserlichen chronologie, überhaupt mit allem biographischen in einer geschichte von ideen brechen! dass B. das fehlerhafte seiner methode gefühlt hat, erhellt aus manchen zügen seiner arbeit. den streit der Züricher und Leipziger tut er glücklich auf fünfzehn seiten ab. und der abschluss seines werkes, das capitel über Mendelssohn, verzichtet tatsächlich auf allen chronologischen behelf: es gruppiert nach den ästhetischen kategorien seinen stoff.

Das äufserliche hantieren mit den jahreszahlen hat noch eine weitere böse consequenz. erscheinungen, die ohne frage zusammengehören, werden isoliert, teilweise gar nicht erwähnt. 1762 gab Hagedorns bruder, Christian Ludwig, seine 'Betrachtungen über die mahlerey' heraus. allerdings fallen sie zeitlich später als wichtige äufserungen Lessings; dennoch überzeugt man sich auf den ersten blick von der art und weise der vorlessingischen ästhetik und wird in den für theorie der poesie nicht unwichtigen einleitenden capiteln ('Grundsätze zur bildung des geschmacks des nachahmenden künstlers') den schüler Baumgartens nicht verkennen. — B. erwähnt Hagedorn nicht.

Allein ungerecht wäre es, zu läugnen, dass B.s buch ein reiches material mit unverkennbarer vertiefung verarbeitet hat. eine eindringlichere darstellung der lehren der Schweizer besitzen wir nicht: auch das büchlein von Servaës kann gegen B. nicht aufkommen, dessen historische, die quellen aufsuchende methode der rein analysierenden ihres vorgängers manches versehen nachzuweisen im stande war. alles dankes wert sind die erörterungen über JESchlegel, JASchlegel und Gellert; allerdings kann ich der polemik B.s gegen vAntoniewicz (s. 292 ff) nicht überall beistimmen. es ist leicht, quellennachweise ad absurdum zu führen, indem man anklänge an anderweitige äufserungen aufzählt. allein der grofse unterschied ist wol zu bedenken, ob ein satz vollinhaltlich in einem vorgänger sich aufdecken lässt, oder ob dem schriftsteller zuzumuten ist, aus so und so viel einzelnen elementen selbst einen neuen gedanken gebildet zu haben. gewis hat vAntoniewicz seinen beweis nicht immer streng genug geführt. aber nichts ist schwerer als die genesis eines geistesproductes in so streng logischer folge zu erörtern, dass die benutzung einer bestimmten quelle unumgänglich notwendig erscheint. das gelingt nur dem meister.

Ganz auf eigenen füfsen, der erste, der auf diesem felde wissenschaftlich geforscht hat, steht B. in dem capitel über Baumgarten. Sulzer hätte vielleicht eingehendere behandlung verdient. mag seine theorie der schönen künste noch so eklektisch sein, sie hat doch aufserordentlich gewürkt, und die lehren des 18 jhs. sind durch ihr medium auf die classische zeit übergegangen. man sollte doch näheres zu erfahren suchen über ein buch, zu dem Schiller nachweisbar zuerst gegriffen hat, als er seine philosophisch-ästhetische epoche begann. über Mendelssohn hat B.

gleichfalls das ausführlichste geliefert, was wir bisher besitzen. freilich wird, wer sich mit Mendelssohn beschäftigen will, gut tun, die weit übersichtlichere und prägnantere einleitung JMinors in bd. 73 von Kürschners Deutscher nationallitteratur zuerst durchzuarbeiten, bezüglich Nicolais (B. 2, 242 ff) sich an bd. 72, an Minors 'Jugendfreunde Lessings', zu halten. beide bücher scheint B. nicht zu kennen.

Dem buche B.s ist kein alphabetisches register beigegeben. nicht nur ein autorenverzeichnis, sondern auch ein sachliches register wäre dringend nötig gewesen, um die nachteile der unglücklichen disposition einigermafsen zu heben.

Wien, 12. 7. 1890. OSKAR F. WALZEL.

LITTERATURNOTIZEN.

FERDINAND SCHULTZ, Die überlieferung der mhd. dichtung 'Mai und Bêaflôr'. Kieler diss. Leipzig, Fock, 1890. 61 ss. 8°. 1,50 m. — die zahl der dissertationen, welche mhd. litteraturdenkmäler eingehend erörtern, hat in der letzten zeit erheblich zugenommen. zwar wesentliche resultate lassen sich dadurch kaum erreichen: denn die grofsen aufgaben, welche auf mhd. gebiete noch der lösung harren, erfordern umfassendere induction und gereifteres urteil, als dass sie von studenten bewältigt werden könnten. indessen die tatsache an sich zeugt für eine wachsende reaction gegen die einseitig grammatische richtung, unter deren banne unsere disciplin seit drei lustren gestanden hat, und erweckt die hoffnung, dass die echt philologische arbeit in bälde sich ihre alte wertschätzung zurückerobern werde. auch die vorliegende dissertation gelangt zu keinen neuen ergebnissen, sondern bestätigt in der hauptsache nur, dass Pfeiffers ausgabe des Mai nach richtigen kritischen grundsätzen hergestellt ist: beide hss. des gedichts gehen indirect auf einen ziemlich fehlerhaften archetypus zurück. aber ihr verf. bekundet gute methode und verständige überlegung; nur selten sieht man sich veranlasst, den vorgetragenen argumentationen zu widersprechen. das ist der fall s. 39, wo Sch. die ursprünglichkeit der in AB nach 201, 10 überlieferten, von Pfeiffer gestrichenen verse *Als mir hât kunt getân daz buoch, Er gewan alles des genuoch* behauptet: er vergisst dabei, dass zufolge 3, 17. 19 der dichter keine schriftliche quelle besafs, sondern einem mündlichen berichte, der seinerseits allerdings aus einer chronik geschöpft war, folgte. auch die s. 37 verteidigte echtheit der nach 109, 26 von den hss. gebotenen zeilen *Sand er im, diu was wol gesniten, Grôz rîcheit niht dar an [was] vermiten* leuchtet nicht ein: denn wenn in drei reimparen nach einander dieselbe person im dativ vorkommt, zuerst als *Dem*

werden siner swester sun, zuletzt als *dem vürsten hôchgemuot*, so macht es sich recht matt, wenn sie in der mitte nur durch *in* angedeutet wird. — sehr verdienstlich ist die neue collation beider mss., deren früchte der erste anhang verzeichnet. gegen die emendationen, welche anhang II enthält, lässt sich bis auf die vorschläge zu 43, 40 und 44, 31 wenig einwenden. der abschnitt über die orthographische darstellung des gedichtes (s. 49—55) hätte fortbleiben können. St.

Das schuldrama in Salzburg. von Hermann FWagner. Salzburg, Heinrich Dieter, 1890. 7 ss. gr. 8°. 0,30 fl. — W. versteckt leider seine wichtigen beiträge zur geschichte des schulwesens in der wenig verbreiteten Zeitschrift des Salzburger lehrervereines, und so liegt die gefahr nahe, dass auch der sehr interessante aufsatz, welcher oben genannt ist, gerade den beteiligten kreisen entgeht. es sei daher auf den separatabdruck aufmerksam gemacht, welcher durch den buchhandel zugänglich ist. nach einigen einleitenden bemerkungen hauptsächlich für die leser der genannten zeitschrift bringt der verf. auszüge aus den Salzburger stadtratsprotokollen und kammeramts-raitungen über schulaufführungen in Salzburg während des 16 jhs. die erste erwähnung einer deutschen comödie stammt aus dem october 1540, die reihe der einzeichnungen geht bis zur gründung der universität im jahre 1617. leider sind nur in den seltensten fällen titel und verf. dieser schuldramen genannt; so erhält 23 febr. 1563 der *Schuelmaister in Thuemb* die erlaubnis *sein Spiel, als nemblich tragediam portii und den teutschen Abraham, auf nechsten Sontag der Herren Vafsnacht .... halten zu lassen.* mit dem Abraham könnte Joachim Greffs drama gemeint sein, da Rollenhagens bearbeitung von Hier. Ziegler chronologische schwierigkeiten bietet; doch erschien schon 1544 Zieglers drama in deutscher übersetzung (vgl. Holstein, Die reformation s. 82. Bolte, Märk. forschungen 18, 204 f). die tragoedia Portii kann ich nicht nachweisen. am 16 februar 1582 lesen wir: *Schuellmaister aus dem Thuemb erlegt drey underschidenliche Spill an heur zuhalten: Lateinisch ist Parabola chrj de Decem Virginibus, in comicotragicum redacta.* das ist der genaue titel des dramas von Hier. Ziegler, welches Scherer in Wagners Archiv s. 481 ff besprochen hat, 1555 erschienen. *Teutsch von 'Khunig Herode, wie Er sein Gemahell umbbringen last.'* dies könnte man etwa auch auf Ziegler beziehen, dessen *Infanticidium* vom jahre 1555 Wolfgang Herman (Kyriander) zwei jahre später (1557) zu Salzburg in deutscher übersetzung erscheinen liefs (Goed. 2, 405), näher aber liegt wol die tragödie von Hans Sachs: *Der wüterich Herodes, wie der sein drey Sön vnd sein Gemahel vmbbracht* vom jahre 1552 (Goed. 2, 429 nr 205). *Pauernspill von Müllnern, und Ainem Müll-Esel etc.* haben wir es mit dem stoff von Greffs *Mundus* zu tun, mit der anekdote vom tragen des esels? (vgl. Goed. 2, 357. Scherer, Deutsche

studien III 46 ff.) am gleichen tage legte vor *Schuellmaister zu St. Peter: Tragedia latine Hecasti*, darin haben wir jedesfalls das drama des Macropedius zu erkennen. *Comoedia Teutsch von denen gehorsamen und ungehorsamen Khindern;* kaum wird damit etwas anderes gemeint sein, als Hans Sachs *Comedia der ungleichen kinder Eve* vom 6 nov. 1553 (vgl. JGrimm Zs. 2, 257 ff und Schnorr in seinem Archiv 12, 176 ff). *Ain pauernspill von bösem Rauch* ist das fastnachtsspiel von Hans Sachs bei Goeze nr 28. das sind alle titel, welche wir erfahren. folgende schulmeisternamen sind erwähnt: 1568 Hanns Goller, 1593 Johann Laurenz Rotmaier, Andreas Faber, 1596 zuerst und dann widerholt: Georg Ulrich und Carolus Christmanus, 1599 und öfter Gottfried Hueber, 1603 Johann Veith Schönlinus. ob sie blofs leiter der aufführungen oder auch selbst dichter waren, das erfahren wir nicht.

Wagners heft ist eine wichtige ergänzung unserer bisherigen kenntnis und der zusammenstellungen Boltes in der Zs. 32, 9 ff.

Lemberg 6. 6. 90. R. M. Werner.

Imperativische wortbildungen im niederdeutschen von R. Wossidlo. erster teil. beilage zum programm des gymnasiums zu Waren. ostern 1890. commissions-verlag von G. Fock in Leipzig. 17 ss. 4°. 1,20 m.* — eine sorgfältige zusammenstellung der niederdeutschen wortbildungen mit einer adverbialen bestimmung, bei der besonders die mundarten und unter diesen wider die mecklenburgische ausgebeutet sind. man ist erstaunt, mit welchem erfolg. mit ausschluss aller irgendwie anstöfsigen worte, die wol auch zahlreich genug sind, hat W. 290 nummern zusammengebracht. die andersartigen bildungen: blofse imperative und imperative mit einem object, sowie erklärung und datierung der spracherscheinung sollen folgen. dann wird auf die arbeit zurückzukommen sein. hier nur wenige bemerkungen! was die unterabteilungen der vorgeführten classe betrifft, so ist die überschrift der ersten: 'imperative mit einer präposition' sonderbar gewählt. in fällen wie: *driwachter, fangan* ist *achter, an* doch nicht präposition, sondern adverb. es müste heifsen: 'imperative mit adverbien, die auch als präpositionen gebraucht werden.' und auch dann passt verschiedenes nicht hierher, da zb. *dal* schwerlich als präposition vorkommt. — unter den beigebrachten zusammensetzungen findet sich eine grofse anzahl solcher, die entweder nur oder auch als orts- und familiennamen erscheinen. aber wenigstens bei den familiennamen ist gröfsere vorsicht nötig, als der verf. sie angewandt hat. gelegentlich, zb. bei nr 106 *werpup*, weist er freilich selbst auf die möglichkeit einer anderen deutung hin. aber eine solche liegt auch sonst öfters nahe und verdient nicht selten den vorzug. die neuere forschung ist mit recht darauf aus, die schicht der familiennamen zufälligen ursprungs,

* [Nd. correspondenzbl. 14, 31 (KEHKrause). — Litteraturbl. für germ. und rom. phil. 1890 nr 11 (RSprenger).]

zu der auch solche imperativischen bildungen gehören, immer mehr einzuschränken (vgl. zb. Preufs, Die Lippischen familiennamen. Nd. jahrbuch 9, 37). so können die s. 10 angeführten geschlechtsnamen: *beuthin*, *beuthau* geographischen ursprung haben; Rudolphs Ortslexikon, das nicht benutzt scheint, weist einen *Beuthinerhof* bei Eutin und ein dorf *Beutau* im regierungsbezirk Lüneburg nach. und auch *pettendrup* s. 11 könnte ganz gut auf einen ortsnamen *pettendorp* zurückgehn. allerdings werden solche orts- und familiennamen jetzt oft im volksmund imperativisch gedeutet, und insofern sind sie auch im sinn W.s zu verwerten, aber doch nur als ein beweis, wie geläufig der heutigen sprache, besonders der mundart, die imperativischen bildungen sind. — schliefslich noch ein par verweise. zu nr 57 *kehrum* vgl. Rudolph, Ortslexikon I 2073; zu nr 73 *helpup:* Nd. correspondenzbl. 9, 41; zu s. 11 *bindup:* Nd. correspondenzbl. 9, 71. zu nr 123 finde ich auf Liebenows Topogr. karte der Rheinprovinz und der provinz Westfalen, sect. Münster, bei 2 höfen südlich von Everswinkel die bezeichnung *Gr.* und *Lt. Schufut.* — möge der schluss der gediegenen und lehrreichen abhandlung bald folgen!

Bielefeld, aug. 1890. H. TÜMPEL.

Die buch- und kunstverlage von CASTARKE in Görlitz und ASIEBERT in Heidelberg gedenken das gesammte heraldische material, das die miniaturen der grofsen Heidelberger (sog. manefsischen) liederhandschrift enthalten, in einem reich ausgestatteten werke: 'Wappen, helmzierden und standarten der grofsen Heidelberger minnesängerhandschrift' durch farbendruck zu reproducieren. ganz gewis ist gerade für heraldische forschungen die unfarbige photographische widergabe jener miniaturen, die wir FXKraus verdanken, nicht ausreichend, und so freue ich mich jenes ergänzenden plans, wenn mir auch die behauptung des prospectes, 'dass die wappen des codex wesentlich authentischen quellen entnommen sind', sehr wenig glaublich erscheint: dem widerspricht neben vielem anderen schon der umstand, dass in C auch die bilder mehrerer bürgerlicher fahrenden mit heraldischen abzeichen versehen sind. ich bin gespannt, ob ZANGEMEISTER, der das werk mit einleitung und erklärungen begleiten wird, jene ansicht des prospectes teilt. ein probeblatt, das mir vorliegt, lässt in der zeichnung freilich nicht verkennen, dass die reproduction auf einer copie, nicht auf dem original selbst beruht; doch beeinträchtigen kleine ungenauigkeiten, die so kaum ausbleiben konnten, die wissenschaftliche brauchbarkeit der publication schwerlich. die farbige ausstattung ist glänzend und trifft, wenn mich die erinnerung nicht trügt, den farbenton des originals so gut wie wünschenswert: dass die zerstörenden würkungen, die die zeit auf die bilder geübt hat, nicht ängstlich widergegeben werden,

ist nur zu billigen. unter dem namen Johanns vBrabant bringt die hs. ein schlachtenbild, das auch den gegnern und den begleitern der hauptgestalt heraldische attribute verleiht: auf dem probeblatt sind diese, die doch keinesfalls irgend welchen heraldischen wert beanspruchen können, zum teil ohne besondere kennzeichnung mit unter den namen Brabants gestellt, zum teil fortgelassen, eine inconsequenz, die ich nicht verstehe: hoffentlich wird sie auf den später erscheinenden blättern vermieden. der durchaus nicht billige subscriptionspreis (57 mk. für 55 tafeln nebst text in mappe) rechtfertigt sich einigermafsen durch den reichen gold- und silberdruck, der notwendig war, und durch die sonstigen schwierigkeiten treuer widergabe. R.

Kleine Mitteilungen.

Germanischer dativ aus der Römerzeit. den fachgenossen, die nicht regelmäfsige leser der Jahrbücher des vereins von altertumsfreunden im Rheinlande sind, wird es nicht unerwünscht sein, zu erfahren, dass nunmehr zu den beiden von RMuch (Zs. 31, 355) besprochenen altgermanischen dativen pluralis auf *-ms* sich ein dritter gesellt hat. JKlinkenberg veröffentlicht im 89 hefte der Bonner jahrbücher (s. 231) zwei inschriften von matronensteinen, die im mai 1890 in der kirche des ehemaligen Cisterzienserinnenklosters zu Hoven bei Zülpich, also widerum in dem bereiche der alten Ubier, zum vorschein kamen und folgender mafsen lauten: *Matronis | Saitchamims | Primus. Freiat|tonis l. m.*
und *Matron(is) | Saithamia[b](us) | Q. Cominius | Primio. l. [m.]*

Bonn. GUSTAF KOSSINNA.

Zu Wernher von Elmendorf. durch Schönbachs überraschenden quellenfund (Zs. 34, 55 ff) ist zwar die eigene leistung Wernhers von Elmendorf herabgedrückt, das litterargeschichtliche interesse aber an seinem werke wie an seiner person kaum gemindert worden. ich habe mich als ein halber landsmann des Heiligenstädter poeten schon lange nach einem historischen beleg oder anhalt umgesehen, aber auch der beste kenner des eichsfeldischen urkundenmaterials, hr oberlehrer dr Jäger in Osnabrück, konnte mir dazu nicht verhelfen. nur Wernhers gönner, den propst Dietrich, um den sich Sauerland (Zs. 30, 3) in vier archiven umsonst bemüht hat, kann ich jetzt nachweisen. in Falckenheiners Geschichte hessischer städte und stifter bd. II (1842) 171 ff findet sich eine urkunde des erzbischofs Christian I von Mainz abgedruckt, die aus anlass einer kirchenvisitation zu Fritzlar 1171 (vor dem 1 sept., vgl. Böhmer-Will, Regesten zur gesch. der erzbischöfe

von Mainz II 30) ausgestellt wurde: unter den zeugen steht (s. 173) auch der *prepositus in Helegenstat Theodoricus.*

Ich lasse diese gelegenheit nicht vorübergehn, ohne zu betonen, dass mir alles, was Sauerland Zs. 30, 2 ff über die herkunft Dietrichs und Wernhers aus dem Oldenburgischen vorgebracht hat, durchaus problematisch erscheint. auch dem zweifel möchte ich ausdruck geben, ob unsere überlieferung würklich in ordnung ist, wenn sie beiden, dem caplan sowol wie dem propst, den beisatz 'von Elmendorf' gibt. es sieht fast so aus, als ob hier einmal (an zweiter stelle?) ein anderes wort, vielleicht auf -dorf, durch (das eben dagewesene) Elmendorf verdrängt sei. und zuletzt mag dem schlusse des Schönbachschen aufsatzes (Zs. 34, 75) gegenüber gesagt sein, dass die reime und der wortschatz der dichtung zwar auf die gränze des hochdeutschen sprachgebiets, aber nicht über den Heiligenstadt zukommenden nordtüringischen dialect hinaus aufs niederdeutsche weisen. am allerwenigsten sind etwa im sprachgebrauch anklänge an das friesische zu finden: ein Friese aber müste Wernher sein, wenn er, wie Sauerland glaubhaft machen wollte, aus Elmendorp im Ammerlande stammte! es ist wahr, in Türingen ist ein Elmendorf bisher nicht nachgewiesen — aber wie grofs ist die zahl der ausgegangenen orte! und wie schwer hält es, sie ohne gründliche local- und terrainstudien zu überblicken! man sehe sich nur einmal in Landaus bekannter monographie (Zs. d. ver. f. hess. gesch. und landeskunde, 7 suppl.) das register an: es bringt allein aus dem kleinen Kurhessen sieben wüstungen mit Elm- im namen; auch ein 'Elminsdorf' (in Oberhessen, s. 275) ist darunter, das ich natürlich nicht zur heimat Wernhers zu stempeln gedenke. SCH.

ZU TANNHÄUSERS RÄTSELSPRUCH. die darlegungen Roethes (Zs. 30, 419) und RMWerners (Zs. 31, 363) haben jeden zweifel daran beseitigt, dass der spruch MSH 2, 97[b] keinen komischen unsinn, auch keine mischung von rätseln und lügen, sondern eine reihe von rätseln im stil der Joca monachorum enthält. dann aber macht es schwierigkeiten, sich den vortrag des spruches anschaulich vorzustellen. rätsel werden doch aufgegeben, um vom hörer gelöst zu werden, und die ohnehin zum teil recht schwierige lösung muste durch den verwirrenden fortlaufenden vortrag von 4—5 rätseln in einem atem geradezu unmöglich werden. das problem löst sich, sowie wir die reimstellung betrachten: der spruch zerfällt metrisch und syntactisch in 4 ganz selbständige teile, deren jeder ein rätsel für sich bildet: v. 1—4 (Adam und Eva), v. 5—10 (Adam, Eva und der hund in der arche Noah, der zwar nicht syntactisch, aber metrisch gleichfalls für sich genommen werden kann), v. 11. 12 (die erde höher als der himmel), v. 13. 14 (Thomas Becket). aus diesem kunststück erklärt sich auch die wunderlich verzwickte strophenform. der spruch konnte

vollständig recitiert, aber auch jederzeit die einzelnen rätsel für sich vorgetragen werden; also nach Rückerts wunsche 'ein ganzes, das besteht aus vielen kleinen ganzen'.

Hollenstedt. E. Kück.

Zu den deutschen schriften Albrechts von Eyb. es sei mir gestattet, an dieser stelle einige irrtümer zu berichtigen, die meine soeben vollendete ausgabe der deutschen schriften des Albrecht von Eyb (Berlin 1890, 2 bände) enthält. bd. I s. IX bitte ich die nummer des Cod. germ. Mon. aus 4368 in 4358, bd. II s. XXV und XXVII den namen des druckers von A_1 aus *Würdung* in *Würsung* zu verbessern. bd. II s. XX (vgl. s. VII) ist als drucker von S Johann Rynnman genannt, der in würklichkeit nur der verleger war. der drucker verschweigt seinen namen, es handelt sich indessen ohne frage um Johann Otmar, der seit dem jahre 1503 in Augsburg für Rynnman arbeitete und erst 1516 von Silvan Otmar abgelöst wurde. würklich zeigt auch S in der ausstattung die entschiedenste verwandtschaft mit den drucken, die in Rynnmans auftrage aus Johann Otmars officin hervorgiengen, so zb. mit der deutschen bibel von 1507 (Berlin Bu 9041), mit Taulers Sermones von 1508 (Berlin Cs 3513) und der Hystori Katharine von Senis von 1510 (Berlin Dw 6156), während die arbeiten, die Otmar auf eigene faust oder für einen anderen verleger herstellte, ganz anders aussehen, und vollständig stimmt es mit der wie S im jahre 1511 von Rynnman veranstalteten neuen ausgabe des Tenglerschen laienspiegels im format, in der druckeinrichtung, in den typen und in der stilistischen gestaltung der schlussschrift überein; nur wird im laienspiegel zuletzt (fol. CCLVIII[a]) ausdrücklich bemerkt, dass der druck von *Maifter Hansen Othmar* besorgt ist.

Berlin, october 1890. Max Herrmann.

Die 41 versammlung deutscher philologen und schulmänner findet mittwoch, den 20 bis sonnabend, den 23 mai 1891 in München statt. das präsidium besteht aus den herren prof. dr WvChrist und gymnasialrector dr BArnold. die vorbereitenden geschäfte für die germanistische section führt prof. dr Brenner (Georgenstr. 13[b]). anmeldungen von vorträgen sind für die allgemeinen sitzungen an einen der beiden präsidenten, für die sectionssitzungen an die vorsitzenden der sectionen bis zum 1 mai einzusenden.

Am 2 october starb in Waging bei Traunstein prof. Konr. Hofmann aus München, 71 jahre alt. — Für deutsche philologie habilitierten sich in Berlin dr AHeusler, in Marburg dr FWrede, in Leipzig dr GHolz, für deutsche sprache in Graz dr JWNagl. der aufserordentliche prof. dr GRoethe in Göttingen wurde zum ordentlichen prof. an derselben universität ernannt.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XVII, 2 APRIL 1891

Ueber mittelalterliche bibliotheken. von THEODOR GOTTLIEB. mit unterstützung der kaiserlichen academie der wissenschaften zu Wien. Leipzig, OHarrassowitz, 1890. XI und 520 ss. gr. 8°. — 14 m.

Es verdient bemerkt zu werden, dass ein germanist, BJDocen zuerst auf die wichtigkeit der mittelalterlichen büchercataloge aufmerksam gemacht hat: 'die geschichte der litteratur und der studien im mittelalter genauer zu kennen, hierzu gibt es eine, wenigstens äusserlich sehr belehrende, noch gar nicht hinlänglich benützte quelle. es sind dieses die authentischen, nicht selten zu anfang oder ende eines alten manuscripts eingezeichneten listen des büchervorrats eines domstiftes oder einer abtey' (Hormayrs Archiv 13, 248. Wien 1822). drei jahre später macht auch FAEbert (Zur handschriftenkunde 1, 116) darauf aufmerksam und bemerkt, dass die mitteilung solcher listen zur nähern kenntnis des bücherwesens im ma. sehr nützlich sei. er führt dann auch bereits eine anzahl cataloge an und vermerkt die bücher, in denen sie gedruckt sind. in den letzten jahren vermehrten sich die stimmen, die nach einer sammlung solcher cataloge riefen, auch aus England, Frankreich und Italien. es erschienen 1885 GBeckers († 1886) Catalogi bibliothecarum antiqui. sie sind auch durch G.s buch nicht entbehrlich geworden, beweisen aber, dass das unternehmen die kräfte éines mannes übersteigt und nur die gemeinsame arbeit vieler das monumentale werk zu stande bringen kann, zu welchem G. material und pläne liefert. im gegensatze zu Becker wendet er zum erstenmal die wissenschaftliche methode auf diese mittelalterlichen denkmäler an, um eine möglichst vollständige übersicht über sie zu gewähren und diejenigen, die im falle sind das material zu vervollständigen, zu neuen beiträgen zu reizen.

In einer kurzen einleitung werden wir orientiert über die geschichte, den plan und umfang des unternehmens. sofort folgt die hauptsache, 756 und mit den 'Miscellen' (s. u.) zusammen 1391 cataloge der bibliotheken von Deutschland, Frankreich, Grofsbritanien, Italien, den Niederlanden, Scandinavien und Spanien. bei jedem dieser länder sind die bibliotheken in alphabetischer ordnung aufgeführt, während die nummern der cataloge fortlaufen. die einzelnen nummern sind in der weise verzeichnet, dass in der überschrift durch fettdruck der name der bibliothek, der stadt,

des klosters oder besitzers hervorgehoben wird. darauf folgt in neuem alinea die überschrift, wenn im originale eine solche vorhanden ist, natürlich in der ursprache entweder lat. oder franz., engl., ags., ital., niederl. usw. hieran schliefsen sich in neuen absätzen unter 'Inc.' und 'Fin.' anfang und schluss des verzeichnisses. wider neue absätze bilden: 'Quelle', die bezeichnung des originals, der bibliothek oder des gröfsern werkes, aus welchem das verzeichnis entnommen ist, und 'gedr.', wo die abdruckstellen angegeben werden. natürlich muss nach umständen eine oder mehrere dieser rubriken wegfallen oder leer bleiben.

Weiteres über diese fleifsige und genaue zusammenstellung, die den hauptteil des werkes bildet, läfst sich in einer recension kaum sagen. dagegen dürfte es am platze sein, wenigstens auf den einen oder andern dieser cataloge aufmerksam zu machen, der von culturhistorischem interesse ist und geeignet, uns einen einblick zu bieten in das lebendige litterarische treiben des mittelalters. natürlich steht hier der clerus voran. aber der einzelne priester konnte doch nur wenige bücher besitzen. ein inventar der kirche Perechiricha (Bergkirchen) im bistum Freising um die mitte des 9. jhs. weist blofs zwei bücher auf (nr 153). der priester Waldperht derselben diöcese schenkte der kirche Zartenkirchen im jahre 830 4 bücher (nr 810). da war der priester Walgarius viel reicher, welcher um 865 der kirche von Cysoing bei Tournay 16 bücher vermachte (nr 1267). der einsiedler Meinrad († 861) *'behielt im selb ain messbuch mit den eppistlen und ain omilier, unser regel aine und die bücher Cassiani'* sagt Gallus Oheim (ausg. v. Barack 5, 54), von G. nicht erwähnt.

Erst später kommen die laien. da haben wir (s. 278) die bücher des angelsächsischen königs Äthelstan († 941). nr 387 ist die bibliothek eines advokaten mit angabe der preise v. j. 1362; nr 266 die eines französischen arztes von 1438, 199 nummern, ebenfalls mit preisen; nr 408 das verzeichnis eines buchhändlers zu Tours im 15. jh. es umfasst 238 handschriften und 29 drucke. dem wäre noch hinzuzufügen: ACorradi, Biblioteca d'un medico marchigiano del secolo XIV. Milano, tip. Richiedei. in 8°, 8 p. auszug aus den Annali universali di medicina vol. 272 (1885). Bibliothèque de l'École des Chartes 46 (1885) p. 702. — 'La petite collection d'un bibliographe breton à la fin du XVe siècle ou au commencement du XVIe siècle' steht im Bulletin du Bouquiniste publ. par Aubry, 3 année (1859) nr 56, s. 218 und ist daraus widerholt bei Petzholdt, N. anzeiger 1859, s. 222. — Bibliothèque d'un Médecin [Jean van der Hulst] à Diest, en 1489, par Charles Stallaert steht im Bibliophile Belge 11 (1876), p. 56 bis 62; vgl. Petzholdt, N. anzeiger 1876, s. 344. — als im jahr 1483 zwei studenten zu Oxford gepfändet werden sollten, hatte der eine einen liber de forma dictandi und pamplette cum accusationibus; der andere hatte gar keine bücher. nr 1048.

Was vollständigkeit betrifft, so ist hier nicht der ort des weitern auf diese frage einzugehn. nachdem die zahl der von Becker zusammengebrachten nummern um mehr als ein volles tausend übertroffen ist, könnte man bald glauben, es der absoluten vollständigkeit nahe gebracht zu haben, wenn nicht der verf. selbst dem entschieden widerspräche (vorw. s. X). er bemerkt aber richtig, dass es gegenwärtig darauf auch gar nicht ankommt; die hauptsache ist, dass nun einmal die wissenschaftliche grundlage gelegt ist, auf der sich weiter bauen läfst. dazu bedarf es eben der vereinten kräfte vieler. möchte sich eine gelehrte genossenschaft finden, welche dem unternehmen leitend und unterstützend an die hand gienge!

G. hat aber auch noch in anderer weise würksam vorgearbeitet im 3 cap. seines buches: mustercataloge. bei seiner fortwährenden beschäftigung mit den hslichen quellen hat er oft genug gelegenheit gehabt, das gedruckte material mit den originalen zu vergleichen; da zeigte es sich dann, mit welcher willkür viele herausgeber verfahren sind. sie haben bücher, die ihnen nicht wichtig schienen, die signaturen und preisangaben weggelassen, die titel unrichtig abgeteilt; bei andern finden sich die plumpsten lesefehler, irrtümer und flüchtigkeiten, wodurch ganz merkwürdige litterarische curiosa entstehn. dagegen fordert G. mit recht, der herausgeber solle die verschiedenen hände, von welchen der catalog herrührt, und die spätern zusätze wol unterscheiden und kenntlich machen; dann auch über das schicksal der hss, über den verbleib der heute noch erhaltenen aufschlufs geben. freilich scheint mir G. bei seinen mustercatalogen die genauigkeit zu weit zu treiben, wenn (s. 294) durchstrichene zeilen und corrigierte buchstaben durch besondere typen widergegeben sind, während er im vorwort (s. VIII) sich gegen den 'typendruck' ausspricht. im übrigen ist er offenbar nicht abgeneigt, bei einzelnen puncten mit sich reden zu lassen.

Über 'anordnung der bibliotheken im mittelalter' enthält cap. 4 viel interessantes; doch dürfte eine geschichte des catalogisierens im mittelalter noch nicht sobald an der zeit sein. da im vergleich zur unsrigen die anzahl der bücher meistens sehr klein war, kam es auf eine rationelle einteilung weniger an. fast immer gehn die biblischen bücher voran, auf diese folgen die kirchenväter ohne bestimmte ordnung, und den schluss macht die weltliche litteratur. bei letzterer ist in einzelnen fällen eine anordnung nach den sieben freien künsten versucht, anderwärts sind die *'libri scottice scripti'* ausgeschieden. öfter begegnen wir einer besondern bibliothek für die schule und für die kirche oder den chor. letztere wurde auch meist in der sacristei aufbewahrt, und das erklärt, warum bei so vielen kircheninventaren die bücher mitten zwischen paramenten verzeichnet sind. das ist unter umständen zu beachten, um nicht falsche folgerungen

zu ziehen. etwas anderes ist es, wenn eine grofse und eine kleine bibliothek unterschieden werden (s. 305. 307). eine ähnliche einrichtung bestand in Einsiedeln bis in unser jahrhundert; vgl. Calmet, Diarium helveticum s. 50—51. Helv. kalender f. 1798, s. 117. erst um das jahr 1805 wurde die sammlung der am meisten gebrauchten bücher, *usuale* genannt, mit der hauptbibliothek vereinigt. die alphabetische anordnung der titel im cataloge findet sich zuerst im 12 jh.; im 15 wird sie allgemeiner. aber wie waren die bücher selbst geordnet? bekanntlich lagen dieselben auf pulten und die moderne aufstellungsart nach formaten lässt sich nicht vor dem 15 jh. nachweisen. signaturen waren wahrscheinlich schon im 11 jh. im gebrauch; aus dem 13 haben sich manche erhalten. sie bestehn meist aus römischen, seltener aus arabischen ziffern und majuskelbuchstaben, und mit ihrer hilfe ist es gelungen, von manchen hss. die herkunft nachzuweisen. auch verschiedenfarbige signaturen je nach den wissenschaften, rot, grün, schwarz kommen vor (s. 270). während in den meisten catalogen nur verfasser und titel des buches genannt werden, fügen andere die anfangsworte des werkes bei, oder auch anfang und ende, was namentlich in Italien brauch war. seit dem 14 jh. werden sehr oft auch noch die anfangsworte des zweiten blattes angeführt, was zur sichern bezeichnung mithalf. von der natur und dem zwecke des verzeichnisses hängt es ab, ob auch die preise beigefügt sind. dagegen werden kostbare einbände recht häufig erwähnt.

Cap. 5: 'Beiträge zur geschichte einzelner bibliotheken' enthält hauptsächlich nachweise über den verbleib von hss. aus den ältern bibliotheken von Lorsch, Rheims, Trier und Reichenau.

Die 'Miscellen' (cap. 6) bilden die fortsetzung der cataloge, indem auch die zählung ununterbrochen fortgeht, und sie sind wie diese nach ländern abgeteilt. es sind meist nur teilverzeichnisse, geschenke, ankäufe udgl. sie sind nicht so ausführlich verzeichnet, wie die cataloge, nehmen oft nur eine einzige zeile in anspruch, dagegen stehn sie an bedeutung und oft auch an umfang diesen keineswegs nach.

'Indirecte quellen' nennt G. citate und nachahmungen antiker autoren bei den schriftstellern des mittelalters; auch sie sind zeugnisse über die bücherbestände der bibliotheken. mit recht hebt aber G. hervor, dass hier kritisch zu verfahren ist, und tadelt den 'groben unfug', der in jüngster zeit mit seitenlangen nachweisen dieser art getrieben wurde, wo nur zu oft der schein sich in ein nichts auflöst. dagegen lässt sich mit gehöriger sorgfalt aus den schriften Cassiodors ein verzeichnis der bücher des klosters Vivarium herausklauben. bekannt sind die verse Theodulfs von Orleans über seine lectüre, und ähnliche bücherverzeichnisse, oft von bedeutender ausdehnung, finden sich in mittelalterlichen dichtern noch öfter.

Den schluss bildet ein dreifacher index, der bibliotheken und büchcrbesitzer, resp. schenker oder schreiber, der namen und sachen und der benützten hss. ich hätte noch ein verzeichnis der benützten druckwerke gewünscht, wenn auch nur in summarischer form. es sind ja, um die gestellte aufgabe zu vollenden, nicht nur hss., sondern auch drucke heran zu ziehen, und eine bibliographische übersicht der bereits durchforschten litteratur liefse erkennen, was noch auszubeuten ist. man bekäme dann auch eine vorstellung davon, wie weit zerstreut das material ist, nicht nur in bibliographischen werken, zeitschriften und programmen; auch eine masse specialschriften über klöster, stiftungen, schulen, dann die vielen stadtgeschichten, endlich eine anzahl reisebeschreibungen gehören hierher. indirect wäre ein solches verzeichnis auch ein mafsstab für den sammelfleifs und spürsinn des verf., eigenschaften, die ausdrücklich anerkennung verdienen; er hat nicht nur einen grofsen teil des materials auf reisen gesammelt, sondern ist auch bemüht gewesen, auf brieflichem wege zn möglichst sichern resultaten zu gelangen. übrigens ist im vorstehenden der reiche inhalt des buches noch nicht erschöpft; gelegentlich sind noch andere notizen zusammengestellt, so s. 6 über mittelalterliche schreiber, s. 324—328 über verschollene bücherverzeichnisse uam.

Betreffs zweier puncte erlaube ich mir hier noch ein par bemerkungen. die bücherpreise sind gewis von bedeutung für die kenntnis des mittelalterlichen bücherwesens, und eine zusammenstellung der zahlreichen erhaltenen notizen wäre interessant. freilich fragt G. s. 320: 'was aber soll man dann mit den zahlen anfangen?' nun, wir sind bereits über die geldwerte der verschiedenen zeiten soweit orientiert, dass die reduction auf einen gemeinsamen nenner nicht allzu schwierig sein dürfte. — zu dem, was G. über die vorsicht beim ausleihen der bücher (s. 319) gegen schein (s. 313) oder pfand (s. 290) sagt, wäre hinzuzufügen, dass ein solches unterpfand, gewöhnlich in einem buche bestehend, *memoriale* genannt wurde. diese bedeutung des wortes fehlt auch in der neuesten auflage von Du Cange, findet sich aber bei Delisle Cabinet des manuscrits II 125, 239 und anderwärts. daselbst 43, nr 2 steht auch ein ausleihschein vom jahre 1488.

Nicht nur der philologe, sondern auch der historiker, der paläograph und bibliograph, und — last not least — der theologe, werden dem verfasser für seine fleifsige zusammenstellung dank wissen. möchten sie ihn auch durch zahlreiche ergänzungen betätigen!

Einsiedeln im december 1890. P. Gabriel Meier.



Zur mythologie der griechischen und deutschen heldensage. von WILHELM MÜLLER. Heilbronn, Henninger 1889. VI und 177 ss. 8°. — 3 m.*

Der bald nach dem erscheinen dieser seiner letzten schrift verstorbene verfasser sucht in ihr die angriffe abzuschlagen, die seine 1886 herausgegebene Mythologie der deutschen heldensage von verschiedenen kritikern erfahren hat. er beschränkt sich aber nicht auf die abwehr, sondern geht nun seinerseits namentlich gegen den unterzeichneten zum angriff vor, indem er ihn auf dem hauptgebiete der Indogermanischen mythen, auf dem gebiete der griechischen sage, aufsucht. mit seiner früheren untersuchung verglichen, erweitert diese letzte einerseits den kreis, um ihn anderseits zu verengern, wie die inhaltsangabe der sechs capitel: 1. Die Kentauren. 2. EHMeyers Achilleis. 3. Zu der Nibelungensage. 4. Zu der Wielandssage. 5. Zu der Walthersage. 6. Orendel bereits andeutet. M. lässt also hier die Dietrich-, Ortnit- und Wolfdietrich-, die Rother-, Kudrun- und Oswaldsage fallen und zieht dafür zwei wichtige griechische mythengruppen heran, um nachzuweisen, dass die atmosphärische deutung derselben, die ich mit hintansetzung ihrer geographischen und geschichtlichen beziehungen auf dem wege der vergleichenden mythologie ersonnen hätte, für die wissenschaft ganz wertlos sei. schon dieser satz enthält die zwei hauptvorwürfe, die der verf. durch sein ganzes buch hin immer von neuem gegen mich erhebt, misachtung der historischen momente und willkürliche dichtung statt wissenschaftlicher erklärung.

Gegen den ersten darf ich mich wol der kürze halber auf die worte eines OCrusius berufen, der von meinen Kentauren sagt: 'langjährige beschäftigung mit der vergleichenden mythologie und ethnologische studien haben den verf. nicht blind gemacht gegen die so häufig verkannte notwendigkeit, dem griechischen mythus zunächst mit philologisch-historischen waffen zu leibe zu gehn. es werden sich unter den vergleichenden mythologen nicht viele namhaft machen lassen, die mit der sicherheit des verf. die heikelsten archäologischen probleme anzufassen oder auf den verschlungenen pfaden der stammmythologie sich zurecht zu finden wüsten.' schwerlich wird jemand dem im antiken mythus sehr wenig bewanderten verf., der noch dazu pro domo redet, mehr vertrauen schenken als jenem an dem streite ganz unbeteiligten bewährten classischen philologen und mythologen, und wer es doch versuchen sollte, wird es nach der lectüre von M.s Kentauren- und Achilleisaufsätzen bald bereuen. um meine mühsame quellenkritik kümmert sich M. einfach gar nicht; kein einziges neues mythologisches oder historisches zeugnis bringt er bei, geschweige denn einen neuen gesichtspunct. sein material schöpft er bequem aus ECurtius und MDuncker, meinen Indogermanischen mythen und

[* vgl. Litteraturblatt für germ. und rom. phil. 1890, sp. 89 (WGolther).]

Roschers lexicon, und im äufsersten falle muss HDMüller mit einer etymologischen oder mythologischen auskunft brüderlich einspringen. was ist ihm nun der Kentauren kern? ihre feinde, die Lapithen und Herakles, waren nach M. Achaeer und Aeolier, die sich mit den Kentauren dh. Thessalern in Thessalien, Aetolien und Elis herumschlugen. die streitobjecte, weib oder wein, bedeuten ein strittiges land. mit der winddämonennatur der Kentauren und ihrer verwandtschaft mit den Gandharven ist es nach M. nichts. denn in der griechischen vorstellung seien die kentaurischen tiermenschen aus den im kampf berittenen Thessalern entstanden, wie in der indianischen die spanischen reiter zu mischgeburten aus ross und mensch wurden. diese indianische phantasieleistung ist schon oft bei der Kentaurendeutung als analogon verwendet worden, als ob die Griechen nicht seit unvordenklicher, indogermanischer zeit pferde gekannt hätten und nach der Ilias schon im trojanischen krieg sowol wagenlenker als reiter gewesen wären. trotzdem und obgleich Nestor Il. 1, 262 f die Kentauren der vortrojanischen zeit zuweist, hat für M. der nach Thucydides 1, 12 sechzig jahre n a c h Trojas zerstörung unternommene einfall der Thessaler in das nach ihnen benannte land ihre umbildung in pferdemenschen hervorgerufen. wie schlecht passt aufserdem an jener Iliasstelle die älteste bezeichnung der Kentauren als wilder bergtiere oder -ungeheuer, *φῆρες ὀρεσκῷοι*, für ein auf die ebene angewiesenes reitervolk! und auch abgesehn von der hypothetischen, übrigens stets an wahrscheinlichkeit gewinnenden, ältesten nur zweibeinigen Kentaurenform, wie schlecht passt die anerkannt ältere, vor dem j. 500 v. Chr. allein herschende form der auf menschenbeinen trippelnden Kentauren zu reitern auf wild heransprengenden rossen! ebenso verfehlt ist M.s sprachliche, auch nicht neue, ableitung der Kentauren von *κεντέω* und *αὖρος* als pferdestachler, denn das betreffende subst. war in der griechischen sprache nicht vorhanden. ferner sind kämpfe der Thessaler mit Aeolern in Aetolien und Elis nicht überliefert und höchst unwahrscheinlich, und die nachrichten von ihren kriegen mit den Achaeern in Thessalien melden unglücklicher weise das gerade gegenteil von dem, was der vermeintliche historische Kentaurenmythus angibt. denn nach diesem wären die Kentauren in Thessalien uransässig, während umgekehrt in der geschichte die Thessaler dort andere völker gewaltsam verdrängten; und in Thessalien wurden die Kentauren besiegt, während dort die Thessaler sieger waren. auf einem der zeit und dem wesen nach undenkbaren psychologischen vorgang, auf einer mit einem erfundenen worte operierenden etymologie, auf einem historischen verhältnis, das historisch nicht nachweisbar ist, und auf zwei gleichungen, die aus zwei widersprüchen hergerichtet worden sind, beruht also M.s lehre von den Kentauren als Thessalern. aber auch wenn diese lehre in allen puncten

recht hätte, dürfte sie den anspruch erheben, das Kentaurenproblem auch nur annähernd gelöst zu haben? der höchst eigenartige, voll und reich entwickelte character dieser ungeheuer, die einen Eurytion, einen Pholos und einen Cheiron zu den ihrigen zählten, ihre wunderbare abstammung, die reizvollen motive ihrer kämpfe, freuden und leiden, ihre verflechtung in die schönsten und ältesten mythen des altertums, wodurch ihnen unter allen mythischen mischfiguren der erde die weitaus bedeutendste rolle zugefallen ist, und endlich ihre merkwürdige verwandtschaft mit den dämonen anderer völker, all dieses und vieles anderes bleibt in M.s betrachtung völlig unaufgeklärt.

M.s kritik meiner Achilleis ist weit persönlicher und versteigt sich bis zum vorwurf grober unwahrheit. man urteile! M. behauptet zweimal (s. 53. 57), dass ich, um die hochzeit des Peleus und der Thetis zu einem dämonenfest zu machen, die Nereiden wie die Kentauren als gäste hinzugedichtet habe, — und doch weise ich an drei stellen (ldg. m. 1, 45. 80. 2, 438) darauf hin, dass nicht nur ein pompejanisches wandgemälde, sondern auch Euripides Iphig. Aul. 1046 f die Kentauren wie die Nereiden an diesem feste teil nehmen lässt. dazu kommt, dass dieses nach mehreren quellen in der höle des Kentauren Cheiron gefeiert wurde. M. behauptet s. 59, ich hätte das leuchten der waffen und das tönen der trompete bei der überlistung des in mädchenkleider gesteckten Achilleus durch Odysseus hinzugesetzt. das leuchten von waffen, namentlich von solchen, die ein jünglingsherz begierig machen sollen, versteht sich meines erachtens von selbst, und der stofs in die trompete kommt, um nur éin beispiel anzuführen, bei Apollodor 3, 13, 8 vor. M. behauptet ferner s. 77, die griechische sage erzähle nicht, wie ich bemerke, dass Peleus die Nereide in einer höhle festhalte. dies behauptet er allen von Preller Gr. myth.[3] (2, 398) angeführten alten zeugnissen und der neugriechischen Nereidensage zum trotz, die Polites und Bernh. Schmidt zuerst eingehender besprochen haben (ldg. m. 2, 421 f). eine bewust oder unbewust falsche darstellung nennt er s. 84 meine behauptung, Alberich oder Euglin habe dem Sigfrid das schwert Balmung verschafft, und zu den schönsten übereinstimmungen gehöre es, dass Alberich dem deutschen blitzheros ein von ihm geschmiedetes schwert besorge. ich verwies dabei auf WGrimms HS[2] 59. 273, wozu ich allerdings noch die M. jedenfalls bekannte stelle s. 79 hätte hinzufügen müssen, die ich offenbar vorzugsweise im sinne hatte. denn hier hebt WGrimm die verworrene schilderung des kampfes Sigfrids mit den Nibelungen, ihren riesen und Alberich aus dem Nibelungenlied heraus und sucht sie durch einige vortreffliche vermutungen aufzuklären. das resultat, dem ich durchaus beistimmte und noch beistimme, läuft nun darauf hinaus, dass in der Thidrekssaga die echtere form jenes kampfes, der hier nur auf Dietrich übertragen worden sei,

vorliege, wie auch das Sigfridslied bestätige. darnach verschafft allerdings Alberich oder Euglin direct oder indirect dem Sigfrid das schwert und ist dieses schwert von Alberich selbst geschmiedet, und allerdings bleibt jene von mir hervorgehobene wichtige übereinstimmung bestehn, der auch Mogks nichtssagende bemerkung, eine und dieselbe gestalt könne nicht zugleich dämon des sturms und wetterleuchtens sein (Z. f. d. phil. 21, 342), nichts anzuhaben vermag. M. wird es s. 97 schwer zu glauben, dass ich von der richtigkeit meiner behauptung, in nordischer sage werde überall *Finnr* für ein zauberisches wesen gebraucht, selber überzeugt sei, indem er hinzufügt, freilich, wer die Trojaner und Griechen Homers für dämonen halte, könne auch in den Finnen nur zauberer und keine Finnen sehen. dieser satz bezieht sich auf meine bemerkung über *Finnr* im Anz. 13, 24 f; ich bin überzeugt, dass aus dem im zusammenhange durchaus verständlichen wörtchen überall s. 25, z. 8 v. o. niemand aufser M. ein solches misverständnis wie das obige zu stande gebracht haben würde. endlich zeiht er mich einer groben unwahrheit s. 95, weil ich ihm den schluss unterschöbe, dass das reich der Wilcinen in Finnland liege, während er doch behauptet habe, dass Finnland zum reich der Wilcinen gerechnet werden müsse. M. übersieht das wörtchen 'auch' in meinem satze (Anz. 13, 26): 'also, schliefst M., mufs das reich der Wilzen auch in Finnland liegen'. ich meine doch, wenn ich sage, dass Deutschland fortan auch in Helgoland liegt, so bedeute das so viel wie, dass Helgoland nun zu Deutschland gehöre. nimmt man dazu, dass mir M. den druckfehler 'Vali's' statt 'Valis'' und den gebrauch des wortes 'kreuz' für rückgrat als misverständnis des schon der schuljugend bekannten von Kriemhild aufgenähten 'kriuze' aufmutzt und dass er aus allen kritiken über meine bücher die minder angenehmen stellen zu freundlicher erinnerung sorgsamst hervorsucht, so erkennt man mit bedauern, dass die letzte arbeit dieses um die wissenschaft vielfach verdienten gelehrten nicht immer rein wissenschaftliche ziele verfolgt.

Beachtenswerter als diese beiden ersten aufsätze ist M.s mit Mogks oben citierter besprechung oft übereinstimmende recension meiner vergleichung der Achilleus- und der Sigfridsage, der beide mangel an prüfung und zusammenschweifsen der quellen vorwerfen. sie berücksichtigen aber beide nicht, dass ich auf der 636 seite einer umfassenden untersuchung, wo ich zur Nibelungensage gelangte, unmöglich noch eine ausführliche quellenkritik geben und die auswahl der sagenmotive im einzelnen begründen konnte; ob diese arbeit meiner angabe der grundzüge jener sage nicht doch vorangegangen sei, wird die zukunft lehren. nach der ganzen anlage meines werks war ein solcher überblick notwendig und, wie ich glaube, auch nicht unnütz. M. hat sich unleugbare verdienste um die erklärung einzelner partieen der Nibelungen-

sage erworben, aber das berechtigte ihn nicht, mir mythologisch notwendig erscheinende combinationen nur dann nicht als willkürliche phantastereien zu bezeichnen, wenn sie mit den seinigen stimmten. ich bin doch nirgend so weit gegangen wie er, wenn er zb. in seiner Mythologie der deutschen heldensage s. 97 in Günther nur den finsteren Sigfrid und s. 98 sogar in diesem um Brünhild werbenden Günther-Sigfrid den drachen selber erblickt. für seine annahme der finnischen herkunft Wielands, die wol nirgendwo anklang gefunden hat, führt M. jetzt eine finnische märchensammlung ins feld, eine bekanntlich wegen ihres kosmopolitischen characters sehr bedenkliche hilfstruppe. da wird zb. als wertvolles Wielandssagenzeugnis nr 5 angeführt, wo der held des märchens sich die schönste von drei aus gänsen verwandelten mädchen als gattin aussucht, als ob nicht dies geschichtlein durch die halbe welt liefe. im capitel 'zur Walthersage' bekämpft er vergebens in möglichst verächtlichem ton Rödigers berechtigte einwände gegen seine lieblingsidee, dass der held in der heldensage das volk und dass dessen gattin das vom stamm des gemahls eroberte land bedeute. den meisten fleifs hat der verf. in seinem polemischen ergänzungsbuch auf den Orendel verwendet und einige neue der näheren prüfung werte historische daten beigebracht. wie nachlässig behandelt er aber auch hier die mythischen elemente! s. 153 heifst es zb.: 'Örvandil, von dem sonst nichts erzählt wird, m u s s, da Thor ihn aus Jötunheim über die Elivagar trägt, ein riese sein'. dann muss ja die ebenfalls aus Jötunheim getragene göttin Idunn auch wol eine riesin sein und sich das gröfsenverhältnis des im däumling eines riesenhandschuhs platz findenden Thors und des riesen auf den Elivagar plötzlich umgedreht haben. dieser neucreierte mussriese raubt nach M. dann auch seiner gemahlin Groa die ihr früher zugesprochene segnende bedeutung, da nun auch sie durch ihn zu einer bösen riesin degradiert wird, und muss als solcher auch weiterhin trotz seiner so sehr dürftigen riesenlegitimation zu ähnlichen entdeckungen verhelfen.

Es empfiehlt sich nicht, nach diesen einzelbemerkungen nochmals auf den M.schen codex der mythengesetze einzugehn. er ruht auf der falschen grundanschauung, dass das volk historische verhältnisse zu individuellen persönlichkeiten symbolisiere und so einen historischen mythus schaffe. das volk geht von einer einzelnen persönlichkeit, wie zb. Dietrich, aus, und die darstellung seiner persönlichen schicksale, mit denen allerdings auch die seiner vorfahren oder nachkommen verschmolzen werden können, spiegelt dann ja in gewissem sinne die historischen verhältnisse wider. wo aber die sage — und dies ist weit häufiger der fall — solche historischen gröfsen nicht nennt und die schicksale des helden solche historischen verhältnisse nicht widerspiegeln, sondern lediglich in wundersamen taten bestehn, da haben wir einen, wie M.

sagen würde, religiösen mythus als kern anzuerkennen. ein solcher mythus ist aber nicht, wie M. will, aus allgemeinen vorstellungen von einem walten höherer mächte in der natur überhaupt und dem gefühl der menschlichen abhängigkeit — denn diese tätigkeiten kommen bei der mythenbildung wenig in betracht —, sondern gerade widerum aus einer möglichst speciellen vorstellung von einer einzelnen naturkraft herzuleiten, allerdings einer solchen, die wie die grofsen lufterscheinungen dreierlei eigenschaften in sich vereinigt, nämlich geheimnisvolles wesen, lebendigen formen- und kraftwechsel und bedeutenden einfluss auf die menschliche existenz. denn nur diese eigenschaften treiben die phantasie zur bildung wirklich lebensfähiger personificationen an. derartig sind namentlich drei naturerscheinungen: donner und blitz, sturm und wind, und die wolke, während die sogenannten chthonischen wesen, denen M. und sein bruder eine so einflussreiche stelle einräumen, erst im späteren mythus und auch dann nur eine untergeordnete rolle spielen. die M.sche auffassung der heldensage ist, weil sie die mythenbildung überhaupt verkehrt auffasst, gleichfalls verkehrt und deswegen unfruchtbar. die aus ihr entspringenden vorschriften sind aufserdem so lax und leisten der vom verf. an andern so eifrig gerügten verschiebung und umkehrung der quellenmotive mindestens ebenso viel vorschub, wie die freieste atmosphärische mythendeutung. dennoch teilt dies buch mit seinem vorgänger das verdienst, dass es die heldensagenforscher von neuem eindringlich an die pflicht erinnert, die grenzen der mythischen und historischen elemente möglichst sorgsam und sicher abzustecken.

Freiburg, 10. aug. 1890. Elard Hugo Meyer.

Dr V. E. Mourek, Syntaxis gotských předložek. Spisův poctěných jubilejní cenou král. české společnosti náuk v Praze číslo V. (Syntax der gotischen präpositionen. nr 5 der mit dem jubiläumspreis der k. böhmischen gesellschaft der wissenschaften zu Prag gekrönten schriften.) Prag 1890. 232 ss. 8°.

Eine sehr sorgfältige und den stoff erschöpfende arbeit, welche die intimere kenntnis des gotischen überhaupt entschieden fördert und durch vorführung des ganzen materials die ähnlichkeit und unähnlichkeit der gotischen und slavischen componierten verba viel deutlicher erkennen lässt als der aufsatz Streitbergs in den Beitr. 15, 70 ff. nicht das geringste verdienst des buches ist es, dass die öfter gewaltsame behandlung, welche die gotischen verbalcomposita durch Streitberg erfahren haben, hier einer auf sammlung des vollständigen materials gestützten kritik unterzogen wird. gar viele 'perfectiva', welche durch einzelne aus-

gewählte beispiele allerdings sehr scheinbar gemacht werden können, fallen weg, wenn man in M.s sammlungen daneben dieselben verbalcomposita findet, welche nicht nur an gewissen stellen griechischen präsentien und imperfecten entsprechen, sondern auch dem sachlichen zusammenhang nach dort nur imperfective bedeutung haben können; vgl. s. 9. 41. 117 anm. 121 anm. 126. 136 anm. nur geht M. 117 anm. zu weit, wenn er hier Streitberg die kenntnis der durativ-perfectiven verba abzusprechen scheint, s. Str. s. 72. Str. hat sich vielleicht s. 82 f nur nicht vollkommen genau ausgedrückt, wenn er in fällen, wie *saei habai ausôna hausjandôna, gahausjai* das hauptgewicht in *gahausjai* auf den moment der vollendung legt. es ist in der tat, wie man im čechischen so gut sagen kann, ein *dovršovati*, nicht ein *dovršiti*, eine vollendung, der eine dauer vorhergeht. und darin wird Str. wol recht haben, dass der gotische übersetzer öfters durch eine andere auffassung perfectivisch übersetzte, wo der griechische text imperfectivisch gehalten ist; so zb. *inbranjada* καίεται usw., s. 147, eine möglichkeit, die auch M. zugibt, s. 136 anm. das erfordert weitere untersuchung. vor der hand hat M. gezeigt, dass, wenn man die widergabe des griechischen textes berücksichtigt, fast nur bei *ga-* die fälle der deutlich perfectivischen bedeutung so über die der imperfectivischen überwiegen, dass man mit einiger sicherheit von einer perfectivierenden kraft der partikel reden darf.

Von dem übrigen inhalt des buches hebe ich nur einiges hervor, um zu zeigen, wie nützlich sammlungen wie M.s für die erklärung einzelner textstellen sind. Luc. 19, 29 *biþê nêhwa was Bêþfagein jah Bêþanijin af fairgunja*, ὡς ἤγγισεν εἰς Βηθφαγὴ καὶ Βηθανίαν πρὸς τὸ ὄρος. Bernhardt conjiciert hier *at fairgunja*, anscheinend ganz plausibel. aber wenn man die von M. s. 22 aufgeführten fälle *af hleidumein, af taihswôn* vergleicht, so wird man ihm darin recht geben, dass die conjectur überflüssig sei. — ebenso wahrscheinlich geht aus dem artikel über *afar* 23 ff hervor, dass Luc. 1, 5 *was gudja namin Zakarias us afar Abiins* ἐγένετο ἱερεύς τις ὀνόματι Ζαχαρίας ἐξ ἐφημερίας Ἀβιά nicht richtig sein kann und statt *afar* wol ein substantivum, das dem ags. *eafora* entsprach, gestanden haben wird. — der gebrauch von *miþsôkjan, miþrôdjan* s. 178 zeigt, dass Vollmers und Bernhardts conjectur zu Sk. v a *ei — ni missaqiþaina* (neve rixarentur) verfehlt ist, wenigstens nicht bewiesen werden kann, da die möglichkeit vorliegt, dass *miþ-* die bedeutung von *missa-* haben kann. — wie sehr in einzelnen fällen die locale bedeutung von *at-* abgeschwächt ist, sieht man aus den zusammenstellungen s. 46, wo *du-* neben *at-* an das verb tritt: *duatgaggan, duatsniwan, duatrinnan* oder *atgaggan* mit dem adverb *du*. — die ursprüngliche bedeutung von *bi-* 'herum' wie ἀμφί, mit dem es vielleicht verwandt ist, lehren die beispiele s. 57. daneben aber entwickelte sich in der präposition *bi* auch die bedeutung des mittels, durch

welches etwas geschieht, und Bernhardt hat unrecht *bi attin* in der Skeireins v c *ei andnimai bi attin swēriþôs* durch *secundum patrem* zu übersetzen. es ist *a patre*, wie *insandjands bi sipônjam seinaim* Matth. 11, 2. — belehrend für die ersetzung der localen bedeutung durch die modale der vollständigen durchführung eines verbalbegriffes sind die für *dis-*, *uf-*, *us-* gesammelten fälle s. 71. 191. 203. — oder da *inn-* sonst nicht einfach *προ-* widergibt, muss Marc. 1, 19 *Jah jainþrô inngaggands framis leitil gasahw Jacobu — jah þans in skipa* καὶ προβὰς ἐκεῖθεν ὀλίγον εἶδεν Ἰάκωβον — καὶ αὐτοὺς ἐν τῷ πλοίῳ, — *inn-* etwas andres bedeuten, und M. vermutet ansprechend, dass Ulfilas sagen wollte: Jesus trat näher an den uferrand oder stieg vom uferrand zum wasser hinab, um so den auf dem schiff im see befindlichen Jakob und Johannes näher zu sein; s. 143 anm.

Ich verweise noch auf *fair-* s. 88 und seine ähnlichkeit mit dem čechischen *při-* 'bei', 'neben', *miþ-* s. 177 und seine mit der des griechischen *μετά* übereinstimmende bedeutung 'zwischen zwei grenzpuncten oder grenzlinien'; — auf die ingressiv-inchoative natur von *in-* und *us-* s. 148. 211; — auf die aus *miþinngaleiþan* folgende möglichkeit, *inn* als praefix aufzufassen s. 148. dass auch *inna* als praefix gebraucht wurde, ist s. 143 nicht bewiesen, und die auffassung von *gaumjan* als *ga-um-jan*, s. čech. *uměti* 'kennen', 'verstehen', s. 118. 135, wird befremden.

Da auch die übrigen arbeiten M.s zum teil in čechischer sprache geschrieben sind, zum teil an orten stehn, wo sie sich der kenntnis des germanistischen publicums leicht entziehen, so berichte ich noch kurz über jene, welche für germanisten von gröſserem interesse sind. so besitzen wir von M. eine abhandlung über das čechische und das deutsche (Pleiersche) gedicht von Tandarois und Flordibel in den Abhandlungen der k. böhmischen gesellschaft der wissenschaften 1887 (4°) s. 3—103. (*Pojednání k. české společnosti náuk. — VII řada, 1 svazek, filosoficko-historická třída, číslo* 6. — *Tandariuš a Floribella. Skládání staročeské s německým Pleyerovým srovnal* Dr V. E. Mourek.)

Nach einer sehr eingehenden vergleichung des deutschen mit dem čechischen werk s. 4—69, über welches letztere M. schon in kürze hinter Khulls ausgabe des Pleierschen gedichtes auskunft gegeben hat, s. 242f, kommt derselbe zu dem resultat, dass nur das werk Pleiers, und zwar als buch, nicht als mündliche überlieferung, s. 72, grundlage des čechischen gedichtes sein könne, da der čechische text zuweilen ohne den deutschen unverständlich sei, s. 71, und eine französische quelle, die man etwa für beide gedichte annehmen könnte, nicht nur nicht aufgefunden, sondern höchst unwahrscheinlich sei, s. 74. mit recht verschmäht M. bei seiner beweisführung von den germanismen des čechischen dichters gebrauch zu machen. sie gehn nicht

aus wörtlicher übersetzung Pleierscher verse hervor und erklären sich aus allgemeinen culturverhältnissen, s. 72 f. 79. das čechische gedicht stellt sich hierbei vor allem als eine kürzung des deutschen heraus, 1824 verse statt 18339, s. 69. 70. die gröfsere gedrungenheit sowie einige feinere züge kommen dem werke hier und da zu gute, s. 69 f. 93. — bei der untersuchung über das alter des čechischen werkes wird, wie billig, erst die vorfrage, das alter des deutschen gedichtes, behandelt. M. vertritt die ansicht, dass die reihenfolge der Pleierschen gedichte war: Garel, Tandarois, Meleranz, s. 81 f (nach Steinmeyer, Anz. 16, 296: Garel, Meleranz, Tandarois) und dass der Tandarois bald nach 1264 geschrieben sei, da sich in diesem werke anspielungen auf die überaus prachtvolle hochzeit der nichte Ottokars II mit Bela von Ungarn finden, s. 83 f, wozu auch die versteckte erwähnung des königs Alfons von Castilien (Castel) und Richards von Cornwall stimmen, s. 84 anm. aber ein sicherer terminus ad quem lässt sich für das čechische gedicht nicht finden. M. setzt nur vermutungsweise den zeitraum von 1270—1330 an, s. 85. wenn würklich die erwähnung der vierjährigen frist, welche zwischen der einladung zu dem der hochzeit von 1264 entsprechenden feste und diesem selbst in dem čechischen, nicht in dem deutschen gedichte, s. 84, mehr als zufall ist, so müste man die entstehung des čechischen werkes möglichst bald nach dem deutschen annehmen. die sprache desselben, welche M. s. 85—94 untersucht, weist nach ihm auf eine ältere vorlage, s. 91. — s. 94—103 behandelt die metrik.

Gegen viele annahmen M.s in bezug auf das čechische gedicht hat sich EKraus ausgesprochen in seiner kritik der in rede stehenden abhandlung im Athenaeum (Prag 1887) s. 260ff, auch gegen M.s meinung, dass der čechische dichter ein manuscript des Pleier benutzte, s. 262ᵇ. hier aber scheint mir M. im recht zu sein. wenn das čechische gedicht die bei Pleier 1691 ff namentlich angeführten, aber nicht gezählten ritter nicht benennt, aber ihre zahl richtig auf neun angibt, so ist es schwer zu glauben, dass der čechische dichter bei seiner ersten lectüre des werkes die zusammenzählung vorgenommen und sich des resultates bei der später erfolgenden ausarbeitung seines werkes erinnert habe.

Was M. über das deutsche gedicht mitteilt, ist zur orientierung der Slavisten, welche sich mit dem čechischen gedichte beschäftigen, gewis ganz zweckentsprechend, enthält aber wenig, was nicht aus JVZingerle, EHMeyer und Steinmeyer bekannt wäre. die grundlagen für die oben angedeuteten bestimmungen der relativen und absoluten chronologie Pleiers scheinen mir nicht hinlänglich gesichert.

In deutscher sprache sind ferner von M. in den Sitzungsberichten (8⁰) der k. böhmischen gesellschaft der wissenschaften folgende abhandlungen erschienen:

1) 10 jänner 1887. Prager bruchstück einer pergamenthandschrift der Klage. s. 3—24.

2) 5 märz 1888. Krumauer bruchstück eines mitteldeutschen geistlichen gedichts. s. 3—33. wie der herausgeber selbst gesehen hat, ist es aus bruder Philipps Marienleben.

3) 3 juni 1889. Prager bruchstück einer pergamenthandschrift des Rosengartens. s. 118—130. ein wichtiger fund. das stück gehört zur redaction im höfischen ton, von der so wenig erhalten ist [vgl. in diesem Anz. oben s. 37 ff].

4) 1 juli 1889. Neuhauser bruchstücke einer pergamenthandschrift altdeutscher gedichte ernsten inhalts. s. 131—176. darin findet sich eine fassung der Euphrosynenlegende, welche zwar aus den Vitae patrum stammt, aber unabhängig von dem väterbuch ist, — dann eine selbständige fassung der aus der kaiserchronik, (Diemer 136, 15 ff) bekannten novelle von der Lucretia. s. Oesterley Gesta Romanorum, cap. 135, s. 489 und 734, Cloetta Beiträge I 145 anm.

5) 13 jänner 1890. Prager ahd. glossen. s. 16—21. wie der herausgeber nachweist, sind diese glossen bairisch und aus dem 9 jh.

6) 28 april 1890. Prager pergamentfragmente der Oswaldlegende. s. 275—282. das erste fragment hat nichts mit der Oswaldlegende zu tun, sondern ist aus dem anfang des Willehalm des Ulrich vom Türlein.

Wien, 20. december 1890. R. Heinzel.

Om *-er*, *-r*, *-ar* och *-or* såsom pluraländelser för neutrala substantiver i svenska språket af Nils Linder. Stockholm, PANorstedt & söners förlag. 101 ss. kl. 8°. — pris 1 kr. 50 öre.

Der verfasser dieses büchleins hat sich schon durch andere verdienstliche abhandlungen auf dem neuschwedischen sprachgebiete bekannt gemacht. gemeinsam ist diesen arbeiten L.s das streben, in zweifelhaften fällen, wo die jetzige sprache doppelformen besitzt, die zweckmäfsigere zu empfehlen. auch in dem werkchen, das ich hier, nach der aufforderung der redaction, mit einigen worten bespreche, behandelt verf. eine die neuschw. sprache betreffende frage von practischem interesse. er empfiehlt die benutzung der pluralendung *-er (-r)* für mehrere kategorien neutraler substantiva: denn trotz dem titel behandelt die schrift fast ausschliefslich die frage von *-er (-r)* als neutraler pluralendung.

Während im gemeinnord. (ebenso wie im isl.) nom. acc. pl. der neutra jeder endung entbehren, und deshalb nom. acc. pl.

und sing. der meisten wörter gleich lauteten (*borþ* usw.), so hat das schwedische, und zwar, wenn auch selten, schon das altschw., die von alters her von vielen masc. und fem. benutzte pluralendung *-er* auf mehrere neutra (besonders lehnwörter wie *fierier, elementer* usw.) übertragen. aber wahrscheinlich ist die einführung dieser neuen neutralen pluralendung teilweise unter ausländischem (dänischem und deutschem) einfluss vor sich gegangen, obgleich viele schw. neutra, wie L. hervorhebt, auch ohne diesen einfluss die endung *-er* wahrscheinlich würden bekommen haben. Der umstand, dass diese neutrale pluralendung verhältnismäfsig jung ist, veranlasste das streben der einseitig sprachgeschichtlichen schule, deren bedeutendster vertreter Rydqvist war, die pl. *elementer, fierier* usw. als angebliche sprachfehler abzuschaffen. obgleich dies streben, das seit den fünfziger jahren sich geltend machte, von einzelnen forschern widerspruch erfahren hatte, war die anwendung der neutr. pluralform *-er* vor ein paar jahrzehnten entschieden im abnehmen, und wenn sie auch während der letzten jahre, nachdem die einseitig sprachgeschichtliche richtung nicht mehr mafsgebend ist, wider etwas an boden gewonnen, so hat man sich doch nicht darüber einigen können, wie weit die anwendung des pluralen *-er* reichen soll.

Die schrift L.s ist für diese frage entschieden von bedeutung, und ich kann mich seiner hauptansicht wesentlich anschliefsen. nach L. hängt die anwendung der pluralendung *-er* in den meisten fällen von einem analogieprincip ab, nach welchem die ableitungsendungen der neutra für die pluralform bestimmend sind, und zwar so, dass, wenn viele masc. oder fem. mit einer gewissen ableitungsendung (zb. *-ens*: *ingrediens, reminiscens* usw.) die pluralendung *-er* haben (*ingredienser* ua.), die neutra mit derselben ableitungsendung (*residens* ua.) auch diese pluralendung angenommen haben (*residenser* ua.). diese tendenz der sprache muss auch in zweifelhaften fällen die entscheidung abgeben.

Nach einer geschichtlichen einleitung, in der L. nach den angaben alter grammatiker eine kurze übersicht des pluralen *-er* der neutra im älteren neuschw. gibt, werden die verschiedenen ansichten dieses jahrhunderts referiert; besonders verweilt L. bei der meinung Rydqvists. alsdann bespricht er die verschiedenen kategorien der neutr. substantiva, und zwar zuerst die im sing. auf einen konsonanten, später die auf einen vocal ausgehenden, und erörtert, inwiefern die pluralendung *-er* von jeder kategorie benutzt wird oder früher benutzt worden ist. mehrere dieser untersuchungen hat er auf eine wertvolle statistik über die zahl der neutralen und nicht-neutralen subst. mit gewissen endungen aufbauen können, und diese methode kam besonders der ersten von ihm aufgestellten kategorie, den auf einen konsonanten ausgehenden wörtern mit betonter endsilbe, zu gute. so besitzt das neuschw. nach L. zb. 43 nicht neutrale subst. auf *al* (*amiral* ua.),

aber nur 15 neutra dieser endung (*fodral* ua.), welche deshalb nach der analogie von *amiraler* ua. die pluralendung *-er* bekommen haben.

Unter den übrigen kategorien mögen noch die folgenden erwähnt werden. von den neutr. *landskap, sällskap* usw. sind sowol die pl. *landskap, sällskap*, als die pl. *landskaper, sällskaper* (nach den masc. *dårskaper, egenskaper* usw.) gebräuchlich und berechtigt. mit recht befürwortet verf. pluralformen auf *-er* von *vin, gift* (*viner, gifter*, verschiedene arten von wein, gift) usw. dagegen misbilligt er die formen *brefver, mynter, fälter* usw. (von einigen anderen auf consonanten ausgehenden einsilbigen neutren: *bref* usw.), die im älteren neuschw. dann und wann begegnen. ein versuch sie einzuführen würde jedesfalls am widerstreben der heutigen sprache scheitern.

Unter den neutren auf vocal hatten die auf *-nde* ausgehenden (*anförande, ärende* usw.) im älteren neuschw. oft die pluralendung *-r*, die aber in der modernen sprache wenig benutzt wird; nach L. haben sie mit recht die flexion der zahlreichen auf *-e* ausgehenden neutra (*anföranden* nach *rike*, pl. *riken* usw.) angenommen. neutra auf *-else* (*fängelse, häktelse, spökelse*), die früher den pl. sowol auf *-n* (*fängelsen*) als auf *-r* (*fängelser*) bildeten, haben jetzt im anschluss an die zahlreichen nicht-neutralen subst. auf *-else* (*rättelser* usw.) gewöhnlich die endung *-r*. schon seit dem 16 jh. benutzten die wörter auf *-eri* (*frieri* ua.) die pluralendung *-er*, die sowol für diese als für die übrigen neutra mit betontem endvocal (*kafé, parti* usw.) berechtigt ist.

Nach L. soll nun aber nicht nur die analogie, sondern teilweise auch der differenzierungstrieb und endlich auch das streben nach wollaut und bündigkeit die pluralendung *-er* hervorgerufen haben. dass auch diese letzteren factoren eine beschränkte rolle haben spielen können, darf ich nicht bestreiten, aber jedesfalls scheint mir L. dem differenzierungstrieb zu viel zuzumuten. so zb. wenn nach ihm die erhaltung des pl. *leder* (von *led* n. 'glied, reihe', vgl. nhd. glieder, dän. *geleder*) dadurch bewirkt sein soll, dass pl. *led* 'gattertore' bedeuten kann. vielmehr ist *leder* 'reihen' durch anschluss an das masc. *led* 'glied, gelenk', pl. *leder*, und an *led* 'glied, grad der verwantschaft', das ursprünglich auch masc. mit pl. *leder* war, erhalten worden.

Endlich behandelt L. *-ar* und *-or* 'als neutrale pluralsuffixe'. jene endung begegnet nur in *fjällar* (sing. *fjäll*) und in den veralteten *skärar* (sing. *skär*), *töcknar* (sing. *töcken*); dieses nur in den seltenen *deltor, anatemor* von den lehnwörtern *delta, anatema*, das aber auch die form *anatem* pl. *anatemer* haben kann. diese endungen haben also für neutr. subst. so wenig bedeutung, dass es wol zweckmäfsiger gewesen wäre, wenn verf. den zusatz '*-ar* och *-or*' aus dem titel der schrift ausgeschlossen hätte.

Ein paar bemerkungen über die pluralform *fjällar* mögen aber als eine kleine vervollständigung der erörterungen L.s hier

mitgeteilt werden. der sehr auffallende pl. *fjällar* vom neutrum *fjäll* 'hohes gebirge' wird dadurch erklärt, dass *fjäll* im älteren neuschw. auch masc. sein konnte. Möller[1] (1790) verzeichnet nämlich *fjäll* als masc. mit pl. *fjällar,* und Lindfors[2] (1815) hat *fjäll* als masc. und neutr., während Weste[3] (1807) unter *fjäll* neutr. die definite form *fjällen* 'Les Alpes' (*Lappska fjällen* 'les Alpes laponnes') als masc. aufnimmt. jedesfalls ist sowol das masc. geschlecht als auch der pl. *fjällar* verhältnismäfsig jung. im isl. und altschw. ist *fiall, fiæl* neutrum, und das wort ist bekanntlich ursprünglich ein neutr. *os/es*-stamm. da diese stämme wegen der endung *-aʀ, -iʀ* bisweilen früh masc. geworden sind, würde man vermuten können, dass dies auch bei schw. *fjäll* der fall gewesen sei; da aber *fjäll* erst spät als masc. belegt ist, so beruht der genuswechsel wahrscheinlicher darauf, dass die definite pluralform *fjällen* (vom neutr. *fjäll*) als eine sing.-form von einem masc. subst. aufgefasst worden ist, und dies misverständnis erklärt sich leicht, da das ziemlich seltene *fjäll* verhältnismäfsig oft in der definiten form begegnete. so verzeichnet Schenberg[4] (1739) nur die form *fjellen* 'Alpes'; nach Möller 'wird bisweilen besonders das hohe gebirge zwischen Schweden und Norwegen *fjällen* genannt'; vgl. namentlich auch die soeben aus Weste mitgeteilte notiz: *fjäll* neutr., aber *fjällen* masc. vom masc. *fjäll* wurde pl. *fjällar* regelmäfsig gebildet, und um so viel leichter als, wie L. selbst bemerkt, die sprache schon ein anderes masc. *fjäll* 'grundstück' mit pl. *fjällar* besafs. ob aber der dän. pl. *fjelde*, wie L. meint, zur bildung des schw. *fjällar* mitgewirkt hat, bleibt wol sehr fraglich.

Ich beende diese anzeige, indem ich die hoffnung ausspreche, dass verf. seine fruchtbaren untersuchungen auf dem neuschwedischen gebiete fortsetzen möchte.

[1] Tysk och svensk samt svensk och tysk ordbok af JGPMöller.
[2] Svenskt och latinskt lexicon af And. Otto Lindfors.
[3] Parallèle des langues françoise et suédoise. par mr. Weste.
[4] Lexicon latino-svecanum.

Lund, 3. dec. 1890. AXEL KOCK.

Geschichte der schwäbischen mundart im mittelalter und in der neuzeit. mit textproben und einer geschichte der schriftsprache in Schwaben dargestellt von dr FRIEDRICH KAUFFMANN. Strafsburg, Trübner 1890. XXVIII und 355 ss. 8°. — 8 m.*

Der verf. hat im Litteraturbl. f. germ. und rom. phil. 1887 sp. 56 ff die schrift von Holthausen über die Soester mundart, welche ich als 'die beste darstellung, die wir zur zeit von einer deutschen mundart besitzen' bezeichnen zu müssen glaubte, einer

* [vgl. Archiv f. d. stud. d. neueren sprachen 85, s. 62 (KWeinhold). — Litter. centralbl. 1890 nr 40 (R. K.). — Litteraturbl. für germ. und rom. phil. 1891 nr 1 (OBehaghel). — DLZ 1891 nr 9 (AHeusler).]

strengen kritik unterzogen, die über dingen, welche sie bei der darstellung vermisste, dem würklich geleisteten nicht gerecht geworden ist. augenscheinlich schwebten dem kritiker schon die gedanken vor, die in dieser, Sievers gewidmeten, Geschichte der schwäbischen mundart gestalt gewonnen haben. der eingehenden und von selbständigkeit zeugenden phonetischen darstellung der neueren sprache ist die mundart von Horb in den vorbergen des Schwarzwalds am oberen Neckar zu grunde gelegt, nicht ohne dass auch andere schwäbische dialecte reichlich berücksichtigt werden; und an der hand gedruckter und ungedruckter quellen wird die geschichte der heutigen laute bis in die früheste historische zeit zurückverfolgt. ob das buch dem schwäbischen in seinem ganzen umfange genügend gerecht wird, um seinen titel zu verdienen, kann ich nicht beurteilen, scheint mir aber auch nicht von belang, da ich die Anz. 13, 223 ausgesprochene ansicht auch heute noch gern widerhole. eher wäre wegen des titels insofern zu rechten, als doch nur die laute und gelegentlich einzelne züge der wortbildung und flexion behandelt werden. in dieser beschränkung leistet das in einem guten, nur manchmal zu gedrängten, stil geschriebene buch sehr tüchtiges und wird dauernd seinen wert behalten. K. ist in der deutschen sprachwissenschaft vorzüglich geschult, er verfügt über ausgebreitete kenntnisse, er besitzt echte forschertugenden, indem er grofsen und kleinen problemen entschlossen entgegentritt und sie durchweg mit scharfsinn und umsicht behandelt. so konnten bei der ähnlich wie von Holthausen geübten methode, die jetzige mundart auf ihre sicheren historischen grundlagen zu stellen und das tote material der alten sprache hinwiderum an jener zu verlebendigen, wertvolle resultate nicht ausbleiben. mancher gewinn auch für die ahd. und mhd. zeit ist zu verzeichnen (zb. § 106, 2[a]). besonders möchte ich noch die eingehende, lichtvolle und ergebnisreiche behandlung der nebensilbenvocale hervorheben, obwol bei ihr nicht alles gleich überzeugend ist. schade dass die klarheit dadurch beeinträchtigt wird, dass in § 106 ff beim druck eine unbeabsichtigte unterscheidung von ę und *e* hereingekommen ist.

Dass ich bei einer sonst so vielseitigen behandlung ungern eine erwägung über die fremdwörter im dialect vermisse, versteht sich nach Anz. 13, 213 f von selbst. wenn s. 151 wörter wie *hite* hütte, *sĕnd* sünde als importiert anerkannt werden, so kann schliefslich jemand alle hier aufgestellten lautgesetze anzweifeln, für die nicht vorher das material in diesem sinne untersucht worden ist. auch sonst habe ich unbeschadet aller anerkennung nicht nur im einzelnen manches auszusetzen, sondern auch die methode vielfach zu beanstanden, und finde mich in folge dessen in der bedauerlichen lage, die zusammenfassenden ergebnisse, auf die K. grofsen wert legt, teilweise entschieden zurückweisen zu müssen.

Bei einem buch der gekennzeichneten art befremdet es, dass öfter die tatsachen ohne jeden erklärungsversuch hingestellt werden. so finde ich zb. kein wort darüber, wie es aufzufassen ist, dass mhd. *ê* und *œ* sowol durch *ẹ̄* als durch *ae* vertreten sind (§§ 71 f. 85); ebensowenig sind die § 87 f besprochenen entwickelungen erklärt oder als erklärungsbedürftig bezeichnet. hier ist auch kaum genügendes material mitgeteilt; man kann sich nicht einmal vergewissern, ob irgendwo noch ein unterschied zwischen altem *iu* und umlaut des *û* bemerkbar wird. noch auffallender ist es, die öfter zurückgewiesene ansicht, es gebe analogische lautübergänge, widerzufinden. sie macht sich an mehreren stellen bemerklich, am deutlichsten § 110 anm. 5: 'in einsilbigen wörtern mit der auslautsverbindung vocal + *r* hat sich bei pausastellung ein *ə* gebildet, zb. *dǫər* tor, *fǫər* vor, analogisch auch in *frjǫərə* gegohren'. analogiebildung ist doch nur denkbar auf grund einer einfachen association t a t s ä c h l i c h v o r h a n d e n e r formen; *frjǫrə* kann unmöglich *ǫ* in *ǫə* wandeln, weil *dǫər* früher einmal *dǫr* war. wenn etwa K.s meinung ist, *dǫər* könne analogisch ein mehrsilbiges *dǫəre* zeugen, und das nebeneinander von *dǫrə, dǫərə* sowie die satzdoublette *fǫr, fǫər* ein *frjoərə* neben *frjǫrə,* so wäre die vorausgesetzte association sicher zu verwickelt. — ähnlichen geistes ist die erklärung der contrahierten formen von *geben* (§ 144 anm. 2). organisch soll der consonant nur im imp. *gip* im satzzusammenhang schwinden. es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass auf dieser grundlage ein vb. *gēn, du gist* entstehn konnte. auch in Koblenz gilt *gēn;* einen veränderten imperativ kenne ich nur in der verbindung *gimmər* 'gib mir'. und dieselbe erklärung soll auch für *hān* gelten. an welche form ist hier gedacht? doch nicht etwa an den imperativ? sonst könnte wol nur *hammər* 'haben wir' herangezogen werden. ist diese form indes schwäbisch? — an die erklärung von *gēn* schliefst sich ferner die von *sā* sagen uä. § 154 anm. an. m. e. dürfen die schwäbischen formen nicht von den übereinstimmenden getrennt werden, die, schon in alter zeit, weit den Rhein abwärts gehn. da dort *mag* nicht ebenso erscheint, so ist im gegenteil schwäb. *imā* eher von den anderen zu trennen. hieraus würde sich ergeben, dass die entwickelung gerade n i c h t auf formen mit auslautendem consonanten beruht, wie für die wahrscheinlichkeit, dass die contraction bei zweisilbigen formen eingetreten ist, auch der umstand spricht, dass die contrahierten das *n* im infinitiv bewahren, wo sonst der infinitiv auf *ə* lautet, zb. *sǫn* gegen *frǫ̂gə.* — auch die erklärung von *ẹpis* anm. 3 hält nicht stich; wenigstens gilt die assimilierte form auch in rheinischen mundarten, die kein *b* für *w* kennen. — das ärgste beispiel dieser papiernen wissenschaft ist aber die deutung von *fatsənetle* aus it. *fazzoletto* (§ 190 anm. 3) durch volksetymologische anlehnung — an *nase!* in wahrheit liegt die sattsam bekannte differenzierung

vor, für die ich hier nur die ganz entsprechenden beispiele von *wenzelen* frequent. von *wälzen* (Zs. 27, 142) und nl. *kandeel* aus *caldel* (Franck Etym. woordenb. s. v.) anführe; vgl. auch nhd. *freventlich*. — § 65[b]. die laute scheinen mir bei *schräg* auf germ. **skrēgi-* zu weisen. wenn die form richtig beobachtet ist, müste das wort wol entlehnt sein. für *lẹ̄p* verweist K. trotz Beitr. 13, 384 ff auf seinen aufsatz ebenda 12, 207 ff, der besser ungeschrieben wäre. in meinem Nederl. wb. ist länge des vocals angenommen. nur in *léwo* können sich mnd., mnl. und mhd. *lewe* vereinigen. Grimm war schon Gr. 1², 401 auf der spur; vgl. auch s. 459. *léwe:ène* Rother 760 ist beweisend, wie auch der reim bei Veldeke (vgl. Behaghel Eneide LXXVI). — § 70[b]. die von Braune angenommene diphthongierung eines aus *ai* entstandenen *é* ist haltlos; in dem demonstrativpronomen kann der diphthong organisch nur entstehn entweder aus auslautend verlängertem *ē* (nom. sg. masc.) oder aus *ë* + flexionsvocal (nom. plur. **þë-ai*); mithin ist der dat. *thiem* entweder aus **þë-aim* zu deuten oder aus directer übertragung des diphthongen. — § 94[b]. was *strom* betrifft, so ist von germ. *straum* ein mit *strahl* verwandtes ahd. as. *strâm*, strahl, streifen, strom, zu trennen. in nhd. *strôm* können dialectformen beider wörter zusammengefallen sein. — § 96 anm. 3. *daĕšt* stimmt zu gut mit sonstigen entwickelungen vor nasalen, um nicht an eine kürzung **dinst* oder **denst* aus **dienst* zu denken, die dann regelrecht zu *daĕšt* wurde; der gedanke an ein **þiunist* liegt jedesfalls sehr fern. — § 124, s. 150 z. 1 lies eintritt statt nicht-eintritt? — § 134 anm. die urkundlichen formen meinen doch wol analogiebildungen, wie sie häufiger sind, mit neu angetretenem inf.*-ən: senen*, woraus dann regelrecht neuschwäb. *sẽə*. — was § 135 absatz 1 angeführt wird, sind bekannte, zum teil auch wol erklärte dinge, die sich nicht so kurzer hand der 'ängstlichen schreiberseele' zur last legen lassen. — § 151[c]. bei dieser frage — ebenso für § 146, 2 — ist das affectierte sprechen nach der schrift in betracht zu ziehen. so verbreitet sich heute, ausgehend, wenn ich nicht irre, von der höheren töchterschule, der geburtsstätte auch anderer sprachlicher unarten, immer mehr die aussprache *šp št*. die frage nach der herkunft der aspirierten tenuis überhaupt bleibt hierbei natürlich unberührt. — § 155 anm. 3. ist es zufall, dass fast sämmtliche beispiele[1] die lautung vor *s*, *š* zeigen? wenn nicht, so gibt dieser umstand doch zu denken. — anm. 4. *mikte* ist metathese aus *mitken*, welches durch die zwischenstufen *mitchen*, *mittəchen* auf *mittawechun* zurückgeht. — § 158 anm. 1. wegen *helfenbein* vgl. Anz. 11, 18. — die ausführungen § 161, 2 sind wider nicht sonderlich klar. K. scheint hier, wie § 176, 1, zu übersehen, dass die lautgruppe *at* aus *att* auch nach verein-

[1] *krĕnl* wird wol zu altem *kring* gehören; auch alemannisch, von Bachmann Beiträge z. g. der schweiz. gutturallaute s. 12 falsch gedeutet.

fachung des consonanten durchaus nicht ohne weiteres mit altem *at* identisch zu sein braucht; sie kann einen anderen einsatz des consonanten wahren und wird dies wol auch durchgehends tun. ich habe diesen unterschied auch Mnl. gr. § 97 geltend gemacht. — § 166 wird eine schlussfolgerung aufgebaut auf dem untersatz, dass man *biten* gesprochen und *bitten* geschrieben habe — auf dies einzige beispiel! und dies *biten*[1] soll aus *bitten* 'reduciert' sein. vielleicht verstehe ich K. nicht recht. — § 177. was ist denn an dem *g* von ahd. *figa*, nhd. *feige*, mnl. *vige* (aus rom. *figa*) auffällig? die hier vorgetragene theorie über in- und auslautendes *g* ist sonst wol zu erwägen; sie wird noch wahrscheinlicher unter der annahme, dass auch auslautendes *g* im satzzusammenhang häufig verschlusslaut ergab. — die erklärung § 187 anm. 1 kann nicht stimmen, da rheinische dialecte, die eine entsprechung für *etewer* nicht kennen, gleichfalls *nâmer* haben. man könnte an eine verallgemeinerung des *r* als endung des nom. sg. masc. denken. diese erklärung auch auf das verbreitete *mr* man zu übertragen, ist bedenklich, weil es auch in mundarten herscht, die keine einsilbigen pronominalnominative sg. auf *r* haben (*hâ* er, *dâ*, *də* der). es liegt aber auch die erklärung durch differenzierung der nasale aus *mn* nahe genug. — § 170, 2. warum wird denn das hier richtig als *citer-pfin* gefasste wort zweimal (s. 220 und 226) zu inlaut. *p* gestellt? *pfin* ist übrigens 'pflock', nd. nl. engl. *pin*, nhd. *pinne*. — wenig überzeugend ist auch das § 123 vorgetragene. das vb. *węšə* ist jedesfalls mit den vorher besprochenen substantiven zusammenzustellen, denn auf ahd. *weskis* kann nicht zurückgegangen werden, weil dann *ẹ*, nicht *ę* zu erwarten wäre, und ein etwa umgelautetes ptcp. *giwascaniu* wäre doch eine zu seltene form, um damit etwas zu gewinnen. was die substantive betrifft, so ist der umlaut aus einem plural wie *dę̄g* von *dag* nicht zu erklären, denn es handelt sich um feminina, und für diese fehlt das vorbild. auch gelten die *e*-formen in mundarten, in denen sogar das vorbild der masculina fehlt; in Bendorf (rechtsrhein. unterhalb Koblenz) heifst es *esch*, *tesch*, *weschə*, aber *flasch* (niederrhein. und nl. wider *flesch*), auch *rasch*, *maschə* maschen, *naschə*. die von mir (Etym. woordenb. s. v. *flesch*) und von Holthausen Beitr. 10, 600 aufgeworfene frage eines *sch*-umlauts ist jedesfalls durch K.s erörterungen nicht abgetan. bei *ęrbət*, übrigens auch eine weitverbreitete form, möchte ich eher glauben, dass die nebensilbe infolge der unbetontheit eine umlaut würkende gestalt bekam: **arbit*; vgl. s. 198 *ẹ̄werk* aus *âwirki*; die frage liefse sich auch bei *mēdix* montag (und engl. *wednesday*?) aufwerfen.

Für verfehlt halte ich den abschnitt über die quantität,

[1] *biten* ist doch die regelrechte und durchaus geläufige mhd. form; ob nhd. *bitten* die alte gemination wahrt, ist, nebenbei bemerkt, ungewis, da es wie *schritten* uä. zu beurteilen sein kann.

§ 127 ff. K. stellt ein einheitliches, möglichst phonetisch klingendes 'gesetz' auf, und vor dem 'gesetz' findet nichts gnade, kein unterschied von einfacher und doppelter consonanz, keine dehnende und kürzende würkung von consonanten, nichts was man früher gelehrt und geglaubt hat. das gesetz lautet: 'jeder mhd. ictusvocal hat sich in pausastellung zu überlangem vocal (mit zweigipfliger betonung) entwickelt. da im satzinnern diese dehnung organisch nicht eintreten konnte, ist quantitativer wechsel bei denselben wörtern vorauszusetzen. dieser wechsel ist meist zu gunsten der länge aufgehoben, diese auch im tactinneren eingeführt; hier ergab sich nur die reduction des überlangen vocals zum langen, indem der hochton zur folgenden nebensilbe fiel'. was damit nicht stimmt, ist durch ausgleich zu erklären. aber diese gewaltschritte werden uns nicht so einschüchtern, dass wir nicht leise zweifel hegten, wenn § 127 bis auf *fol* kein einziges gemeinschwäb. beispiel mit früherer doppelconsonanz beigebracht wird, wenn die § 130 besprochenen bis auf ein paar dialectische fälle (dehnung vor *ňk*, sowie *fatr* gegenüber dem merkwürdigen nhd. *väter*) nur die klaren nhd. verhältnisse widerspiegeln, denen zufolge wir zb. *sichel, schüssel, halten, hammel*, aber *ābe̅r, kūgel* sprechen. für das nhd. soll doch nicht etwa auch K.s 'gesetz' gelten? was nutzt es denn, wörter wie *tsīpl* zwiebel, *hǟmpfl* handvoll zu einsilbigen zu stempeln, um behaupten zu können, sie haben deshalb langen vocal, weil am satzende der ictusvocal sich in pausastellung befinde? sind sie denn würklich einsilbig? welche vorwürfe musten sich andere leute gefallen lassen, weil sie wörter wie *rittẹr* für einsilbig erklärten! und da war es doch nur metrisch gemeint. wir haben es bei den erscheinungen, die hier unter eine einzige formel gezwängt werden, mit den ergebnissen ganz verschiedener entwickelungszüge zu tun. trotz s. 155 anm. werden zu den ursachen auch consonantische einflüsse gehören. soweit ich sehe, haben sämmtliche im buch mitgeteilte wörter mit *cht* (bis auf den besonderen fall s. 114 fufsnote) l a n g e n vocal. indem K. das verkennt, verschliefst er sich auch die deutung von *brīxt* brauchte optat., das er § 88 anm. 3 rätselhaft nennt. es scheint mir doch einfach zu deuten als *brûhte* > *brühte* (vgl. Anz. 11, 107) > *brihte* > *brīxte*.

In den capiteln über die geräuschlaute und die lautverschiebung, sowie den abschnitten, die darauf ausgehn, die chronologie der lauterscheinungen festzulegen, steigert sich die subjectivität und willkür. die art, wie die orthographie der denkmäler manchmal verwertet wird, ist ohne genauere untersuchung der einzelnen fälle nicht zu rechtfertigen: aus vereinzelten, zweifelhaften vorkommnissen werden weitgehende schlüsse gezogen; wo es in den kram passt, werden die schreiber für leute angesehn, die mit peinlicher überlegung die lautnüancen zum ausdruck gebracht haben sollen; einzelnes, was schwer in die wagschale gelegt

wird, dürfte auf einen schreibfehler hinauslaufen; und auch wo das richtige aus den texten herausgelesen wird, bleibt die erwägung aufser acht, dass lauterscheinungen sich doch nur allmälich und oft recht langsam über gröfsere gebiete verbreiten und die sprache der verschiedenen gesellschaftsschichten erobern. reime wie *wort:gisamanot* bei Otfrid werden für das alter von neuschwäb. *kʿoən* korn *fǫtʿ* fort uä. geltend gemacht. K. kommt zb. § 168 zu der ungeheuerlichen theorie, *p* im anlaut sei zu *f* verschoben, und dies, wie auch etym. *f*, im sandhi zuweilen zu *pf* geworden. dass tatsächlich *pf* für etym. *p* viel häufiger als für etym. *f* ist (dh. es ist die regel), erkläre sich daraus, dass unverschobenes *p* und *f* (aus *p*) neben einander bestanden hätten (inwiefern?) und daraus ein 'compromiss' gebildet worden sei. für diese theorie wird die alte schreibung *ph* als *f* gefasst, während es da, wo es *t* + *f* und älteres *pp* vertritt, ruhig für *pf* gilt. ohne allen zweifel ist anlautendes *p*, wie man bisher glaubte, zu *pf* verschoben worden. nun wäre für die einzelnen denkmäler zu untersuchen, in wie weit statt dessen erscheinendes *f* würklich einen anderen laut meint. wo das der fall, ist anzunehmen, dass *pf* zuweilen, dh. im sandhi, zu *f* geworden. — mit 'ich bin der ansicht' wird § 165 der heutige tatbestand, in dem germ. *þ* und *d* zusammengefallen sind, in das 9 und 10 jh. verlegt. vorher wird richtig die schreibung bei den dentalen für unzuverlässig erklärt; es herschen für *þ* und *d* gleiche oder ähnliche schreibungen — freilich war hervorzuheben, dass *þ* intervocalisch nie als *t* erscheint (falsch wird *atem* hierhin gestellt) —, aber die laute gelten als verschieden. nun jedoch wird aus denselben schreibungen auf einmal der entgegengesetzte schluss gezogen. — kaum minder willkürlich ist die übrige chronologie zu nicht geringem teile. wendungen wie 'wird geherscht haben', 'alle diese veränderungen müssen noch dem 13 jh. angehören', 'ich nehme an, dass' uä. ersetzen die beweise. man vergl. zb. noch s. 245 und ferner die angabe *ʒ* > *s* 9—10 jh. § 193 mit § 160.

Man ahnt, dass diese versuche einem bestimmten ziel zustreben. zunächst wird die ganze fülle des lautwandels auf möglichst wenige ursachen zurückgeführt, auf das, was K. 'die constitutiven sprachfactoren' nennt und deren ausserachtlassung er bei andern so hart tadelt. in den §§ 43. 140. 192. 193 gipfelt diese anschauung in folgenden sätzen: 'der druck, unter dem der exspirationsstrom von den lungen ausgetrieben wird, ist nieder; die musculatur des kehlkopfs wirkt mit geringer energie, dasselbe gilt von den muskeln des ansatzrohrs'. die erscheinung hängt aufs engste zusammen mit einer 'erweiterung der mundöffnung (senkung des unterkiefers)' und 'abflachung des zungenrückens'. auf dieser constitution beruhen die im dialect herschenden kleinen tonintervalle, der schwach geschnittene accent, und weiter sämmtliche lautveränderungen der mundart. ja, da die schwäb. nasa-

lierung s. 24 mit den übrigen hauptcharakterzügen der mundart in eine reihe gestellt und anderseits s. XII ausdrücklich aus einer 'historisch eingetretenen contraction des musculus glossopalatinus' abgeleitet wird, so muss sogar als K.s ansicht gelten, dass all das genannte auf die contraction dieses muskels zurückgeht. recht überzeugend macht sich seine anschauung § 192: 'der schwach geschnittene accent erzeugt im inneren der sprechtacte stets offene silben; da nun consonantenverbindungen niemals eine silbe schliefsen, sondern dieselbe eröffnen, und da bei assimilationen stets der schallkräftigste consonant, dh. der unmittelbar dem vocal benachbarte, ausschlaggebend ist, so gibt es nur regressive, niemals progressive assimilation der consonanten. dieses gesetz der regressiven consonantenassimilation im tactinneren ist ausnahmslos'. im directen widerspruch damit steht die assimilation von *-mb-* zu *-mm-* (§ 189d). nach § 193 gehört sie dem 13 jh. an. darnach könnte also das ausnahmslos würkende gesetz nebst seiner ursache, mit der alle lautwandlungen seit anfang der historischen zeit im zusammenhang stehn sollen, im 13 jh. noch nicht bestanden haben.

Die wege, die K. hier gegangen ist, müssen m. e. allerdings beschritten werden; allein das können steht noch nicht im einklang mit dem wollen. die phonetik befindet sich doch noch in ihren anfängen. sie hat uns in den stand gesetzt, manche auf historischem wege gewonnene kenntnis besser zu begreifen, sie tut uns gute dienste bei der beschreibung der laute, sie hat uns gelehrt momente zu berücksichtigen, welche die sprachwissenschaft vorher gar nicht oder nicht genügend beachtet hatte. aber sie hat uns meines wissens noch nie eine tatsache der lautgeschichte an die hand gegeben, der wir nicht auf anderem wege schon nahe gekommen waren; und selbst wenn sie dazu einmal im stande sein sollte, so wird man doch immer noch zunächst philologe und historiker bleiben müssen, um nicht in die irre zu schweifen.

Neben den 'constitutiven sprachfactoren' ist es, wie wir sahen, die chronologie, auf welche K. in dem bestreben, die lautübergänge möglichst alt anzusetzen, besondern nachdruck legt. die zuverlässigkeit dieser chronologie haben wir bereits geprüft; nicht einmal den satz in § 194 'seit dem 13 bis 14 jh. ist keine principielle, gesetzmäfsige veränderung im schwäb. lautbestande nachweisbar' vermögen wir als stichhaltig anzuerkennen. in der mehr hochgetragenen als klaren einleitung, in der mir einzelnes überhaupt unverständlich bleibt, werden dann die beiden gesichtspuncte zu einer kühnen hypothese vereinigt (s. X f): 'seit 5 jahrhunderten hat sich der schwäb. lautstand überhaupt nicht mehr verändert, und ich bezweifle nicht, dass die stabilität desselben in noch ältere zeiten zurückreicht [!]. dieses merkwürdige ereignis der sprachveränderung darf nun aber nicht isoliert gehalten, sondern

muss in den zusammenhang der stammesgeschichte gestellt werden. wir wissen, dass der Schwabenstamm im 3 jh. aus seinen nördlichen wohnsitzen in die Neckargegend eingewandert ist[1]. so meine ich denn und wage zu behaupten: unter dem veränderten himmel, bei verändertem luftdruck, unter gänzlich anderen boden- und lebensverhältnissen hat sich (in Darwin'schem sinne) die physikalische function der sprachorgane den neuen verhältnissen im lauf der jahrhunderte angepasst'.

Es denkt wol niemand daran, dem geltend gemachten umstand seinen anteil an dem character der mundart zu bestreiten. aber bei der allerdings neuen ausdehnung, die dem gedanken hier gegeben wird, ist man doch zu der frage versucht, ob dann nicht eher eine sommer- und wintersprache zu erwarten wäre, als ein vom fränk. verschiedener schwäb. dialect? wohin man auch schaut, stöfst die hypothese auf den greifbarsten widerstand. ich erinnere an das Friesische. die Friesen haben Norddeutschland und zwar genau dasselbe gebiet, das sie heute einnehmen, seit vordenklicher zeit nicht verlassen, und nach dem 14 jh. hat ihre sprache sogar eine ganz aufsergewöhnliche lautentwickelung durchgemacht. der dialect der bewohner einer nordseeinsel unterscheidet sich wesentlich von dem der stammesbrüder auf der nächst benachbarten insel. und wie stellt K. sich zu der meines wissens genügend verbürgten tatsache, dass bei völkern auf tiefer kulturstufe, die ihren boden nicht verlassen, die sprachen sich innerhalb eines menschenalters bis zur unkenntlichkeit verändern, dass nirgends eine buntere sprachmannigfaltigkeit herscht als bei den wilden Südostasiens? K.s hypothese stempelt ja zwar die sprache nicht zu einem rein physikalischen product, nur ihre lautliche entwickelung fasst sie so auf. woher haben wir denn aber das recht, den geistigen gehalt von jedem einfluss auf die lautgestalt auszuschliefsen? ist ein solcher zusammenhang vorhanden, so kann bei der aufserordentlichen empfindlichkeit der physikalischen laute der geringste derartige einfluss von den grösten folgen sein. warum sollten nicht syntactische veränderungen und neue wörter mittelbar einwürken? sie könnten zb. einen bestimmten rhythmus geläufiger machen und dadurch die lautung umgestalten. ein unmittelbarer einfluss ist denkbar, wenn die sprachgemeinschaft sich der sprache eines gröfseren gebietes anpasst oder die sprache anderer gesellschaftsschichten auf sich würken lässt. doch selbst, wenn die lautgebung rein physikalischer natur wäre, so wären auch dann noch andere factoren, als die berücksichtigten, zu erwägen. ein muskel kann von der veränderung eines andern in mitleidenschaft gezogen werden, und eine neue tracht zb. könnte sehr wol bei dieser frage in betracht kommen. und

[1] in den 'Stammheitlichen vorbemerkungen' s. 25 ff ist die Strabostelle IV 6, 9 falsch aufgefasst nach Kossinna, Westd. zeitschr. für gesch. und kunst 9, 209 anm. 27. auf diesen aufsatz über die Sweben möchte ich die Germanisten aufmerksam machen.

soll man nicht glauben, dass die sprache der menschen, wenn ganz neue anschauungen ihren einzug halten, wenn neues streben sie ergreift, sich nach ihrer physikalischen seite ebenso gut verändern könne, als wenn die topographischen verhältnisse andere werden? die neueren idg. nationen haben durchweg als sprachton den ictus in den vordergrund treten lassen gegenüber dem accente ihrer vorfahren, ein wandel, dessen umgestaltende kraft für die lautgebung man nicht läugnen wird. welche rein physikalische ursachen will man für ihn geltend machen? was wir am sichersten wissen, ist die tatsache, dass der lautwandel um so mehr gehemmt ist, je dringender für die menschen der anlass wird, beim sprechen auf sich acht zu geben. und das deutet doch wol darauf hin, dass die neigung zum lautwandel in der menschlichen natur liegt und unmöglich mit der acclimatisierung eines bestimmten organs abgetan sein kann [1]. mit der aufmerksamkeit der sprechenden auf vorbilder und schliefslich auch auf vorschriften ist in ihrem wesen die analogiebildung zu vergleichen, deren von K. s. XIII gegebene definition mir keineswegs genügt: ich sehe wenigstens nicht, wo in ihr raum ist für die so charakteristische art, die man vortrefflich als systemzwang bezeichnet, wenn zb. nl. neben dem lautlichen praet. *gout* von *gelden* das dem system gemäfse *galt* erhalten oder neu geschaffen wird. die leichtigkeit aber, mit der die sprachen jederzeit analogisch verfahren, beweist, dass die n e i g u n g zu lautveränderungen von einem z w a n g sehr weit entfernt ist. und auch das ist wol für K.s hypothese nicht günstig. die wissenschaft muss noch andere fragen lösen, ehe sie den von K. aufgeworfenen mit erfolg näher treten kann. ich zweifle indes nicht, dass die lösung anders ausfallen wird. die sprachgeschichte ist nicht blofs lautgeschichte, und diese letztere kann unmöglich so unabhängig sein von allem anderen, was das wesen der sprache ausmacht.

Der anhang über die geschichte der schriftsprache in Schwaben verfolgt an der hand eines reichen materials und auf grund der bekannten kriterien, die teilweise blofs die orthographie, teilweise laut- und formenlehre betreffen, die allmäliche entwickelung des Gemeindeutschen. der buchdruck hat die schon vorher angebahnte bewegung der vollendung entgegengeführt; weit wesentlicher als der einfluss, den die reichskanzlei der Luxemburger und die Wittenberger drucke übten, erscheint der ausgleich innerhalb der oberdeutschen landschaften selbst. 'wir sind berechtigt, der schwäb. drucksprache einen hervorragenden anteil an der constituierung unserer heutigen schriftsprache zuzugestehen' (s. 308). aber 'seit dem auftreten Luthers bis auf Gottsched sind alle weiteren neuerungen der sprache aus Mitteldeutschland importiert worden' (s. 291).

[1] nur das russische würde zu dieser ansicht nicht stimmen, wenn es wahr sein sollte, dass die dialectbildung innerhalb dieser sprache eine sehr geringe ist.



man vgl. dazu jetzt auch Burdach DLZ 1890, 1459 ff. wer einmal eine befriedigende geschichte unserer litteratursprache schreiben wird, die neben dem äufseren gewande auch ihrem geistigen wesen gerecht wird, der wird seinen blick noch entschiedener nach norden gewendet halten müssen. wie im gedankengehalt unserer modernen litteratur norddeutsches wesen, die mehr auf sich allein angewiesene menschenseele, die langsam gelernt hatte, ihren dunkeln regungen worte zu verleihen, ihren sieg gefeiert haben, so führt auch die vielleicht mächtigste wurzel der sprache dieser litteratur zurück in die kräftigschöne prosa, welche das mittelalter in Niederdeutschland ausgebildet hatte. noch ein anderer nährboden für unsere moderne schriftsprache ist bisher nicht genügend beachtet: ich meine die zumal in der vorreformatorischen zeit besonders gesteigerte litterarische tätigkeit, die den Niederlanden, Niederdeutschland und dem Niederrhein ungefähr gemeinsam war.

Für die zeit vor dem buchdruck ist die untersuchung naturgemäfs schwieriger; für die erste mhd. periode beschränkt sich K. darum auf die betrachtung der reime. schon in ahd. zeit wird in gewissem sinne eine litteratursprache oder auch eine gesellschaftssprache anerkannt. in der mhd. dichtung werden ihre spuren nur sehr vereinzelt aufgefunden, indes s. 285 zugegeben, dass tatsächlich ihr walten wesentlich stärker gewesen sein mag. es durfte das nachdrücklicher betont werden. die leute von damals konnten recht gut wissen, dass die allermeisten reimbindungen auch für andere litterarische dialecte oder eine schriftsprache richtig waren, wenn sie in ihrer eigenen aussprache auch einen dialectischen anflug hatten. sobald sie also, wie ausdrücklich zugegeben wird, 'die heimatliche lautform soweit opfern, dass reime zugelassen werden, die in der mundartlichen aussprache nicht dem künstlerischen princip reiner reimbildung entsprochen hätten', oder sobald sie nur 'von der geschriebenen sprache fernhalten, was im vergleich mit auswärtigen litterarischen erzeugnissen den vorwurf des dialectischen zu erleiden gehabt hätte', so erkennen sie eben voll eine schriftsprache an. Anz. 9, 36 wurde, nebenbei bemerkt, vermutet, dass in diesem sinne auch Veldeke eine schriftsprache bezeugt. das gleiche gilt zb. von Rother, wo der gesichtspunct zugleich wichtig ist für die frage nach verschiedenen bearbeitungen. in bezug auf die *t*-laute im reim verhält sich der dichter ähnlich wie die Eneide; seiner sprache dürften aufserdem dehnung der wurzelvocale und die schw. form des partic. praet. von *geschehen* angehören, wie wenig auch die reime dafür zeugen. widersprüche in diesen dingen zwischen dem versinnern und reim können schreibern und bearbeitern, aber auch den dichtern selbst zur last fallen. an eine über den mundarten stehende sprache, die in bezug auf concentration und stätigkeit mit der modernen zu vergleichen wäre, hat für die ältere zeit nie jemand gedacht, und es ist natürlich ein leichtes, eine

solche voraussetzung zu widerlegen. darum ist der streit, ob es eine mhd. schriftsprache gab, eigentlich ein leerer zank, sobald man so viel zugibt, dass die leute auch damals nicht schrieben, wie ihnen der schnabel gewachsen war; und wenn K. es vermeidet, seinen ansichten zum trotz von einer schriftsprache schlechthin zu reden, so ist das wol nur im parteiinteresse geschehen.

Auch die meines erachtens verfehlten partien des buches werden mannigfache anregung gewähren, zumal denen, die sich dem bedürfnis, die äufserungen des sprachlebens in ihrem innern wesen zu begreifen, verschliefsen; aber die tüchtigen ergebnisse des buches, denen wir unsere anerkennung zollen, sind doch wesentlich da gewonnen, wo der verf. sich mehr auf betretenen bahnen gehalten hat.

Bonn, november 1890. FRANCK.

Analecta hymnica medii aevi. IV. Hymni inediti. Liturgische hymnen des mittelalters aus handschriftlichen breviarien, antiphonalien und processionalien. herausg. von GUIDO MARIA DREVES, S. J. Leipzig, RReisland 1888. 270 ss. 8°. — 8 m.

Schnell folgen D.s reichhaltige veröffentlichungen auf einander; der vierte band bringt fast 500 bisher unbekannte hymnen. wahrhaft staunenerregend ist die grofse zahl von hss. aus den verschiedensten ländern, die der herausgeber benutzt hat. die gröste ausbeute haben die hss. der österreichischen bibliotheken und klöster geliefert, nicht unerheblich ist auch die zahl der benutzten Münchner hss. an schweizerischen hss. sind die von Morel nicht ausgeschöpften und die aus dem kloster Muri 1841 nach Muri-Gries verschleppten zu rate gezogen worden. eine übersicht aller benutzten hss. in der einleitung mit kurzer angabe ihrer herkunft und ihres aufbewahrungsortes hätte wesentlich dazu beigetragen, von der verbreitung der lieder ein bild zu geben und die verwandtschaft und das abhängigkeitsverhältnis der hss. zu veranschaulichen. allerdings hat D. bei jedem lied die hs. als hymnar, brevier, orationale, antiphonar, processionale usw. bezeichnet und die herkunft mitgeteilt; aber die übersicht wird dadurch nicht eben leicht gemacht. man würde auch gern erfahren, mit welchen gebräuchlichern hymnen zusammen diese neuen vorkommen.

Fast alle benutzten hss. stammen aus den späteren jahrhunderten, sodass die hier gebotenen hymnen zum grösten teil nachahmungen bekannter lieder sind. bei einzelnen gilt das nur von melodie und rhythmus, bei anderen sind alle strophenanfänge wie ein gerippe beibehalten worden, das nur mit anderen worten ausgefüllt zu werden brauchte (nr 230—232. 493 usw.); wider andere sind in der weise gebildet, dass die ersten oder letzten

zeilen jeder strophe aus versanfängen gebräuchlicher hymnen bestehn (nr 215. 216. 233. 434 usw.). diese nachahmung hätte, wie es schon Mone getan, consequent durch den druck hervorgehoben werden sollen. äufserst beliebt zur nachahmung war der Marienhymnus *Ave maris stella*, der manchmal um eine oder mehrere strophen verkürzt (nr 73. 373. 86. 175—177) oder erweitert wurde (nr 91. 221). *Quem terra pontus aethera* liegt liedern auf Anna (130. 131) und Apollonia (160) zu grunde. ein merkwürdiges beispiel bietet der hymnus *Iam Christus astra ascenderat* (Dreves 2, p. 49), der dem hymnus auf Edmund (nr 230) zum muster diente; dieser letztere wurde dann wider für den hymnus auf Claudius (nr 217) benutzt. angabe des jeweiligen stammliedes und hinweis auf die übrigen nachahmungen hätten den wert der veröffentlichung noch erhöht.

Bei der heimat der quellen ist es selbstverständlich, dass besonders österreichische, böhmische, ungarische heilige mit liedern bedacht sind. doch sind auch in dieser, wie in allen sammlungen, gewisse andere nicht locale heilige häufig gegenstand der lieder, so die hl. Katharina (305—318) Barbara (168—178) Margaretha (357—375). gemäfs der jugend der hss. werden auch viele erst spät zur verehrung gelangte heilige durch zahlreiche hymnen gefeiert, so die eltern der jungfrau Maria (Anna 122—141. Joachim 284), Clara (213—216), Augustin (163—167), Leopold 333—336), Ludwig (344—351).

Was die formen der hymnen betrifft, so sind gewisse strophenformen in äufserster vielseitigkeit ausgebildet worden, während die bunte mannigfaltigkeit der strophenarten gegenüber früheren zeiten abgenommen hat. aufser den verschiedenen gestaltungen des iambischen dimeters ist besonders die rhythmisch-accentuierende umbildung der sapphischen strophe durch ihren reim bemerkenswert (vgl. 10. 263: a b a b c c d; 146. 180: a a b b c c c; 359. 428: a a b b c c d). ähnlich verhält es sich mit der asklepiadeischen strophe (80: a b a b c b c; 363: a a b b c c c; 381: a b a b a b b).

Die freude an dem reichhaltigen inhalt, an dem deutlichen druck auf schönem papier wird uns leider beeinträchtigt durch die äufserst mangelhaft besorgte correctur. formen wie *puim, dididit, aunua, portmodum, alacritrer* finden sich zu vielen dutzenden. diese ungenauigkeit schafft auf schritt und tritt bedenken; wo irgend eine auffallende form sich zeigt, weifs man nicht, ob sie der hs. entnommen ist oder dem setzer zur last fällt. auch die citate erwecken manchen zweifel: nr 158. 159 stammen doch wol aus der gleichen hs., und doch trägt sie hier die nummer 8, dort nr 80; ebenso nr 176. 177. über die vielgerühmte akribie des herausgebers wird man stutzig, wenn so viele fehler ohne mühe nachzuweisen sind. das register ist vollständig, aber auch nicht fehlerfrei. noch in einem anderen puncte ist D.s eilfertigkeit zu bedauern,

bei der schwankenden orthographie. zwar versichert er (2, 12): 'in der orthographie folge ich der in der liturgie nun einmal üblichen.' so aber haben wir *inclita* neben *inclytum*; *apperit-repulit*; *caeteris-ceteris*; *caelibem-coelibatus*; *taetri-teterrime*; *caelos-coelum-celestinus*; *litteras-literis*; *millium-milium*. sonderbar fällt auf die verdoppelung der consonanten in gewissen worten: *corruscat*, *cummulato*, *commestibilis*, *commedens* (neben *comeditur*), *consummas*. D. scheint sie zuweilen angewendet zu haben, um eine lange silbe zu erzielen, doch nicht immer (vgl. 18, 3, 1: *acculeis*, dagegen 85, 4, 2: *duodenem*; 278, 2, 1: *comodis*). für die kenntnis von aussprache und metrik wäre es von bedeutung zu wissen, ob jene gemination in allen fällen handschriftlich ist. eine verbesserung nur um der quantität willen ist in diesen hymnen, die meist accentuierend, oft auch scheinbar blofs silbenzählend gebaut sind, überflüssig; besser als solche formenbuntheit wäre es gewesen, entweder, wie Milchsack es tut, ganz den hss. zu folgen, obwol ich dazu bei der verschiedenheit der quellen nicht raten möchte, oder eine einheitliche schreibweise durchzuführen.

So grofs D.s verdienst im vergleich zu seinen vorgängern ist, er hätte ihnen immerhin hier und da mehr ehre antun können, indem er angab, wie manche seiner hymnen schon durch jene ganz oder in den anfängen bekannt gemacht sind. so hat Daniel im 1 bande eine reihe von hymnen citiert, die von D. als völlig neu geboten werden. namentlich aber wäre die sammlung Milchsacks bei den betreffenden hymnen (nr 121. 180. 265) für den text von nutzen gewesen, da sie diplomatisch getreue texte gibt. davon nur éin beispiel: bei D. lautet der fünfte vers eines hymnus auf Gertrud: *Nunc et te rogat pupillus, Gertrudis virgo, grex tuus* ***suffragia***, *quo precibus votisque* ***preces*** *fundimus*; bei Milchsack dagegen: *Nunc te rogat pupillus, Gertrudis virgo, grex tuus,* ***suffrageris*** *quo precibus votisque,* ***laudes*** *fundimus.*

Dass zu vielen hymnen nachträge gegeben werden können, liegt in der natur des gegenstandes und darf D. nicht angerechnet werden. jeder, der sich mit diesen dingen beschäftigt, wird solche nachträge zu geben wissen. neue hss., wenn sie auch nicht immer zur besserung des textes beitragen, sind doch ein zeugnis für die verbreitung und den gebrauch des liedes; von diesem standpuncte aus mögen die folgenden zusätze angesehn werden.

2 steht auf dem letzten blatt der Expositio hymnorum perutilis mit der jahrzahl 1501; dieses buch ist aus Muri nach Aarau gekommen. abweichungen: 1, 1 *Laus honor magno tibi sit*; 3, 3 *adigisque*. — 4 bei Mone nr 7 ohne die aus einem anderen hymnus entlehnte fünfte strophe; ebenso in einem Murenser und einem Wettinger brevier; beidemal 4, 3 *quem* (wie Mone) statt *quod*. — 18 hat, nur wenig verändert, Mone nr 134. 135, der den hymnus wol aus dem gereimten Of-

ficium de corona domini aushob; wenigstens enthält eine brevierhs. des 14 jhs. aus Muri den hymnus im reimofficium. — 20 (vgl. Daniel 1, 236) in 2 Rheinauer hymnaren (nr 97 saec. XI; nr 129 saec. XII) in ziemlich abweichender form: 1, 1 *unicus*; 1, 2 *inclitus*; 1, 4 *gloriam*; 2, 2 *dira*; 2, 3 *ascenderas*; 4, 2 *fulgens*; 4, 3 *vivido*. cod. 97 hat vor der doxologie *Praesta beata* noch die strophe:

Quo te sequentes omnibus
morum processu saeculis
adversus omne scandalum
crucis feramus labarum. —

46 bei Morel nr 45 aus der Einsiedlerhs. 83 saec. XII, sowie in zwei Rheinauer hymnaren mit fast denselben besseren lesarten (zb. 2, 2 *benignis*). der hymnus ist bemerkenswert durch die in so früher zeit (cod. Rhenov. 83 stammt aus dem 11 jh.) genau und vollständig durchgeführten reimassonanzen. — 66 schon von Daniel (1, 277) nachgewiesen, bei Mone (nr 122) gedruckt. ich habe den hymnus in 3 hss. angetroffen (Muri, Rheinau, Zürich), deren eine (cod. Turic C 8[a] saec. XV) die melodie bietet; die texte sind ziemlich verwildert und weichen unter sich wie von D. nicht unbedeutend ab (3, 1 *virga* ist wol druckfehler wie 409, 1, 1?). — 68 in dieser verkürzten gestalt schon in der Expositio hymnorum des Mich. Furter (Basel 1497) und bei Milchsack nr 24. die ältere form im Rheinauer hymnar nr 97 saec. XI s. 192. — zu 79 bringt der cod. Turic. C 8[a] saec. XV die melodie und eine abweichende doxologie. — 80. 81 mit der melodie schon im Psalterium chorale ordinis Cluniacensis (Paris 1566) fol. CCV gedruckt. — 98 bei Daniel 1, 284 unter dem richtigeren titel: *de* X. *mil. mart.* — 101 hat Mone nr 1123 (Daniel 1, 283, Roth nr 407) als hymnus auf Petrus Martyr herausgegeben. das lied findet sich auch in dem reimofficium auf diesen heiligen im cod. Murens. 5 q. saec. XIV fol. 336[v]. auf diese billige weise, dh. durch blofse veränderung des namens, ist Afra im cod. Murens. 1 q. saec. XIV zu einem hymnus gekommen, indem im liede *Jesu Christe auctor vitae* die worte *Afrae beatissimae* statt *Mariae Magdalenae* eingesetzt wurden. nicht anders verhält es sich mit 109 (Agapitus?), welchen hymnus Mone nr 978 der Juliana gibt. — 155—157. 166. 167 bei Morel nach dem in Venedig 1527 gedruckten gallicanischen brevier. — 182 im hymnar von Rheinau, cod. 97 saec. XI s. 183 mit folgenden abweichungen: 3, 3 *ut recto pede* (4, 1 *O Christe tuum secretale*); 4, 3 *morte cordis noxios*; 4, 4 *a morte prava*; 5, 3 *gaudiis*, was der reim fordert; (5, 4 *psallimus*;) 5, 4 *sit laus tibi*. — 183 ist in beziehung zu setzen zu 493 (nachahmung); zudem scheint dieser hymnus teil eines gröfseren zu sein (vgl. Daniel 1, 110). — 194 im Murenserbrevier 9 fol. saec. XV—XVI nebst einigen hymnen auf Maurus: *Aeterna Maure gaudia*; *Forma iubarque fidei*; *Luce refulgens*

aurea. — der hymnus 229 auf Dorothea (vgl. Mone 3, s. 274, Morel nr 395) scheint vielfach überarbeitet; eine dritte redaction mit der melodie im cod. Turic. C 8ᵃ saec. xv fol. 158ᵛ, während der text des cod. Murens. 9 fol. meist mit Morel stimmt. — für die nachgeahmten hymnen 230—232 ist das Cistercienserbrevier von Wettingen (cod. Wett. 7 saec. xiv) eine ältere quelle; in ihm finden wir die hymnen im reimofficium an ihren orten; der text weicht stellenweise ab: 230, 1, 4 *locum;* 2, 3 *novus;* 6, 2 *protegas,* durch den reim gefordert; 7, 4 *primum;* (9, 4 *finis sine*); 232, 2, 4 *noctem quietam;* 231, 1, 3 *quo fideli;* 3, 2 *dum vivitur in homine;* 3, 3 *male;* 4, 1 *Tremunt;* 4, 2 *quaerit.* — 255—257 weist schon Roth s. 47 nach, zum teil mit bessern laa.: 257, 6, 3 *munerum;* 6, 4 *dones-corones.* — 288 besser bei Morel nr 222 aus einer Einsiedler hs. saec. xiv. — 300 bei Mone 661. — 314 im Cistercienserbrevier aus Rheinau cod. 60 saec. xv s. 423 mit folgenden abweichungen: 2, 3 *truncato capite;* 3, 1 *residens;* 5, 2 *sacro;* (7, 3 *ac spiritui;*) 7, 4 *sancta;* die varr. aus dem Cistercienserbrevier von Wettingen (7 saec. xiv) habe ich nicht notiert. — zu 404 (schon bei Mone nr 1100) in zwei Murenser hss. eine andere doxologie (und 6, 3 *ad te clamitantes*). — 406 in zwei Rheinauer hss. — 432 in Mich. Furters Hymnarius und bei Milchsack s. 29. — 461 im Rheinauer brevier cod. 94 mit der jahrzahl 1468, s. 88; darin die bemerkenswerten varr.: 1, 3 *qui dum pro Christo;* (1, 4 *nascente Christo;*) 2, 2 *ridet mater in filio;* (2, 4 *laudans orat;*) 3, 3 *fugatur terminis;* 4, 1 *vel merita;* (4, 3 *sanet;*) 5, 2 *vero et.* — 471 bei Morel nr 554 und nach ihm bei Kehrein nr 862 als sequenz aus dem Rheinauer brevier cod. 133 saec. xiv s. 542. Morel edierte ungenau, doch ist der text der hs. sehr verdorben, da der abschreiber das versmafs nicht verstand. der hymnus ist in der gleichen hs. mit geringen abweichungen auf Caecilia angewendet: 2, 3 *sexu;* 2, 4 *viriliterque decertant* (so auch s. 642); 5, 1 sq. *sancta / hodie Caecilia;* 6 *Haec quidem suum / sponsum Valerianum / una cum Tyburcio / fidei iunxit gremio;* 7. 8 fehlen. — 472 in zwei Cistercienserbrevieren: cod. Rhenov. 60 saec. xiv s. 421 mit divisio nach der fünften strophe (und schon s. 411, aber ohne initialen), cod. Wettingens. 7 saec. xiv. 2, 4 *decoratur;* 4, 2 *sprevit;* 7, 2 *sanctorum;* (8, 3 *huic;*) 9, 3 *fugate;* 10, 3 *haec fulget.* — der hymnus 493 auf Wilhelm stammt aus dem reimofficium auf denselben (cod. Wett. 7 saec. xiv) und ist eine nachahmung des liedes bei Daniel 1, s. 110.

D.s kritischer standpunct ist äufserst conservativ: er wendet sich in verschiedenen seiner vorreden gegen die conjecturenmacherei, was ihn aber nicht hindert, auch seinerseits hier und da verbesserungen in den text zu setzen, wie sie ihm gerade während des schreibens in die feder kommen. so lässt sich die überlieferung gegen ihn verteidigen zb. 169, 5, 3: *det,* verglichen mit 257, 6, 3, wo allerdings Roths text *dones-corones* bietet. 371, 2, 3

ist das handschriftliche *bidentibus* doch gewis nicht weniger einleuchtend als die conjectur *balantibus*. 219, 6, 4 ist *salvas* eher in *salvans* als in *salves* zu verbessern. 241, 1, 3 liegt es näher, das fehlerhafte *ab hac miseria* zu *ab hac* ⟨*mundi*⟩ *miseria* als zu ⟨*quando*⟩ *ab hac miseria* zu ergänzen usw.

Bei jenen grundsätzen D.s bleibt der verbesserung ein weiter spielraum, wiewol man nie weifs, ob man wirklich die falsche la. der hs. bessert oder eine nachlässigkeit des setzers. dass diese hymnen noch sehr der emendation bedürfen, sieht jeder; zudem gibt ja jede neue hs abweichungen und bessere laa. mit glück hat D. mehrmals den reim zur änderung benutzt; doch hätte das noch weit öfter geschehen können. genauere beobachtung des lateins der hymnen und tiefere einsicht in die metrischen grundsätze werden sicher noch mancher verstümmelten oder verdorbenen stelle heilung bringen. was sich mir beim durchgehn des bandes an änderungen darbot, will ich hier aufführen: 14, 5, 2 *visitas* (reim); 139, 5, 3 *Quae*; 141, 1, 2 *Uva*; 159, 4, 4 *Quae* (nach 158, 7, 4); 169, 2, 1 *noverit* (reim); 172, 2, 3 *sedulo* (reim); 209, 5, 3 *sit simul trino* (reim); 225, 1, 3 *annue*; 242, 5, 3 *praedicens* (reim); 323, 3, 3 *primus* (reim); 327, 4, 1 *Et*; 332, 3, 4 *levans*; 345, 1, 2 *mundo*; 381, 4, 3 *concineris* (reim); 384, 1, 2 *decora* (ohne *-que*); 400, 6, 3 *securi simus* (reim, nach cod. A); 401, 3, 4 *Propitietur*; 408, 4, 2 *mirabilibus* (reim). — auch folgende formen und constructionen werden nicht den dichtern, sondern den abschreibern oder dem setzer zur last fallen: 7, 2, 3 *increbuit*; 169, 3, 1 *ense traditur*; 169, 3, 3 *omnis angeli*; 259, 9, 4 *coela perfrui*; 349, 3, 3 *somnolentes*, doch vergleiche das durch den reim geschützte *scelestes* — *pestes* 483, 1, 3.

Schade, dass diese inhaltlich äufserst reichhaltige gabe uns in so wenig geniefsbarer form geboten wird. dem herausgeber bleibt das nicht gering anzuschlagende verdienst des sammelns; die offenbare eilfertigkeit seiner arbeit hat aber die böse folge, dass wir dieselbe ungenauigkeit, wie bei der correctur, auch bei der benutzung der hss. fürchten müssen und dass jedesfalls gegenüber allen schwierigen laa. oder ungewöhnlichern wortformen sich zweifel einstellen.

Lenzburg, august 1890. J. Werner.

J. H. Hessels, An eighth-century Latin-Anglo-Saxon glossary, preserved in the library of Corpus-Christi-college, Cambridge (ms. nr 144). Cambridge, university press, 1890. XLVIII, 226 ss. 8°. — 10 sh.*

Nachdem der altenglische teil der Corpusglossen in letzter zeit zweimal — von Wülker und Sweet — neu herausgegeben war, macht Hessels buch endlich das ganze glossar zugänglich.

* [vgl. Litteraturbl. für germ. und rom. phil. 1890 nr 12 (FHolthausen). — Le moyen âge 1890 nr 11 (HLogeman).]

zweck der neuen ausgabe ist einzig und ausschliefslich eine genaue widergabe der hs.: 'merely an exact reproduction of the Ms., that is to say, with all its scribal mistakes, errors of grammar, erroneous divisions of words, peculiarities of spelling etc. etc.'; von erläuterungen und änderungen hat der herausgeber, seinen eigenen wünschen und den weisungen des presssyndicats entsprechend, im allgemeinen abgesehen. nur gelegentlich sind aus besonderen gründen erklärende bemerkungen gegeben. leider ist H. diesem grundsatze auch in dem sonst vorzüglichen index treu geblieben, obwol die anführung der richtigen formen neben den falschen doch wol nicht allzuviel raum in anspruch genommen hätte. die benutzung des glossars wäre dadurch sehr erleichtert und manchem die mühe langen suchens erspart worden. dies ist aber auch beinahe das einzige, was ich an der ausgabe auszusetzen habe. von kleinen einzelheiten abgesehen, verdient sie alles lob. die einleitung berichtet zunächst über die entstehung des buchs: zu grunde gelegt ist eine von Zupitza herrührende abschrift der hs., die auch schon Wülker benutzt hat; doch ist die hs. durch H. von neuem sorgfältig verglichen. H.s ursprünglicher plan, die ausgabe im verein mit Zupitza zu besorgen, muste später aufgegeben werden; er ist aber bei der arbeit von Zupitza, Mayor und Skeat bereitwillig unterstützt worden. über das alter der hs. ist H. anderer ansicht als Sweet: sie stammt nach ihm schon aus dem anfang des 8 jhs., ist also erheblich älter als die hs. des Epinaler glossars, das er in die erste hälfte des neunten setzt. den grösten teil der einleitung nehmen auseinandersetzungen über die verschiedenen ursachen der zahlreichen textverderbnisse und eine sich daran anschliefsende, sehr dankenswerte liste aller vorkommenden schreibfehler ein. den schluss bildet eine besprechung zweifelhafter wörter und ein verzeichnis der von H. benutzten glossenlitteratur.

Eine vergleichung der H.schen ausgabe mit der voraufgehenden Sweetschen ergibt für den ae. teil nicht gar soviel neues. einige versehen Sweets sind gebessert; doch ist die zahl nicht sehr beträchtlich. alle diese fälle hier aufzuführen, scheint mir nicht nötig. zweimal sind die von H. gerügten fehler schon von Sweet selbst in den Corr. and additions geändert. an ein paar anderen stellen hat H. wörter als englisch aufgenommen, die Sweet mit recht für nichtenglisch gehalten hatte. seine hoffnung, dass kein englisches wort als lateinisch und kein lateinisches als englisch aufgeführt sein möchte, ist danach nicht ganz in erfüllung gegangen. einige dieser keineswegs zahlreichen versehen sind inzwischen schon von anderer seite berichtigt worden. ich beschränke mich daher auf anführung des folgenden:

Int. 92 *decurat hornnaap* ist doch wol die auch bei Papias vorkommende glosse *decusata ornata*. — B 136 *birbicariolus werna* kann nicht wol lateinisch sein; es ist *wrænna* der zaun-

könig; vgl. Wright-Wülker Vocab. 260, 21. 31 in dem abschnitt 'De auibus', der mit dem Corpusglossar auf dieselbe quelle zurückgeht. — C 256 *caluiale cosobricases* ist wol zweifellos in *caluiale bri* (vgl. Wr. W. 281, 2 s. o.) und *caseus cese* aufzulösen, desgl. C 257 *caluarium caluuerclim* in *caluarium caluuer, calmilla lim*; vgl. Wr. W. 280, 36 und Corp. G 18 und 22. — C 882 *(cripta) ascussum* möchte H. jetzt als englisch auffassen, etwa als eine form von *ascunian*; ist es nicht besser *absconsum* zu lesen? — A 483 *(alites) challes*, das im glossar als englisch angeführt wird (im index mit fragezeichen), halte ich für eine entstellung aus *ł aues*; *alites uel aues* ist eine häufige, auch im Corp. belegte glosse. — O 91 *obesca grestu* erscheint in Wr. W. 459, 2, wo Corp. ausgeschrieben wird, als *obesca beost*. an *breost*, das zu nhd. mundartlichen formen stimmen würde, ist schwerlich zu denken. vermutlich liegt ein schreibfehler vor. — statt *(accintu) denetle* A 172, im index mit fragezeichen, lies *acanthus blinde netle*; vgl. Du Cange: *acantum urtica* und *acanthus biowyrt* in englischen glossaren. — A 744 *artura tot*, vgl. A 824 *armatura totius militis*? — L 34 *lacesso suto*, lies *saco*? — L 93 *ladascapiae briensis id est hondwyrm*; lies *ladasca piae*; vgl. auch Sievers Angl. 13, 352 u. — P 572 *probum seuuin*, lies *probrum* (oder *improbum) sceuum*?

Diese und einige hier nicht erwähnte offenbare irrtümer fallen aber neben den grofsen vorzügen der ausgabe gar nicht ins gewicht, um so weniger als sie ja nur ein getreues bild der hs. bieten will. es ist nur zu wünschen, dass H. seinen plan, auch andere glossare in ähnlicher weise herauszugeben und im anschluss daran auch die quellen zu untersuchen, recht bald zur ausführung bringt.

Braunschweig, 19. 2. 91. H. Lübke.

Die homiliensammlung des Paulus Diaconus, die unmittelbare vorlage des Otfridischen evangelienbuchs von Georg Loeck. diss. Kiel 1890. Leipzig, GFock. 8°. 47 ss. — 1,50 m.*

Mit berechtigter spannung wird jeder germanist dieses schriftchen zur hand nehmen; verheifst es doch die endgiltige lösung einer frage, die jeden beschäftigt hat, den der gang seiner studien einmal zu Otfrids evangelienbuch geführt, und die trotz der mühsamen und sorgfältigen untersuchungen Kelles, Pipers, Erdmanns ua. immer noch nicht ihren befriedigenden abschluss gefunden hatte. immer noch fehlte für eine anzahl von capiteln ganz oder teilweise der nachweis der zu grunde liegenden quellen (vgl. Erdmann s. LXX); vor allem aber konnte, seit Lachmann (Kl. schr. I 451) es ausgesprochen hatte, dass dem evangelienbuche ein einziges umfassenderes und kürzeres werk zu grunde gelegen haben mag, der wunsch nicht unterdrückt werden, diesem werke nachzuspüren und so eine einheitliche quelle festzustellen.

* [Zs. f. d. phil. 23, 474 (OErdmann)]

Diese einheitliche quelle nun will L. gefunden haben und zwar in dem Homiliarius, den Paulus Diaconus auf befehl Karls des grofsen 783 anfertigte. dass nach L.s ausführungen s. 6 f sich a priori eine benutzung dieser mustersammlung von predigten[1] durch Otfrid als wahrscheinlich ergeben soll, kann ich nicht einräumen. denn daraus, dass die synode von Tours und das concil zu Mainz die bestimmung treffen, jeder priester solle homilien besitzen (man beachte den allgemeinen ausdruck!) und bestrebt sein, sie in die volkssprache zu übertragen, damit das volk die predigt leichter verstehe, daraus folgt doch nicht, dass es Otfrid besonders nahe gelegen habe, gerade den Homiliarius des Paulus Diaconus zu benutzen. da ist doch sicher die wahrscheinlichkeit gröfser, dass die werke seines lehrers Hraban ihm wegweiser und quelle waren. jedoch die möglichkeit liegt ja vor, und sind die übereinstimmungen zwingend und erschöpfend, so wird die möglichkeit zur tatsache.

Bei der nachprüfung hat sich mir nun aber ergeben, dass es verhältnismäfsig recht wenige stellen sind, an denen der Homiliarius gegenüber den bisher ermittelten quellen entweder allein eine genaue übereinstimmung mit Otfrid bietet oder eine bessere als die von den früheren forschern gegebenen citate. dazu rechne ich O. I 8, 10—16; 11, 55—58. II 9, 7—10; 11, 41—50; 14, 81—84. III 15, 15; 19—20; 25—26; 19, 29—30; 22, 31—32 (zweifelhaft ist noch 23, 1—4). IV 5, 43. V 4, 7—12 (doch fehlt in dem aus P. D. angezogenen citat wider die erwähnung der liebe, die die frauen zum grabe trieb, während sie in Erdmanns Bedacitat erscheint); 39—40; 6, 11—14; 20, 23—24. wenn nun daneben nur alle übrigen quellencitate sich ebenfalls bei P. D. vorfänden, so wäre es mit evidenz erwiesen, was L. will, dass an stelle der evangeliencommentare von Hraban, Beda, Alcuin und der vereinzelten citate aus anderen kirchlichen autoren als hauptquelle der Homiliarius anzunehmen sei. dieser beweis ist aber meiner meinung nach nicht erbracht. denn nicht allein für den weitaus grösten teil des 4 buches von Otfrid lässt uns der Homiliarius ganz im stich, was ja auch L. bekennen muss, aber in seiner bedeutung abzuschwächen sucht, sondern auch in allen capiteln, für die L. vollgiltige citate aus dem Homiliarius beibringt, sind dieselben entweder aus Hraban, Beda, Alcuin usw. ebenfalls erwiesen, teils wörtlich, teils dem inhalte nach, zuweilen sogar dem wortlaut bei Otfrid besser entsprechend, oder es sind daneben noch andere übereinstimmungen mit jenen commentatoren vorhanden, die so evident sind, dass dadurch die annahme des Homiliarius als hauptquelle schwer erschüttert wird. ich glaube, dass L. selbst, wenn

[1] [das ist ein irrtum Loecks, dem gegenüber auf Cruel Gesch. d. d. pred. im ma. s. 47 f verwiesen sei: die sammlung wird in der encyclica von 782 ausdrücklich als ein lectionar für das officium nocturnale eingeführt und hat in Deutschland nie die rolle einer 'mustersammlung von predigten' gespielt, wie Loeck sich vorstellt. Sch.]

er genauer die vorhandenen quellennachweise zusammengestellt und abgewogen hätte, dieser übelstand nicht entgangen wäre.

Eine nicht geringe anzahl von stellen zeigt also genauere übereinstimmung des Otfridischen textes mit den bisherigen quellencitaten als mit denen L.s aus dem Homiliarius. nur wenige zähle ich hier auf; eine ausführlichere besprechung muss ich mir des raumes wegen versagen. in parenthese füge ich zu jeder stelle den quellenautor hinzu: I 4, 85—86 (Beda); 6, 2 (Beda); 8, 6 (Hrab.); 17, 67—72 (Beda). II 3, 59—66 (Beda oder Hrab.); 17, 3 (Hrab.); 21, 5—6 (Hrab.). III 6, 36 (Hymn. de epiph. dom. und Sedul. c. p. III 257; vgl. meine abhandlung Germ. 32, 385 ff); 16, 33—48 (Alc.); 20, 139—142 (Beda und Alc.); 21, 7 ff (Sedul., Beda, Alc.); 23, 15—18 (Alc.). IV 3, 13—16 (Beda und Alc.); 5 (Hrab. s. u.); 11, 18 (Sedul.).

Weit zahlreicher aber sind die stellen, wo innerhalb desselben capitels die citate aus dem Homiliarius im wortlaut bezw. inhalt mit den bisher erschlossenen quellen übereinstimmen, daneben aber nicht zu unterschätzende quellennachweise beigebracht sind, für die sich im Homiliarius entsprechendes nicht findet. ich citiere diejenigen stellen, an denen, die benutzung des Homiliarius vorausgesetzt, noch annahme anderer quellen nötig bleibt, wobei zugleich einige ungenauigkeiten in L.s angabe corrigiert werden sollen. I 5, 52 (Beda); 17, 9—13 (Alc. und Hrab.); 51 (Hrab.); 22, 13 ff (Beda); 59 f (Beda); 28, 1 ff (Beda). II 2, 24—26 (Beda); 3, 38 (Beda); 4, 43 f und 61 ff (Hrab.). für das letztere capitel erwähnt L. selbst, dass Kelles, Pipers und Erdmanns quellencitate in der betr. homilie bei P. D. fehlen. für II 5 ist L.s angabe insofern unrichtig, als Erdmann den Beda citiert, der in der reihenfolge der drei versuchungen mit Otfrid übereinstimmt; Hraban aber zählt zwar auf: *gula et avaritia et vana gloria*, jedoch die sich anschliefsende erklärung hält an der reihenfolge *g.*, *v. gl.*, *a.* fest, sodass dadurch die bemerkung L.s, wenn anders ich den unklaren ausdruck 'während Hraban in dieser reihenfolge von Otfrid abweicht' richtig verstehe, hinfällig wird. für II 7 ist die von Erdmann nachgewiesene übereinstimmung von v. 1 mit dem anfang des 2 buches von Hrabans Matthäuscommentar wichtig. II 8 will L. neben der homilie I 53 noch eine zweite I 49 als quelle für v. 23—26 heranziehen; aber abgesehen davon, dass es mislich ist, zwei verschiedene homilien als quellen für éin capitel anzunehmen, bildet Pipers und Erdmanns stelle aus Alcuin eine viel bessere parallele. zu II 11 gibt L. die bibelworte: *in illo tempore prope erat pascha Judaeorum* als überschrift für Hom. I 74 an; sie stehn aber über I 98. für v. 41 f ist die stelle aus Beda, die Erdmann anführt, wider bezeichnender. für II 12 hat Erdmann auch parallelen aus Beda citiert, die L. übergeht. für II 16, 1—2 muss er selbst eingestehn, dass das citat aus Hraban sich nicht in der angeführten

homilie finde. dass II 19 die randbemerkung *odies inimicum tuum* sich ebenso in Hom. I 69 findet, beweist nichts, da eine reihe von Itala- und Vulgatatexten dieselbe lesart haben; dass im selben capitel zu 9 ff von Piper und Erdmann eine stelle aus Hraban beigebracht wird, verschweigt L., desgleichen zu II 21, 33 f die erklärung des *panis quotidianus* nach Hraban. ferner gehören hierher II 22 mit der stelle aus Hraban zu v. 25; 23, 23—30 (Hrab.); 24, 7 ff (Hrab.); III 1, 1 f (Hrab.); III 7 (Alc.); 13 (Hrab.). die zu III 4 gegebene bemerkung über die bibellesart ist hinfällig, weil in derselben homilie auch das *grabatum* der Vulgata gebraucht ist neben *lectus* und *lectulus*. für III 14 muss L. eine gleiche contamination aus zwei homilien annehmen wie für II 8; ebenso für III 21. sehr übel sieht es in Otfrids 4 buche mit dem Homiliarius als quelle aus, was schon berührt wurde; fast für alle capitel vom 2 bis zum 37 sind längst, wenn auch zum teil kurze, so doch sichere parallelen von den herausgebern beigebracht, während die entsprechungen aus dem Homiliarius ganz unbedeutend sind, sodass ich von einer aufzählung abstehe. für v 7 sind mehrere parallelen aus Alcuin und Hraban nachgewiesen, was L. übergeht. zu v 8 citiert Erdmann auch Gregor, desgleichen zu v 12 (und fügt hinzu: 'das folgende auch Alcuin'), v 14 den Gregor und nicht Alcuin (in parenthese: 'danach Alc. zu J. 21'); v 17 ist zu bemerken, dass Piper auf Beda verweist.

Wenn nun für so viele stellen der Homiliarius des Paulus Diaconus nicht als quelle gelten kann und fast überall da, wo L. ihn als quelle angibt, die bisher erwiesenen autoren dasselbe oder gar besser entsprechendes bieten (manches von dem, was L. als parallele anführt, ist als zu unsicher ganz zu streichen), so kann man den beweis auch umkehren und behaupten: in erster linie gelten die bisher nachgewiesenen quellen als sicher, und das wenige, was in dem Homiliarius eine genauere parallele findet, muss als 'unwillkürliche erinnerung' angesehn werden. dabei wäre die zahl dieser 'unwillkürlichen erinnerungen' eine viel kleinere, als bei L.s umgekehrter annahme. selbst wenn der Homiliarius des Paulus Diaconus 'dem dichter in fleisch und blut übergegangen' war, was doch erst weniger anfechtbar bewiesen werden müste, selbst dann wäre die art der benutzung eine recht complicierte gewesen, wenn sie sich so verhielte, wie L. beweisen will. schon oben wurden einige capitel des evangelienbuches erwähnt, für die L. zwei verschiedene homilien heranzieht; das gewagteste enthalten die nachweise zu IV 5: vier verschiedene homilien sollen von Otfrid für dieses capitel benutzt sein. aber — glücklicherweise — die übereinstimmungen erweisen sich durchaus nicht als zweifellos. für IV 5, 5—18 gibt L. eine stelle aus Hom. I 1 als quelle an, für 19—23 aus Hom. I 95 (bis), für 23—34 wider aus Hom. I 1, für 35—40 aus Hom. I 113, desgleichen für 41—45, 53—56, 61—64 und auf

s. 42 noch für 61—66 aus Hrab. Hom. de die palmarum. die erste stelle ist wörtlich aus Chrysostomus auch von Hraban in seinen Matthäuscommentar aufgenommen; daneben aber enthält Hrabans commentar zu derselben stelle noch ein citat aus Venantius, das bei Otfrid in v. 13 f nachklingt: *populum nationum perfidiae vinculis irretitum. funiculis enim peccatorum suorum unusquisque constrictus erat.* derselbe Hraban bringt im commentar zu demselben capitel auch die quelle zu v. 19—23; er citiert nämlich nach Hieronymus: *in monte Oliveti — id est in ipso domino, qui nos unctione spiritalium charismatum et scientiae pietatisque luce refovet. — idem mons Oliveti, id est summus spiritalium distributor gratiarum.* eben derselbe gibt auch für v. 23—34 die richtige quelle, denn die worte: *quibus nisi anima instructa fuerit et ornata, sessorem habere dominum non meretur* entsprechen besser Otfrids worten v. 31 ff als das citat aus der homilie des Chrysostomus bei L., trotzdem er auf s. 28 mit bestimmtheit behauptet, dass der satz sich allein bei Chrysostomus finde. auch das citat aus Hom. I 113 zu Otfr. v. 35—40 ist weniger zutreffend als die von Piper und Erdmann bereits citierte stelle desselben commentars. es kommt hinzu, was, soweit ich sehe, noch nicht bemerkt worden ist, dass wir den gedanken von v. 36 f bei Hraban zu Mt. 21, 8 widerfinden: *ad supernae moenia civitatis, quo Jesus ducit.* auf die nächste stelle v. 41—46 legt nun L. ein grofses gewicht, und in der tat ist die übereinstimmung von Otfr.s worten *iro selono gifang* mit *animarum tegumenta* recht auffallend. aber wir dürfen auch widerum nicht übersehn, dass daneben v. 42 und 46 ein gedanke auftaucht, der nur bei Hraban angedeutet ist: *simplicioribus dei famulis viam suo sanguine parant, ut videlicet inoffenso gressu mentis — incedant.* die worte Hrabans: *sancti martyres propriae se carnis amictu exuentes* stehn zudem Otfr.s worten auch nicht allzu fern. selbst wenn man jedoch an der homilie hier festhält, ist man bei einer so vereinzelten übereinstimmung innerhalb eines capitels, das sonst evident auf eine andere quelle zurückweist, gewis berechtigt, entweder eigene unabhängige verdeutlichung des Hrabanischen ausdruckes oder 'unwillkürliche erinnerung' anzunehmen. für die nächste stelle v. 53—56 sind nun die *patrum praecedentium exempla* aus dem citat bei L. gar nicht zu brauchen, sondern allein das auch von Piper und Erdmann gegebene citat aus Hraban. für den schluss endlich ist weder das von L. auf s. 27 noch das auf s. 42 gegebene citat eine geeignete parallele, sondern wider nur die von den herausgebern beigebrachte stelle aus Hraban, insofern die nachfolgenden in dem zuge bei Otfr. auf uns gedeutet werden.

So ist in diesem capitel aus äufseren und inneren gründen die directe benutzung des Homiliarius unwahrscheinlich, und wir sind hier, wo Otfr. dem Matthäusevangelium folgt, in erster linie auf Hrabans commentar verwiesen. nun aber vergegen-

wärtige man sich noch den springenden weg, den Otfr. genommen haben müste, wenn er würklich den in seinem ersten teile nach den sonn- und festtagen in der reihenfolge des kirchenjahres, in seinem zweiten teile nach heiligen geordneten Homiliarius in der weise benutzt hätte, wie L. meint. ich will nur für das erste buch Otfr.s die betreffenden homilien ohne rücksicht auf die beweiskraft der parallelen hersetzen: I 92. II 19 (II 14). I 7 (I 9). II 43 (I 9). I 17. II 22. I 18. II 22 (I 18). I 20. I 42. I 48. I 52. I 11. I 51 (die zahlen in parenthese bedeuten die für dasselbe capitel angenommene benutzung einer zweiten homilie).

Dass schliefslich Otfr. im 4 buche deshalb nur kurze commentierende zusätze in die fortlaufende erzählung eingefügt haben soll, weil ihn da der Homiliarius im stiche liefs, scheint mir doch ein ungerechtfertigtes testimonium paupertatis zu sein, das man dem dichter ausstellt: der grund kann auch in etwas anderem liegen; doch das würde zu weit führen. auch dass Otfr. der grösten anzahl der capitel des 4 buches als überschrift eine den inhalt des ganzen capitels zusammenfassende angabe voransetzte statt der anfangsworte des behandelten evangelischen textes, kann unmöglich aus derselben veranlassung fliefsen; sollte denn Otfr. keinen bibeltext zur hand gehabt haben?!

Aus den angeführten gründen kann ich mich nicht überzeugen, dass der Homiliarius des Paulus Diaconus die hauptquelle, das von Lachmann vermutete umfassendere und kürzere werk sei. mir scheint es immer noch natürlicher, einen fortlaufenden commentar zu den einzelnen evangelisten als quelle anzunehmen und die gruppierung des stoffes dem dichter als geistiges eigentum zuzusprechen. sehr zu bedauern ist es, dass die commentare Hrabans zu den anderen drei evangelisten nicht erhalten sind; vielleicht würde durch sie Beda und Alcuin überflüssig. es wird aber bei dem compilatorischen character der bibelcommentare und theologischen schriften dieses zeitalters immer seine schwierigkeiten haben, mit bestimmtheit eine einzelne quelle nachzuweisen, ja es ist überhaupt fraglich, ob es zutreffend ist, wenn wir durchaus darauf ausgehn, éin werk als hauptquelle für den dichter ausfindig zu machen. das positive ergebnis der vorliegenden schrift sind einige weitere parallelen zu Otfrid, die ein neues zeugnis von der umfassenden belesenheit und theologischen ausbildung Otfrids geben[1].

[1] von druckfehlern sind mir aufser den auf der letzten seite berichtigten noch einige aufgefallen. auf s. 8 ist I 6, 2 *minnu* zu lesen, s. 11 z. 9 v. u. II 1 statt II 3, s. 17 z. 18 v. u. *ille* statt *illi*, z. 9 v. u. Erdmann, s. 24 z. 10 v. o. *santun*, s. 29 z. 20 v. o. fehlt bei dem Otfridcitate die angabe der verszahl 21 — 22. ein neckischer zufall hat sogar in die berichtigungen neue fehler hineingebracht: z. 6 v. u. ist aus der 11 das zeichen „ zu machen; die beiden anderen fehler von s. 26 sind nicht ganz correct angegeben, aber von jedem leser leicht selbst zu verbessern.

Königsberg i. Pr., november 1890. K. MAROLD.



Die entwickelung der deutschen Oswaldlegende von Siegmar Schultze. diss. Halle a. S., RNietschmann. 1888. 60 ss. 8°.

Tritt man an eine sage heran, die mit einem historischen namen verknüpft ist, so ist es der naturgemäfse weg, vorerst zu untersuchen, inwieweit ihr inhalt mit dem sich deckt, was geschichtliche oder geschichtlich sein wollende quellen von der betr. historischen person erzählen. diese vergleichung wurde für die Oswaldsage in genügender weise von Berger Beitr. 11, 377 ff vorgenommen; was Schultze dagegen vorbringt (s. 35 ff), scheint mir auf vorgefasster meinung zu beruhen. hingegen polemisiert er mit recht gegen die annahme damit zusammenhängender keltischer einflüsse. die wasserkufe zur bewahrung der keuschheit ist wol dem würklichen leben asketischer zeit entnommen und auch sonst in der litteratur bekannt durch jene erzählung von dem praepositus von Aquileia, die von der französischen bearbeitung der pseudo-hieronymianischen schrift Vitas patrum ausgehend ihre verbreitung gefunden hat. nach derselben erzählt sie das Livre du chevalier de la Tour Landry cap. 25; englische übersetzung aus der zeit Heinrichs vi in den Publications of the Early English text society nr 33. 1868. cap. 34; Legrand Contes devots in Méons Nouveau recueil de fabliaux 2, 187; nach dem letzteren Wieland Die wasserkufe. etwas abweichend die von RKöhler Jahrb. für roman. und engl. litter. 11, 231 ff mitgeteilte erzählung; seiner freundlichen mitteilung verdanke ich auch gröstenteils die oben angeführten nachrichten. ebenso ist der einsiedler auf der klippe nichts specifisch keltisches. ein solcher ist aufser dem h. Gregorius noch der h. Martinianus und Mordrain im Grand S. Graal. übrigens scheint auch mir wie Sch. der fischer in dessen gruppe ii ursprünglicher, der name *Ise* freilich erst späte entlehnung aus dem Orendel. nur mittelbar geht auf keltischen einfluss zurück die vision, in der sich dem heidenkönig lohn und strafe nach dem tode offenbart. ähnlichkeit mit keltischer sage zeigt der wunsch der zum leben erweckten und getauften heiden sofort wider zu sterben (Zs. 33, 137. Imram Brenaind nr 5; AASS xvii. Mart. 557).

Hat man so diese historischen und pseudo-historischen züge zusammengestellt, und es bleibt noch ein unerklärter rest übrig, so sucht man dann unter den bekannten sagen eine, die alle diese oder einen möglichst grofsen teil dieser unerklärten züge ebenfalls enthält, und man wird ziemlich sicher sein die quelle gefunden zu haben, wenn man noch den anlass aufzeigt, durch welchen diese beiden sagen vereinigt wurden, etwas gemeinsames, das sie bereits ursprünglich hatten, sodass sie einem ungeübten gedächtnis und einer ungezügelten phantasie in eins verschwimmen konnten. erst wenn dies nicht gelingt, wird man die einzelnen züge da und dort nachzuweisen bestrebt sein, wobei man immer die möglichkeit offen lassen wird, dass gröfsere sagenkenntnis

irgend einmal eine sage, welche einen gröfsern complex von zügen enthält, als quelle ergeben könnte.

Nichts dergleichen bieten uns jene gelehrten, zu denen sich jüngstens der verf. der vorliegenden diss., kaum neue gründe vorbringend, gesellt hat, die als jene zweite quelle unserer sage einen Wodanmythus ansehn. sie speisen uns mit sogenannten anknüpfungspuncten ab und mit was für anknüpfungspuncten! dass der held unserer geschichte Oswald heifst, und Wodan allenfalls in norddeutschen gegenden so heifsen könnte. dass der gegner dieses Oswald, der dennoch Wodan vorstellen soll, in einer späten quelle Gaudon heifst, was sich nur dann als umformung von Wodan rechtfertigen liefse, wenn man eine romanische quelle annähme, was aber in wahrheit ein in altfrz. gedichten beliebter name für heidenkönige ist; vgl. Heinzel WSB 119, III 88. dass Oswald einen raben hat und Wodan zwei — ich erlaube mir zur weiteren mythologischen behandlung die heiligen Guilielmus Firmatus, Benedictus, Meinrad, Paulus Eremita und Vincentius zu empfehlen, in deren legenden gleichfalls raben vorkommen und die mit raben bildlich dargestellt werden; auch die wölfe der hh. Bernhard v. Tironio, Marcus Eremita, Guilielmus a Monte Virgine, Poppo, Vedastus, Veit und Simpertus sind gut zu verwenden, die h. Radegundis hat sogar deren zwei. ein rabe als bote erscheint schon in der arche Noae, vögel als liebesboten sind nicht nur dem deutschen volkslied eigen (Uhland Schriften III 109 ff. 171). der schwalbe bedient sich schon der alte Anakreon, die taube wird von der kirchlichen legende bevorzugt, und die gänse in Nâl und Damajanti haben sogar goldene flügel wie unser rabe. der h. Oswald nimmt in bairischen feldculten die stelle des alten gottes ein, aber dass functionen alter götter auf heilige übertragen wurden, wissen wir ja auch sonst, mag hier auch dadurch motiviert erscheinen, dass das zeitalter von Osw.s regierung als ein besonders fruchtbares geschildert wurde. auch der h. Medardus gilt in der Normandie für den patron der fruchtbarkeit und besonders der weinberge. an den 'Asenwalter' zu denken sollte schon die lautlehre verbieten, da das wort im bairischen doch nur Answalt, nicht Oswalt lauten könnte. auch die Hildensage hat nicht mehr ansprüche als jene zweite quelle zu gelten als der Wodanmythus. die entführung durch list erscheint unendlich oft, zb. im Rother; die erweckung der toten hat bei einem heiligen nichts merkwürdiges; die fortsetzung des kampfes nach der widererweckung ist eine erweiterung, die sich erst in einer späten quelle findet; die beschattung durch adler ist jedesfalls altertümlicher als die durch pfauen.

Die für unsere sage anzusetzende zweite quelle scheint mir also nicht gefunden. man gestatte mir, hier auf meinen aufsatz 'Salomosagen in Deutschland' Zs. 35, 177 ff zu verweisen.

Was gruppierung und alter der poetischen und prosaischen

fassungen anbelangt, so hat sich Sch. ganz an den erwähnten aufsatz Bergers angeschlossen. die frage nach dem alter der gedichte lässt sich nicht abgesondert von der nach dem alter des Orendel und des Salman beantworten. alle diese gedichte (nicht nur ihre hss.) stammen, sowie sie überliefert sind, aus dem 14 jh. gedichte früherer zeit, etwa des 12 jhs., mögen zu grunde liegen, nachgewiesen ist es nicht, reconstruierbar sind sie auf keinen fall. die ähnlichkeit mit dem könig Rother ist grofs, aber die ähnlichkeit mit den späteren spielmannsgedichten in composition und phraseologie ist nicht minder überraschend: vgl. zb. Vogts anm. zu Salman 16 und 23, und so lässt sich vieles anführen[1]. die

[1] der heide im Oswald hat besondere ähnlichkeit mit dem Machorel im Otnit. Orendel als pilger zu ross ähnelt sehr dem Loher in der gleichen situation (Loher und Maller erneuert von Simrock s. 99), meister Ise dem mönch Ilsan, Bride mehr den streitbaren frauen der französischen epopöe wie Guiborc als einer deutschen walküre, der pförtner Achilles dem Gramabet im Wolfdietrich und dem grafen Adan im Wigalois, der kampf Orendels mit Mentwin dem Heimes mit Aspilian, Thidreksaga cap. 430 ff. nur dem wunsche, nach dem beispiele der französischen moniages die komische figur des mönch gewordenen ritters einzuführen, scheint mir der umstand zuzuschreiben, dass speciell im erwähnten gedicht der rock aller tradition (I Mos. 49. Jesaias 63, 2) und allen würklichen tatsachen (Gildemeister und Sybel, Der h. rock s. 5. 6) entgegen grau genannt wird. dass in der Pilatussage, späte märchen aufser acht gelassen, der rock keinen zorn gegen den träger desselben aufkommen lässt, ist doch etwas ganz anderes, als dass er gegen wunden schützt. dieses motiv finden wir in einem französischen Alexanderroman: *C'était une chemise sans couture ni reprise; elle avait été faite sur les bords de la Tamise et portée par mer en Frise au roi Philippe. Celui qui la porte est protégé contre les blessures et sa chair ne sera point enflammée des ardeurs de la luxure* (PMeyer Alexandre le grand dans la litt. du moyen âge I 19. 248). meister Ise, der *rîche vischer*, zeigt auch ähnlichkeit mit Amfortas, dem *riche pecheor*, worauf mich Heinzel aufmerksam macht. der name von Oswalds vater Sêwart findet sich im Biterolf, Merzian (Berziân? Salman 559. 570) im Biterolf und Wolfdietrich, der name von Salmes vater Cyprian im Kuperan des Siegfriedliedes. die mishandlung des kämmerers in unsern gedichten hat ein analogon nicht nur im Rother: vgl. Martin QF 65, s. 70; Zs. f. d. phil. 23,498. über spielleute und pilger vgl. Jänickes einleitung zum Deutschen heldenbuch IV s. XLVI ff. wenn man mit alle dem — es liefse sich noch manches anführen — etwa die ähnlichkeiten jener spielmannsgedichte mit dem herzog Ernst vergleicht, findet man erstaunlich wenig. benutzung des Rother soll nicht geläugnet werden. aber sie beweist ebenso wenig als die benutzung des Rolandsliedes, die wir für den Orendel wenigstens nachweisen können. denn Pelian 1889 ff ist kein anderer als Paligan. wie dieser zwei halsberge, so hat jener drei brünnen an, dem gegner kommt hier wie dort im entscheidenden momente himmlische ermutigung. an derselben stelle finden wir nun wörtliche übereinstimmung *dô sach er ûf der heiden manige baniere sweiben, bêde grüene und ouch rôt* Or. 1944 ff = *do sâhen si von den haiden manegen vanen waiben grüne unt waitîn* Rol. 278, 19; etwa auch Or. 1999 ff und Rol. 288, 19 ff. nicht anders zieht sich eine uncontrolierbare kette von übereinstimmungen von *Sigelot . . . den anpetten die haiden für ain got* Rol. 198, 21 über den *Imelot... her wolde selve wesen got* Rother 2576 zum *Nibelôt .... selbe wolde er got sîn* Biterolf 299. den Paligân finden wir noch einmal als Beliân im Orendel, Salman, Wolfdietrich, Wittich vom Jordan, den Marsilies als Marsiliân, Mersiliân im

allitterationen, die Berger als beweis für das alter der Oswalddichtung verwertet, sind ganz belanglos: ich will mich verpflichten, verhältnismäfsig ebenso viele etwa aus dem Reinfrid von Braunschweig beizubringen. es wird ja niemandem der unterschied, der immerhin zwischen Wolfdietrich etwa und Oswald besteht, entgehn. viel macht dabei die äufsere form aus. auch ein französisches gedicht, unter sonst ganz gleichen umständen verfasst, wird eine bedeutende stilverschiedenheit zeigen, je nachdem es in tiraden oder in reimpaaren verfasst ist. dazu kommt dann der unterschied der gegend, aus der die gedichte herstammen. und endlich der unterschied des standes der verfasser: jene weltliche, diese geistliche fahrende.

Den einzigen sichern historischen anhaltspunct liefert uns Salman 728, 3, wo das 1218 gegründete castellum peregrinorum erwähnt wird — diese strophe wird aber als interpoliert angesehn. vielleicht steckt Athlit, der orientalische name dieses hauptsitzes der templer, auch in dem *Alzît* des Orendel 2637. will man das nicht zugeben, so bleibt uns nur ein terminus ad quem: später als 1350 ist wol die vorlage von Sch.s gruppe III des Oswald nicht gedichtet; denn Nicolaus von Basel (ed. KSchmidt s. 107) scheint sie zu kennen. was man an historischen anspielungen im Salman und Orendel hat finden wollen, halte ich für unsicher.

Orendel, Salman, Wolfdietrich. es läuft eben eine niemals abgerissene verbindung zwischen den ältesten liedern germanischer sänger und der jüngsten bänkelballade. wer wollte auf die übereinstimmung zwischen dem Orendel 281 *zwölf smide sâzen .... daz silber si dô würkten* und dem ags. zaubersegen (Grein-Wülcker I 318) *syx smiđas sætan, wälspera worhtan* irgend etwas bauen?

Baden bei Wien, juli 1890. S. SINGER.

Eine deutsche colonie zu Treviso im späteren mittelalter. mit einem excurs: Freidanks grabmal. von HENRY SIMONSFELD. (Abhandlungen der königl. bair. acad. der wissensch. cl. 3, bd. 19, abt. 3 s. 543—638.) München, verlag der königl. acad. (GFranz) 1890. 96 ss. 4°. — 2,80 m.

Aus einer handschrift des germanischen nationalmuseums zu Nürnberg gibt S. das lateinisch und deutsch abgefasste statut sowie das mitgliederverzeichnis einer deutschen bruderschaft oder 'schola' (mutatis mutandis wol am ehesten mit gewissen tendenzen unserer freimaurerbünde im vorigen jahrhundert zu vergleichen) heraus, welche, höchstwahrscheinlich 1439—40 gegründet, bis ins 17 jh. hinein in Treviso bestanden hat; den schluss bilden eine reihe auf die bruderschaft bezüglicher urkunden. voran geht eine ausführliche untersuchung, welche, mit einem

überblick über die geschichte Trevisos beginnend, die anderweitigen nachrichten über dort ansässige Deutsche zusammenstellt und die aus dem statut und dem mitgliederverzeichnis sich ergebenden resultate über zweck, tendenz und einrichtung der vereinigung, ihre communale stellung, herkunft und gewerbe der mitglieder verzeichnet. das mitgliederverzeichnis, das 456 namen aufweist (darunter 29 frauen), nennt S. selbst s. 36 (578) einen culturhistorisch interessanten beleg für die 'stärke des geographischen verkehrs' selbst der kleineren deutschen orte unter sich und für den 'grofsen wandertrieb der Deutschen'. vertreten sind in dieser Trevisaner colonie alle gegenden Deutschlands, auch Niederdeutschland, Holland, Ungarn und Siebenbürgen: das hauptcontingent stellt jedoch der bairisch-österreichische und schwäbische stamm. offenbar bairisch-österreichischen character trägt auch die sprache des statuts, wie S. s. 23 (565) richtig hervorhebt.

Für den germanisten das meiste interesse hat der excurs 'Freidanks grabmal' s. 42—47 (584—589), der der frage nach der echtheit jener von Hartmann Schedel überlieferten, zuerst Zs. 1, 31 von WGrimm publicierten grabschrift des spruchdichters Freidank in Treviso, anknüpfend an einen im mitgliederverzeichnis erscheinenden bruder Lamprecht Freidank von Petrazgabem (das schwerlich mit S. s. 46 (588) anm. 1 als Steingaden aufzufassen ist), von neuem nahe tritt. S. kommt zu dem resultat Grimms zurück, der bild und grabschrift ins 15 jh. setzt, lässt jedoch unentschieden, ob beides damals neu angebracht oder etwa nur bereits vorhandenes renoviert wurde. dass Schedel würklich gesehenes berichtet, wird allgemein zugestanden: die grabschrift findet sich sogar noch einmal in dem unmittelbar nach dem Trevisaner aufenthalt geschriebenen Orationale Schedels, dort mit der variante *albeg*, deren *b* für *w* durchaus zu der orthographie im statut der bruderschaft stimmt und daher entschieden den vorzug verdient. allerdings kann die frage, ob die grabschrift sich auf den dichter der Bescheidenheit bezieht und im 15 jh. nur erneuert wurde, auch jetzt noch nicht sicher gelöst werden. ich habe mich immer der ansicht zugeneigt, dass sie auf den alten Freidank bezug hat und in irgend einer älteren, vielleicht etwas abweichenden form schon im 13 jh. für diesen gestiftet wurde. dass ihre zweite zeile auf Freidank 176, 4 anspielt, hat WGrimm Über Freidank zweiter nachtrag 4 (Klein. schr. 4, 99 f) richtig erkannt (vgl. auch Behaghel zu En. 22), nur kann ich die anspielung nicht 'albern' finden. gedanklich und durch den dreifachen reim ist das epitaphium vollkommen in sich geschlossen und nicht, wie Sandvoss und Simonsfeld gewillt scheinen anzunehmen, fragmentarisch und noch der ergänzung durch eine vierte zeile und einen lateinischen spruch bedürftig. — endlich fördert S. die Freidankforschung noch durch den nachweis, dass das in Schedels besitz gewesene exemplar der lateinisch-deutschen 'rithmi'

Freidanks sich in der Münchener hof- und staatsbibliothek befindet: der text weicht von der von Joachim herausgegebenen Görlitzer hs. ab und verdient nähere beachtung.

Aus dem text des statuts, dessen sprache mancherlei interessantes dialectmaterial bietet, habe ich mir folgende worte notiert, die im mhd. wb. und bei Lexer fehlen: *behilfig behulfig* s. 50 (592). 54 (596). 63 (605); *vorweseryn* (lat. *advocata*) s. 50 (592); *beyspil* (im sinne von lat. *exemplum*) s. 58 (600). 67 (609); *vorvater* (lat. *praedecessor*) s. 65 (607); *wiczung* (lat. *discretio*) s. 69 (611); *laub* (= mhd. *urloup*) s. 70 (612); *schillen* (plur. zu *schilling*) s. 74 (616). 75 (617). — s. 58 (600) anm. 3 wird unnötig eine lücke vermutet; s. 59 (601) zeile 23 lese ich *tret* für *tiet* (druckfehler?), vgl. s. 56 (598) zeile 35.

Jena, 29 januar 1891. ALBERT LEITZMANN.

Marcus evangelion Mart. Luthers nach der septemberbibel mit den lesarten aller originalausgaben und proben aus den hochdeutschen nachdrucken des 16 jahrhunderts herausgegeben von dr ALEXANDER REIFFERSCHEID. Heilbronn, gebr. Henninger, 1889. XI und 124 ss. 8°. — 4,20 m.*

Der verf. will mit diesem buch dem academischen publicum ein hilfsmittel in die hand geben, welches im anschluss an die forderungen der neuen prüfungsordnung dem wissenschaftlichen studium der nhd. sprache auf den universitäten eine eingehendere berücksichtigung ermöglichen soll. dieses studium muss naturgemäfs von der sprache Luthers und seiner zeitgenossen ausgehn. und wenn auch zb. die von Braune herausgegebenen neudrucke diesen bestrebungen schon sehr entgegenkommen, so kann doch nicht geleugnet werden, dass gerade in der bibelübersetzung Luthers ein besonders wertvolles material vorliegt. denn an den verschiedensten orten und zu den verschiedensten zeiten gedruckt, gestattet die Lutherbibel in bequemer weise wie kaum ein anderes litteraturdenkmal nicht nur eine fortwährende vergleichung zwischen älterer und neuerer sprachstufe, sondern sie gewährt auch einen einblick in den kampf und den allmählichen ausgleich der verschiedenen dialecte, in denen die drucker sie nachdruckten, zur einheit der schriftsprache.

In gewissem grade bietet allerdings schon die bibelausgabe von Bindseil und Niemeyer (Halle 1845—1855) eine derartige übersicht, indem sie den text der ausgabe letzter hand vom jahre 1545 zu grunde legte und die abweichungen der früheren texte hinzufügte. aber obwol die herausgeber die ausgesprochene absicht hatten, auch dem philologen das nötige material zu geben, so sahen sie sich doch schliefslich genötigt, den formalen

* [vgl. DLZ 1890 nr 40 (KBurdach).]

varianten eine gleiche ausführlichkeit wie den sachlichen zu versagen. nur der apparat zum ersten buch Mosis bringt auch jene in gröfserem umfange. ein zweifellos sehr grofses material in dieser beziehung muss der handschriftliche nachlass GKFrommanns, des im jahre 1887 verstorbenen sprachlichen mitarbeiters für die herstellung der probebibel, bieten[1]; aber dieser schatz ist noch nicht gehoben. da nun auch die Bindseilsche ausgabe heute nicht mehr für jeden erreichbar ist, so ist R.s unternehmen völlig gerechtfertigt.

Was R. schon auf dem titelblatt bemerkt, dass er die 'lesarten aller originalausgaben' bringen werde, betont er nochmals in seiner einleitung s. IV. aber er erfüllt dieses versprechen nicht. sein 'verzeichnis der verglichenen originalausgaben' umfasst achtzehn nummern, bis auf den als G bezeichneten lauter Wittenberger drucke, die entweder von den Lotthers oder von Hans Lufft gedruckt sind. G enthält zwar auf dem titelblatt die angabe *Wittemberg, M.D.XXvij,* aber angaben dieser art genügen bei den drucken jener zeit für eine bestimmte localisierung bekanntlich nicht. und in der tat druckt der am ende angegebene Melchior Sachsse oder Sachs nicht in Wittenberg, sondern in Erfurt. Weller weist im Repertorium s. 472 und im [I] supplement s. 63 zusammen sieben drucke von Melchior Sachse in Erfurt nach, von denen drei ausdrücklich neben dem namen des druckers die ortsangabe Erfurt im impressum tragen. von diesen drei drucken setzt Weller den einen etwa in das jahr 1521, die beiden andern gehören dem jahr 1526 an. weitere erzeugnisse dieser druckerei, die gleichfalls den namen des druckers und druckortes nennen, sind zb.: '(Mart. Luther) Deutsche Messe . . . 1526', 'Mart. Luther Auslegũg der Euangelien . . . 1528', 'Mart. Luther Der Prophet Sacharja . . . 1528', 'Mart. Luther Auslegung der Zehen gebot . . . 1529', 'Phil. Melanchthon Ein kurtze Schrifft . . . Von rechter vergleichung vnd friedshandlung . . . (1541)', ein druck der fünf bücher Mosis in Luthers übersetzung 1544. die von R. benutzte ausgabe des neuen testaments ist 1527/28 gedruckt, gehört also zweifellos ebenfalls nach Erfurt. übrigens konnte R. dieses resultat bereits aus Bindseils ausführungen in dessen einleitung zum 6 teile der Bindseil-Niemeyerschen bibelausgabe entnehmen, auf die er in anderer beziehung gerade bei diesem druck ausdrücklich verweist. und wenn Bindseil würklich seine Erfurter ausgabe noch im siebenten teile der bibelausgabe zur vergleichung heranzog, weil er 'sie als stellvertreterin

[1] vgl. RvRaumer in der einleitung zu den Vorschlägen zur revision von dr Martin Luthers bibelübersetzung. 2 heft (Halle 1862) s. 8; ferner WVogt in den Mitteilungen des vereins für die geschichte der stadt Nürnberg. VII heft (Nürnb. 1888) s. 14 f, auch separat erschienen u. d. t. Dr Georg Karl Frommann. ein wort der erinnerung (Nürnb. 1888) und dazu die zusammenstellung von zeugnissen über Frommanns hergehörige sprachliche arbeiten in der Zs. f. d. ph. 20, 42 f.

der fehlenden Wittenberger ausgabe von 1527' betrachtete und die vergleichung schon deshalb für zulässig hielt, 'weil die orthographie der Erfurter ausgaben mit der der Wittenberger übereinstimmt' (B.-N. vi s. xiii), so durfte dies für R. noch lange kein grund sein, den Erfurter druck ohne weiteres als originaldruck zu betrachten und zu behandeln. von den übrigen siebzehn 'originalausgaben' R.s sind vierzehn einzelausgaben des neuen testaments, die drei übrigen nur bestandteile von ausgaben der ganzen bibel. die ersteren vierzehn identificiert R. durch hinweis auf die entsprechenden signaturen in Bindseils einleitung zum 6 teil seiner bibelausgabe. die von Bindseil aufserdem noch aufgeführten selbständigen originaldrucke des neuen testaments hat dieser bis auf einen (Bindseil e 17), von welchem gerade das impressum mit der angabe des druckers fehlte, selber nicht in händen gehabt, sondern nur auf bestimmende gründe hin als existierend angenommen; diese drucke sind daher von R. nicht mit aufgezählt. für die andern drei ausgaben, in denen das neue testament nur als teil der ganzen bibel auftritt, hat R. die identificierung mit den bei Bindseil angegebenen drucken nicht versucht, obgleich Bindseil sowol in der einleitung zum 1 teile als später genauer in der zum 7 teil eine ausführliche übersicht der ihm bekannten originaldrucke der ganzen bibel gegeben hat. darnach ist der von R. mit O bezeichnete druck gleich Bindseils F, R.s R gleich Bindseils K. R.s P stimmt im zweiten teil bis auf den punct hinter *Wittemberg* im schlussimpressum zu Bindseils G, die angaben über den ersten teil sind dagegen verschieden. dennoch hat auch schon Bindseil das jetzt von R. beschriebene exemplar im auge gehabt, da er in seinen ausführungen, teil vii s. xx, ausdrücklich auf zwei in der Stralsunder ratsbibliothek befindliche exemplare hinweist, deren existenz er dem catalog dieser bibliothek ('Alphabetisches verzeichnis der in der ratsbibliothek zu Stralsund befindlichen bücher. Stralsund 1829' s. 43) entnahm. in dem handexemplar von seinem 'Verzeichnis der original-ausgaben der Lutherischen übersetzung sowol der ganzen bibel, als auch gröfserer und kleinerer teile, Halle 1841', welches sich auf der königl. bibliothek zu Berlin befindet und eine grofse menge von verbessernden und ergänzenden zusätzen enthält, hat er ausdrücklich die auch von R. als A 10 gegebene signatur des Stralsunder exemplars als A 0 (= fol.) 10 angemerkt. aufser diesen drei drucken führt Bindseil aao. teil vii einleitung s. ii ff noch acht andere vollständige bibelausgaben an, von denen er nur eine (G *) nicht vollständig, von dieser jedoch gerade den zweiten teil mit dem neuen testament, in händen gehabt hat. diese acht ausgaben, sämmtlich von Lufft in Wittenberg gedruckt, haben aber dasselbe recht als originalausgaben betrachtet zu werden, wie die drei von R. sub OPR beschriebenen drucke. indessen war es auch ohne dem ganz und

gar nicht gerechtfertigt, dass R. sich auf diese in den jahren 1545—55 gemachten angaben Bindseils, und noch dazu nur für die selbständigen drucke des neuen testaments beschränkte; denn was Bindseil an originalausgaben der bibel in händen gehabt hat, ist bei weitem nicht alles vorhandene, wie dies die bibliographische einleitung zu der von PPietsch für die kritische gesammtausgabe von Luthers werken vorbereiteten ausgabe der bibel zeigen wird, in die der herausgeber freundlichst einen einblick gestattete. von einer berücksichtigung 'aller originalausgaben' durch R. kann also nicht entfernt die rede sein.

Über seinen abdruck bemerkt R. s. IV, derselbe folge 'aufs genauste der Septemberbibel, sodass selbst die zeilen einander genau entsprechen.' auch die initialen sind nachgebildet, sowie die zwei verschiedenen formen des *r*, die aus dem handschriftlichen gebrauch früherer zeit auch in die druckerzeugnisse übergegangen waren, in ihrem wechsel genau widergegeben. R. geht in seiner genauigkeit sogar soweit, dass er ganz offenbare druckversehen in seinem abdruck nachbildet, wie zb. s. 27, 36 — ich citiere im folgenden, wenn nicht anders angegeben, stets seitenzahl und capitelzeile nach R. — *hvtte* st. *hatte*, 25, 6 *ſ eyner* st. *ſeyner*, 85, 37 *mit yhnwerden* st. *mit yhn werden* uä.; die verbesserung derselben im nächsten druck nimmt er dann in den variantenapparat auf. R. ist sich bewust, dass er so die forderungen schärfster philologischer akribie erfüllt, aber er fordert damit eine gleiche akribie der kritik heraus. hierbei kann daher, um den gröfseren oder geringeren wert von R.s genauigkeit zu bestimmen, leider nicht umgangen werden, dem leser zu einem guten teil rein typographische fragen aufzutischen. abweichend von der vorlage sind nur gewisse siegel, die dem typenschatze der druckerei fehlten (s. IV), aufgelöst, der schräge interpunctionsstrich ist durch das komma ersetzt, randglossen, custoden, signaturen sind fortgelassen. im allgemeinen verdient die sorgfalt des herausgebers volle anerkennung. gröbere versehen kommen nicht vor. von kleinigkeiten erwähne ich etwa 7, 72 *ydermann* st. *yderman*, 29, 60 *vnd* st. *vnnd*, 5, 45 *tagloner* st. *tag loner*, 12, 8 *erſahe* st. *er ſahe*, das falsche *r*-zeichen 33, 28 *Horet*, 82, 60 *rhor* uö.

Eine gerade bei seiner genauigkeit auffällige principlosigkeit zeigt R. dagegen in dem druck der ligaturen, indem er entweder in dem Lottherschen druck der Septemberbibel — wenigstens für das auge — vorhandene ligaturen nicht als solche widergibt, oder aber bei Lotther getrennt stehende consonanten als ligatur druckt. zunächst ein wort über letzteren fall. Lotther druckt stets *c + h* getrennt, R. ausnahmslos *ch* als ligatur; genau so druckt Lotther stets *c + k*, R. jedoch besonders am anfang (vgl. 4, 19. 20. 21. 5, 48. 6, 65 usw.) *ck* als ligatur, und erst später, zuerst 12, 14, dann aber principiell von 18, 35 an *c + k*; ver-

einzeltes *ck* noch 59, 21. ferner ist *l* + *l* bei Lotther nie ligatur; hier ist R. ganz regellos, indem er es bald als ligatur bald getrennt druckt, häufig in unmittelbarster nähe; vgl. zb. für die ligatur 3, 16. 4, 29. 5, 39. 6, 58. 7, 75. 77 usw., für den getrennten druck 4, 24. 5, 35. 6, 50. 56. 65. 7, 75. 10, 45, dann wider 63, 86. 88. 71, 40. 79, 24 usw. für *t* + *z*, bei Lotther gleichfalls nie ligatur, druckt auch R. nur ganz vereinzelt (9, 23. 16, 11. 28, 46) die ligatur, sonst stets *t* + *z*. umgekehrt gibt R. die Lottherschen ligaturen, soweit dieselben für den neudruck zu gebote standen, nicht immer als solche wider. von dem vereinzelten fall 13, 18, wo R. *f* + *fl* st. *ff* + *l* hat, will ich absehen, obwol ein zweifel hier nicht obwalten kann, da R. sonst die ligaturen *ff* und *fl* gewahrt hat. inconsequenz tritt aber hervor bei der widergabe der Lottherschen ligatur *ſſ*, indem R. 17, 15 und 18, 37 *ſ* + *ſi* druckt st. *ſſ* + *i*, und weiter *ſ* + *ſ* + *z* (10, 32. 45. 11, 56. 15, 55) neben dem richtigen *ſſ* + *z* (3, 13. 4, 19. 22, 15. 25 usw.); auch die Lotthersche ligatur *ſt* findet sich bei R. sicher als *ſ* + *t* 3, 10 und 28, 41. unleugbar verleiht diese principlosigkeit für ein typographisch geschultes auge dem neudruck ein buntscheckiges aussehen, welches das original nicht bietet.

Für die controle der von R. gebotenen varianten habe ich mich im allgemeinen auf eine eingehende vergleichung der ersten sechs und des letzten capitels von A, der decemberausgabe vom jahre 1522, und B, der folioausgabe vom jahre 1524, beschränkt. R. vergleicht jede der von ihm benutzten originalausgaben in peinlichster weise, sodass selbst die druckfehler aufnahme finden, mit dem texte der zunächst vorhergehenden ausgabe, also A mit dem texte der septemberbibel — übrigens mit dem original, nicht mit seinem nachdruck —, B mit A, C mit B usw. diese methode hat zweifellos den nachteil, dass ein einmal durchgeschlüpftes versehen so lange für alle ausgaben bestehn bleibt, bis in einer endlich eine änderung eintritt. hierfür mögen wenige beispiele genügen. R. druckt in seinem text der septemberbibel — ich werde das original mit S bezeichnen — 7, 72 fälschlich *ydermann* st. *yderman*; da er nun den text von A nur mit dem original S vergleicht, und A ebenfalls *yderman* bietet, so fällt dieses versehen nicht auf; es bleibt weiter auch für B bestehen, welches ebenfalls *yderman* hat usf., bis endlich F die variante *Yderman* bietet, und damit der fehler aus den varianten beseitigt ist. nach R. also haben SABCC'DE *ydermann*; das ist aber nicht der fall. 23, 33 bietet R. das wort *Jeſus* genau nach S; aber schon A druckt *Jheſus*, und ebenso B. da nun R. die variante bei der vergleichung von A mit S übersehen hat, so bleibt die schreibung *Jeſus* nach R.s apparat für ABCC'D bestehn; erst in den varianten von E kommt zu 21, 10 die notiz '*Jeſum* so immer ohne h'. 19, 55 hat S *reych*; A ändert an dieser stelle

die wortstellung, was auch die varianten anmerken. hierbei aber druckt R. aus versehen *reich*, obwol auch A und B *reych* bieten; diese falsche schreibung bleibt nun unverbessert, bis F zu 17, 19 mit der würklichen schreibung *reich* den irrtum ausmerzt.

Eine vereinfachung in der variantenangabe führt R. dadurch herbei, dass, wenn eine bei der vergleichung eintretende abweichung ihm lediglich als druckversehen erscheint, er dieselbe zwar im apparat anmerkt, sie jedoch einklammert und im weiteren nicht als würkliche variante berücksichtigt. dieses verfahren ist völlig gerechtfertigt; es hätten dann aber auch fälle wie 25, 70 *verdolmetſch* B, 16, 3 *mnſte* G st. *muſt* F — S (H hat wider *muſt*) und 9, 20 *ſtebe* B st. *ſtand* AS (C hat *ſtehe*) ebenso behandelt werden können.

Eigenartig ist R.s verhalten gegenüber der abkürzung *dz* für *das*. da dieses siegel keine typographischen schwierigkeiten verursachte, so wurde es in dem abdruck beibehalten und nunmehr in den varianten gewissenhaft registriert, wann im nächsten druck dafür die volle schreibung *das* eintrat, zb. 17, 19 A, 24, 52(2) A, 30, 91 B; dagegen bleibt das umgekehrte unberücksichtigt, vgl. zb. 6, 56(1). 7, 81. 9, 22. 19, 57(2) uö., wo A statt des *das* des abdruckes stets *dz* hat. allerdings setzt B an allen diesen stellen wider *das* ein, aber wir bleiben über den inzwischen stattgehabten wechsel ununterrichtet.

Weiter führt R. in den varianten die unterschiede der ausgaben in der typographischen zusammenrückung oder trennung mehrteiliger wörter an, wie zb. 11, 51 *erdurch* A st. *er durch*; 9, 22 *hyn aus* A st. *hynaus*. an übersehungen habe ich in dieser beziehung nur bemerkt 17, 20 *widderferet* A st. *widder ſeret*, 31, 104 *vmbligende* A st. *vmb ligende*; umgekehrt beruht 8, 3 die var. *alsbald* B st. *als bald* auf versehen. aber R. geht noch einen schritt weiter, indem er auch solche fälle als trennungen notiert, wo im einen text der erste teil eines derartigen wortes am ende der einen zeile steht, ohne durch die strichelchen mit dem am anfang der nächsten zeile stehenden zweiten teile verbunden zu sein, während das betreffende wort in dem verglichenen druck zusammengerückt in einer zeile steht. so zb. — ich bezeichne, was R. unterlässt, das ende der zeile durch zwei senkrechte striche — 25, 68 *hyneyn* A st. *hyn* ‖ *eyn*, umgekehrt 24, 50 *auß* ‖ *gangen* A st. *außgangen* usw. abgesehen davon, dass R. seine beobachtungen auch in dieser beziehung nicht consequent durchführt[1], so sind diese varianten als solche unberechtigt; denn das fehlen der verbindungsstrichelchen ist in jenen drucken absolut kein beweis für die trennung; vgl. fälle

[1] es fehlen zb. 28, 50 *hynaus* A st. *hyn* ‖ *aus*, 27, 31 *auſſer* ‖ *ſtanden* A st. *auſſerſtanden*; vgl. auch die bei R. fehlenden 10, 32 *war* ‖ *umb* A st. *war*= ‖ *umb*, 27, 31 *auſſer*= ‖ *ſtanden* B st. *auſſer* ‖ *ſtanden*.

wie zb. 10, 30 *nachfol*• ‖ *geten* A neben *nachfol* ‖ *geten* S, 13, 18 *hiel*• ‖ *ten* A neben *hiel* ‖ *ten* S, umgekehrt 10, 39 *Jhe* ‖ *ſus* A neben *Jhe*• ‖ *ſus* S usw., fälle, die auch R. nicht als varianten betrachtet; und selbst abbrechungen wie 8, 84 *ru* ‖ *chtbar*, 9, 12 *geda* ‖ *chten*, 11, 48 *ſchleu* ‖ *ch*, 17, 17 *gley* ‖ *chniſſe* usw. sind in R.s abdruck so wenig als sonst in den drucken jener zeit irgendwie auffällig. ein pendant zu dem schon oben erwähnten druckversehen 85, 37 *yhnwerden* S, wofür in den varianten von A getreulich *yhn werden* registriert wird, hat R. übersehen; sonst hätte er für 14, 40 *yn gleychniſſen* die var. von A *yngleychniſſen* wenigstens in runden klammern gleich andern offenbaren druckversehen anführen müssen; vgl. für den vorliegenden fall besonders 19, 55 '*(erſp rach)*' D st. *er ſprach*.

An versehen in dem variantenapparat von A sind mir aufser den bereits angeführten noch folgende aufgefallen: zu 24, 65 l. *hyneyn* st. *hynein*; zu 26, 14 fehlt die var. *(vud)* st. *vnnd* (1); zu 6, 60 hat A deutlich *ſchwi* ‖ *ger*, was R. durch '*(ſchwi,ger)*' hätte widergeben müssen, st. *ſchwiger* S; zu 5, 35 l. *iſt* st. *ist*; zu 18, 44 ist *mit* st. *Mitt* als var. widerholt, trotzdem sie schon zu 17, 21 aufgeführt war; sie gehört nach R.s princip nur zu 18, 44, da sonst bei verschiedener schreibung eines wortes in demselben capitel von S eine zusammenfassung der gleichen varianten für verschiedene stellen nicht stattfindet; vgl. zb. cap. 6 die var. *brod* st. *brot* zu 26, 20. (30), 74. 77. 78 und nochmals besonders *brod* st. *brott* 30, 82. 84.

Aus der vergleichung von B und A haben sich mir für die verglichenen capitel folgende nachträge zu R. ergeben: 16, 14 streicht B das komma nach *frucht*; 29, 67 setzt B komma nach *yhn*; 23, 32 setzt B punct mit folgender majuskel auch nach *hat*; zu 16, 4 l. *auf* B st. *auff* (2); zu 29, 59 l. *meydlin* B st. *meydlyn* (1); zu 31, 98 l. *trat* B st. *tratt*; zu 83, 5 l. *Sabbather* B st. *ſabbather*; zu 5, 35 l. *iſt* st. *ist*, wie schon in den varianten von A; in der zeile 7, 77 würden nach den variantenangaben aus A und B in B zwei kommata nach *wiltu* stehn, es steht aber nur eins[1]. dasselbe recht wie das oben erwähnte '*(erſp rach)*' hat *ba ld* 7, 79 B st. *bald*; *hatmich* 24, 52 B st. *hat mich*.

Im anschluss an diese erörterungen sei noch ein wort pro domo gestattet. als beweis für seine behauptung auf s. IV, dass der abdruck 'aufs genauste' der Septemberbibel folge, führt R. in einer eigens hierzu gegebenen anm. aus, dass im Marcusevangelium an zwei stellen, in den wörtern *für* und *müglich*, sich ein *ü* statt eines *u* finde. dieses *ü* zeige sich auch sonst noch in S, und zwar zur bezeichnung des umlauts (7 beispiele

[1] das richtige resultat würde sich mit voller sicherheit ergeben, wenn die interpunctionsvariante von B zu dieser stelle gestrichen, *willtu du* A als reines druckversehen in klammern gesetzt und die lesart von B durch *willt du*] *wiltu* angezeigt würde.

ohne belege), im *eü* (3 beispiele ohne beleg), und aus versehen in wörtern wie '*haüs, Hierüſalem, thün* ua.' (ohne beleg). R. fügt hinzu, dass der von Scherer 1883 herausgegebene, auf mechanischem wege hergestellte neudruck der Septemberbibel diese puncte über dem *ü* nicht widergebe, und dass daher ich, der ich zu meiner diss. Die sprache Luthers in der Septemberbibel [I] (Halle 1887) nur den Schererschen neudruck benutzt habe, 'mit unrecht vom gänzlichen mangel eines umlautzeichens für *u* in der Septemberbibel' rede.

Hierzu erlaube ich mir folgendes zu bemerken:

1. es ist richtig, dass an den beiden von R. angeführten stellen des Marcusevangeliums sich eine *u*-type findet, die über den beiden grundstrichen je ein winzig kleines pünctchen aufweist. aber abgesehen von der hochgradigen seltenheit ihres vorkommens sind diese pünctchen im verhältnis zu den schönen kräftigen lettern, mit denen S gedruckt ist, viel zu minimal, als dass man sie für beabsichtigt halten könnte. man wird diese type vielmehr als ein mangelhaft geschnittenes *u* betrachten, wie sich das aus ähnlichen fällen in den wörtern *tuch* 10, 44, *grunet* 19, 50, *muheſtu* 24, 59 ergibt, die R. mit demselben rechte durch *ü* hätte widergeben müssen, weiterhin auch aus wörtern wie *Dauid* 63, 78, *zu* 78, 6 ua.

2. aber würklich den fall gesetzt, es läge hier eine besondere type vor, so könnte sie doch nicht als beweis für die umlautsbezeichnung angesehen werden, da sie, wie R. selbst s. IV angibt, auch in den wörtern *haus, Hieruſalem, thun* 'ua.' sich findet, wozu aus den von mir aufgeführten belegen zweiten ranges noch *tuch, Dauid, zu,* auch ein *auff* Ap.-gesch. 24 abs. 6 treten. entscheidend wird eine umlautsbezeichnung durch die tatsache ausgeschlossen, dass die officin Melchior Lotthers in Wittenberg, soweit mir deren Lutherdrucke bekannt sind, bis 1522 einschliefslich noch gar keine umlautszeichen anwendet; selbst die Decemberbibel v. j. 1522 zeigt sie noch nicht. erst 1523 fängt die genannte druckerei an, den umlaut zu bezeichnen, und zwar stets mit einem dem *o, u* übergesetzten, (heraldisch) nach links offenen, *c*-förmigen bogen, der als ersatz des von andern drucken gebrauchten *e* dient. da nun auch in späteren drucken dieser officin, soweit ich sie kenne, nie zwei puncte als umlautbezeichnung verwendung finden — R.s varianten geben allerdings *ͤo* und *ͤu* stets durch *ö, ü* wider, letzteres auch dann, wenn in dem gleichen druck *ͤu* und *ü* in bestimmter unterscheidung neben einander vorkommen, vgl. unten s. 52 —, so glaube ich, müssen wir sie auch für die Septemberbibel in dieser bedeutung als ausgeschlossen betrachten. auch KvBahder sagt in seinen Grundlagen des nhd. lautsystems (Strafsb. 1890) s. 57: 'der umlaut des *u, o* bleibt im n. t. von 1522 noch ganz unbezeichnet'.

3. soweit ich sehe, folgert R. lediglich aus dieser meiner éinen äufserung über die frage der umlautsbezeichnung in S, dass ich zu meiner damaligen arbeit nur den Schererschen nachdruck in händen gehabt habe. ich betrachte es als ein compliment, dass R. mir bei einer benutzung des originals das übersehen jener microscopischen pünctchen nicht zugetraut hätte; er selbst hat trotz aller seiner genauigkeit tatsächlich übersehen, dass jene type in ebenso klar ausgeprägter form, wie in seinen beiden beispielen, sich auch noch in dem worte *euch* 65, 25 findet. indessen muss ich gestehn, dass ich aufser dem neudruck würklich auch das original benutzt habe, was ich R. persönlich nachzuweisen gern bereit bin. aber wenn auch die technik der reproduction sich in den letzten jahren wesentlich vervollkommnet hat, so bin ich doch auch heute noch der meinung, dass jener neudruck der Septemberbibel, der in der reichsdruckerei hergestellt ist und durch dessen herausgabe die Grotesche verlagsbuchhandlung in Berlin sich ein grofses verdienst erworben hat, für sprachlich-wissenschaftliche arbeiten allen anforderungen genügt.

Weiter druckt R. auf s. 87—117 das erste capitel aus dem Marcusevangelium nach einer reihe von hd. nachdrucken aus den jahren 1522 — 1557 ab, und zwar in lateinischen statt der in den originalen angewendeten deutschen typen. von diesen abdrücken habe ich nr 1 und nr 9 mit den originalen verglichen. nr 1 ist abgedruckt aus einer ausgabe von Adam Petri, Basel 1522, welche, ohne titelblatt, auf der gräflich Stolbergischen bibliothek zu Wernigerode aufbewahrt wird. der abdruck ist bis auf eine principielle änderung R.s fehlerlos; diese aber ist nicht gerechtfertigt. Petri unterscheidet nämlich fast ausnahmslos *u* (mhd. *u, û)* und *ů* (mhd. *uo)*, sowie *ü* (mhd. *ü)* und *uͤ* (mhd. *üe)* — das *e* über dem *u* ist allerdings mehr nur ein *c*-förmiger offener bogen — zb. *ſun* 1. 20. 35, *funden* 63, *du* 43. 44 uo., *Jeſus* 16. 25 uö., *ſünde* 9, *erfüllet* 26, *über* 39. 75, *thür* 58, *fürbaß* 34, *eüch* 14. 15 uö., *teüffel* 59. 67, *bedreüwet* 72, neben *bůß* 7, *ſchůch* 14, *brůder* 30, *zů* 7. 42. 43 usw., *wuͤſte* 62, *wuͤſten* 4. 6 uö., *ruͤffende* 4, auch *ruͤmen* (corrigiam) 14. dass hier eine ganz bewuste unterscheidung vorliegt, lässt ein flüchtiger blick erkennen. aber R. gibt sowol *u* als *ů* durch *u*, sowol *ü* als *uͤ* durch *ü* wider und verwischt damit ein characteristisches merkmal der vorlage. wenn R. das nur ein paar mal vorkommende *oͤ* durch *ö* und *aͤ* durch *ä* widergibt, so mag das gelten; die vernachlässigung der oben angeführten unterschiede in der vorlage würde nicht einmal dadurch genügend entschuldigt werden, dass der druckerei die sondertypen gefehlt hätten; zum allerwenigsten aber hätte eine besondere notiz über diese dinge gemacht werden müssen, um nicht den leser des abdruckes irre zu führen. ähnlich verhält es sich mit nr 9, dem druck des n. t. von Friderich

Peypus, Nürnberg 1524. doch beschränkt sich die unterscheidung hier auf *ú* und *ů*, jenes in wörtern wie *fúnde* 9, *gúrttel* 11, *erfúllet* 27 ua., dieses in *růffende* 4, *wůſte* 62, *růret* 70 ua., aber auch in *zůſamen* 36, *zůſchaffen* 42, *zůuerderben* 43, *außzůbringen* 76; schwankungen zeigen *fúr* (praep.) 47 neben *fůr* 68. 74 und *fůrbaß* 34, *úber* 39 neben *ůber* 75, auch findet sich *thůr* 58, *Júdiſch* 8. auch hier liegt offenbar trotz der vereinzelten unsicherheiten eine beabsichtigte scheidung vor, über die R. sich wider, ohne ein wort zu sagen, hinwegsetzt, indem er *ú* und *ů* durch *ú* widergibt. im übrigen muss es in diesem abdruck heifsen *geſchriben* st. *geschriben* 2, und das komma nach *ſun* 20 gestrichen werden.

Zum schluss gibt R. auf s. 118—124 noch eine höchst dankenswerte zusammenstellung der abweichungen im wortschatz der vier evangelien, soweit diese bei einer vergleichung der September-, resp. der Decemberbibel mit den nachdrucken 1—12 sich ergaben.

Berlin, im august 1890. JOHANNES LUTHER.

Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche schriften. herausgegeben von KARL LACHMANN. dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte auflage, besorgt durch FRANZ MUNCKER. 1—6 band. Stuttgart, GJGöschensche verlagshandlung 1886—1890. gr. 8°. — jeder band 4,50 m.

Die weit über Lessing hinausreichenden verdienste der Lachmannschen ausgabe darzutun ist heute ebenso unnötig, als die schwächen seines nachfolgers Maltzahn, der zwar einiges nachgetragen, aber den neudruck ohne akribie, partienweise sogar mit arger unwissenheit in fremden sprachen und litteraturen besorgt hat, nochmals aufzudecken. die Hempelsche ausgabe brachte nach fünf wertlosen bänden, die sammt dem siebenten eingestampft und würdig ersetzt werden sollten, einen trefflichen sechsten, sank von dieser höhe zu Zimmermanns elender edition der Hamburgischen dramaturgie herab, gewann aber dank Schöne und Redlich vom achten an eine sichere haltung, die ihr trotz einigen gebrechen bis zum glorreichen abschluss durch die correspondenz verblieb. sie ist uns unentbehrlich, obwol ihre anordnung nicht eben bequem genannt werden kann und man Lessings orthographie vermisst; auch für den text ward hier neben der erläuterung manche emendation geschaffen. Maltzahn freilich hatte nicht wissen können, dass ein auch von Lachmanns kritischem auge übersehener *Oplet* in einen correcten *Optat* zu verwandeln sei, und wo der grofse philolog ein wenig ausgespannt (man sehe zb. die druckfehler der Theatralischen bibliothek) oder das

material an drucken und manuscripten ungenügend aufgeboten hatte, war in der zweiten ausgabe keine irgend zulängliche abhilfe zu finden. wir wollen sogleich erklären, dass Muncker mit treuer hingebung und einer sorgfalt, die er seinen Bremer beiträgern nicht im gleichen mafse vergönnt hat, in Lachmanns erbe getreten ist. er hat alle handschriften nachverglichen, neue funde eingetragen und mit einer sehr angewachsenen menge von drucken rechnen können. in letzterer hinsicht förderte ihn sein inzwischen ausgeschiedener kenntnisreicher verleger FWeibert. zum beweis, wie eifrig dieser mann in alten messcatalogen, officinen und bibliotheken gepirscht hat, führe ich stellen aus einem an mich gerichteten briefe vom jan. 1886 an: 'für mich ist in dieser beziehung nichts kleinlich und ich jage nach doppeldrucken, die sich oft nur durch commata unterscheiden, weil ich einen bis ins kleinste ganzen Lessing zu haben wünsche. wer wuste zb. bis jetzt, dass es von den fabeln 1759 drei drucke gibt? einen ersten correcten ohne carton, denselben mit carton, und einen zweiten incorrecten . . . doppeldrucke existieren von Jerusalems Aufsätzen 1776, Vom zwecke Jesu 1778, Ernst und Falk 1778 . . .' und so gab er mehrere seiten durch einen vorschmack dessen, was die Lachmann-Munckersche ausgabe an bibliographischem gewinn aufweisen sollte und weiterhin zu bringen hat.

Selbstverständlich ist Lachmanns anordnung gewahrt, die so weise das historische princip mit dem sachlichen verbindet, während bei Hempel das zusammenlegen in manchen fällen, besonders was die recensionen anlangt, zum zerreifsen aller chronologie geführt hat. die sparsamkeit des apparates ist dieselbe, aber wir würden nichtiges, wie die gewis nicht von Lessing selbst herrührenden varianten des Vademecum 1784, freudig hingeben für die zumeist ausgelassenen änderungen in den handschriften, denen sich die weimarische Goetheausgabe nur in den fällen der orthographie, welche die aussprache nicht berühren, und in den fällen der interpunction, die keine beziehung auf den sinn haben, verschliefst. es ist gewis ein gesunder grundsatz, all die alten druckfehler stillschweigend zu verbessern, ohne mit Goedekes Schillerausgabe den kehricht wertloser varianten, der ganz gleichgiltigen posthumen gar, ins haus zu fegen. aber bei solcher strenge gilt es doppelt vorsichtig sein, denn unsere kenntnis des sprachgebrauchs im 18 jh. liegt noch im argen, und leicht dünkt den ersten blick ein druckfehler, was Lessingsche eigentümlichkeit ist. wie viele nachlässigkeiten der aussprache, die *gilſt* und *hälst*, die *ungegründeste* und *unwißenſte* zb., giengen mit einer masse dialectischer formen und wendungen auch in seine feder über, wimmeln in den hss., behaupten sich in den drucken, manche von anfang bis zu ende, andere in den Lustspielen 1767, aber ohne consequenz, beseitigt. wir brauchen eine monographie über Lessings sprache; einige capitel hoffe ich in meinem hiesigen

kreise zu fördern. RKöhler machte mich einmal darauf aufmerksam, dass Lachmann in dem Meifsner fragment Über die mehrheit der welten (Schriften 2, 66) *zum Sternen* (als schwache singularform möglich, im zusammenhang plural) wortlos 'emendiert' habe *zun ſternen*, während man doch in Mitteldeutschland sogar wirtshausschilder wie Zum drei hirschen und ähnliches kenne. Lessing hat, so viel ich sehe, *zun* für *zu den* nie geschrieben. Lachmann ist schuldlos, seine vorlage Schr.[c] bot *zun*; aber auch Muncker druckt 5, 67 *zun* ohne fufsnote. es gibt bei Lessing noch ein beispiel, im Henzi (Schr.[a] 2, 159) *zum Kindern* — auch da setzen alle neueren herausgeber, Muncker 5, 102, mit Lachmann *zun* und unterschlagen uns eine seltsame sprachbeobachtung. — 1, 135 *Im Zipfel seines Kleides faſst:* Schr. 1, 101 *In Zipfel* natürlich nicht druckfehler, sondern syncopiert für *in den: in'n*, wie bei Goethe *in Thurn* usw. — 1, 138 *Prunk:* Schr.[b] 1, 109 *Prung* kann sehr wol, neben der schreibung *Brunk*, bei Lessing vorkommen, wie noch in der Emiliahs. 2, 387, 21. also waren beide varianten zu notieren. 1, 238 *Und ihr beglaubtes Nichts wohnt nur in den Gedanken:* Schr. 1, 240 *nun* nicht ohne weiteres als druckfehler zu verschweigen, während ganz sinnlose satzfehler, wie Schr. 1, 252 *auch Pindus Höh* statt *auf* keine verewigung fordern. aber 2, 40 *seins Aufenthalts*, 2, 81 *den Stricke* und *meinen Kinder* würde ich anmerken. Muncker 1, 128, 7 muss es dem metrum gemäfs *Stell dich*, nicht *Stelle dich* heifsen. — warum 1, 19 die noch dazu durch den reim *gelüſten* geforderte form *Küſten (armoire* in der französischen vorlage) dem apparat verloren gegangen ist, verstehe ich um so weniger, als bei Lessing *ü* für *i*, *eu* für *ei*, *ö* für *e* — aber auch das umgekehrte — ebenso massenhaft auftritt, wie seine, von ihm selbst eingestandene, sächsische unsicherheit in bezug auf media und tenuis. Muncker hat das treulich gewahrt, soweit meine reichlichen stichproben reichen; nur 5, 95 vermisse ich *erzüttern* (Schr.[a] 2, 139). formen, die Lessing durchweg, ja mit einem gewissen trotz gegen autoritäten wie Adelung, behauptete, *kömmſt, betauren*, dürfte man auch da einführen, wo uns nur KGLessings vielfach normierter text vorliegt. sinnstörende fehler, wie 1, 245 *Als alle Muſen euch im einzigen Homer* statt *ein einziger*, sind mir nicht wider aufgefallen. 1, 263 nur ist sehr mit unrecht der druckfehler *nach* für *noch* in den text statt in den apparat gewandert:

Der Alterthümer Schutt, wo in verlaßnen Trümmern,
Des Kenners Augen nach Geschmack und Schönheit schimmern.

eine verunglückte bereicherung, das Sinngedicht auf Se. preufsische majestät, hat Redlich, Vierteljahrschrift 2, 277, ausgejätet und als JDLeydingsches gewächs erwiesen. 1,50 fehlt zum stammbuchvers für Schröder der erste druck: Schink, Dichter-manuscripte, 1. sammlung (Wien 1781) s. 147 *'An Herrn Schröder'* mit angeschlossenen versen Schinks. wenn für den andern stamm-

buchvers *Kunst und Natur* ein nachdruck von 1780 citiert wird, warum nicht auch Berliner litteratur- und theaterzeitung 2, 178 (z. 4 *Denn*)? zum *armen Willebald* 1, 47 ist jetzt Dörings meldung an Göckingk (LGeiger, Frankfurter zeitung 20. 11. 1890) zu vergleichen. 1, 150 Orpheus ist von Bernays (siehe meinen Lessing 1, 331 f) als übertragung der ersten hälfte einer romanze des Quevedo erwiesen, und es scheint mir nicht ins gebiet der hier ausgeschlossenen sacherklärung hinüberzuschweifen, sondern zur aufgabe des kritischen editors zu gehören, dass in solchen fällen an der spitze des apparates die wörtlich übersetzte vorlage genannt werde; also für die Virginia die von Roethe VJS 2, 520 herangezogene tragödie Crisps, für die spanischen fragmente die originale, soweit sie bis jetzt ermittelt sind (vgl. nun auch PAlbrecht, Prospect zu Leszings plagiaten 18 f). auf die Kleinigkeiten und Sinngedichte erstreckt sich diese forderung natürlich nicht. ferner würde der textkritiker in seinen grenzen bleiben, wenn er Lessingsche abkürzungen in der note auflöste, also 1, 90 *H[artmann]*, 1, 41 *K[ant]* oder in der Theatralischen bibliothek, wo der dolmetsch selbst die abbreviatur noch nicht zu ergänzen wuste, *C[hassiron]*, denn jeder leser verlangt nach dem namen.

Zum ersten bande möchte ich hier, mit benutzung von hsl. notizen des historiographen Preufs, eine reihe compositionen Lessingscher Kleinigkeiten zusammenstellen. Friedrich Wilhelm Marpurg, Historisch-kritische beyträge zur aufnahme der musik, Berlin 1754. 1, 88 Scherzlied von herrn M. Lessing, CPEBach (*Ehret, brüder, meine schöne, Ehrt die märkische Helene*); 1, 272 Scherzlied *Voll, voll, voll*, Agricola (Muncker 1, 87, 128). das letztere trinklied ist auch von SWDehn, Orpheus v, componiert. — Marpurg, Neue lieder zum singen beym clavier. Berlin, verlegts Gottlieb August Lange 1756. s. 2 Die liebe (1, 89) *Ohne liebe*, Rackemann, kammermusicus in Berlin; s. 20 An eine kleine schöne (1, 68), Quanz; 1, 68 Die Türken, Marpurg (ebenda vier lieder Ossenfelders, drei von Marpurg, eines von Seyfarth gesetzt). — Berlinische oden und lieder, Leipzig Breitkopf 1756; s. 12 Die küsse (1, 62), CPEBach; s. 22 Die biene (1, 89), derselbe; s. 40 Das aufgehobene gebot (1, 65), Agricola; 2 (1759), 7 Der alte und der junge wein (1, 68), Graun; s. 30 Phyllis lobt den wein (1, 104), Marpurg. — Lieder mit melodien. Anspach, Posch 1758 nr 23 Der tod (1, 90); 26 Das aufgehobene gebot (1, 65), ohne nennung des oder der componisten. — Marpurg, Kritische briefe über die tonkunst, mit kleinen clavierstücken und singoden begleitet von einer musikalischen gesellschaft in Berlin. Berlin, Birnstiel 1760. s. 110 Das aufgehobene gebot (1, 65), Nichelmann; s. 134 Der neid (Die küsse 1, 86), derselbe; s. 278 Phyllis lobt den wein (1, 104), Z. — Ramlers und Krauses Lieder der Deutschen mit melodien übergehe ich, einstweilen auf Schüddekopfs listen verweisend. — des Lobes der faulheit (1, 74, Ramlers

Lieder 2 buch nr 22) hat sich seltsamer weise Haydn erbarmt, Oeuvres complètes cahier IX mit deutschem und französischem text, Die liebe (1, 89) auch Beethoven, Gesänge mit begleitung des klaviers in musik gesetzt. Leipzig, Kühnel o. j. 3 heft nr 1, componiert.

Das gröste verdienst hat sich Muncker um die dramen erworben, im 2 und 3 bande. soweit ich drucke nachverglichen habe, ist text und apparat bis auf einige kleinigkeiten (zb. Alte jungfer 202,27 *Könige*; 203,10 *so ärgern*; 208,17 *Korb*; 210,22 *defswegen*; 218,30 *sehen*; 227,18 *sehen*; 229,12 *Ja ja*; 231,9 *Weis*; 227,9 ist *sie Sie* alte Schmidsche emendation für *er Sie)* mit rühmlicher sorgfalt behandelt. zur Minna freilich ist schon jetzt nach Bielings Berliner programm von 1888 und der von innen und aufsen prächtigen ausgabe, mit der CRLessing im october 1890 eine ausgewählte schaar beschenkt und beglückt hat, mancherlei einzuwenden und nachzutragen; ich will einem amerikanischen gelehrten nicht vorgreifen, der mir die mangelhafte ausbeutung der hs. bei M. vordemonstriert hat. — dem abdruck der Emilia ist mit den nötigen kleinen correcturen die einzelausgabe 1772[c] zu grunde gelegt. die hs. hätte gründlicher ausgebeutet werden sollen, denn, wir widerholen es, das princip, nur ausnahmsweise ihre änderungen zu verzeichnen, ist unhaltbar. 2, 387, 1 hat der druck *melancholischten*; 389, 14 *verhölen*; 395, 10 *So gieb mir*, gewis druckfehler für *nur*; 415, 18 *sah'*; 424, 1. 2 *ein kleines Verbrechen, ein kleines stilles heilsames Verbrechen*; 398, 5 hat die hs. *O Claudia! Claudia!* was M. gegen alle drucke aufnimmt, obwol der ausfall des zweiten rufes sehr wol der bewusten absicht entsprungen sein kann, die verdoppelung für 398, 10 vorzubehalten; 401, 12 wird zu dem vielbesprochenen lapsus *nicht ohne Mifsfallen* eine note vermisst (vgl. Herders gleichartiges versehn Ideen 13, 158 *Indessen auch bei ihnen noch ist das Gesetz der Natur nicht unverkennbar* mit der fufsnote Suphans 'Herder wollte sagen *nicht verkennbar')*; 410, 33 ist kein grund mit der hs. *Genüge* für *Gnüge* einzusetzen; 426, 14 könnte das *der* der drucke ein versehen sein, vgl. 402, 21; die neueste conjectur zu 404, 22, in der wendung *Locken, wie sie die Natur schlug*, sei *schlang* oder *schlung* zu lesen, ist überflüssig, auch wenn nicht in der Theatralischen bibliothek 1, 55 (Muncker 6, 36) stünde *in Locken schlägt*. — die von Lachmann vernachlässigten Breslauer papiere suchte nach Danzel RBoxberger zu erledigen. wie weit M. sowol in der anordnung als in der entzifferung mit erfolgreicher mühe über ihn hinausgekommen, wie unbrauchbar der Hempelsche band 11[2] ist, zeigt durch eingehende confrontation der älteren und der neuen ausgabe Sauer in seiner recension Zs. f. österr. gymn. 1888 s. 36 ff für Hannibal, Eraclio, Fatime, Schlaftrunk (ganz neue partien), Matrone, Nathanentwurf. leider fehlt bei M. fast durchaus eine beschreibung der hss., eine übersicht über die folge der

bruchstücke auf den blättern. das ist aber nach M.s eigenem geständnis gerade beim Nathan unentbehrlich, wo der uno tenore geschriebene und zwar ins reine geschriebene grundriss allerlei zuwachs erhalten hat. die verteilung wird auch bei Boxberger nicht klar genug; ich denke in einem genauen abdruck die schichten typographisch zu unterscheiden. einige mit rötel gekritzelte skizzen sind so abgescheuert, dass sie nur mehr erraten als gelesen werden können. anderes aber hat auch M. verfehlt, und ich schliefse daraus auf kleine versehen auch gegenüber den von mir leider nie geschauten Breslauer schätzen. im Nathan haben sogar gelegentlich Danzel und Boxberger die richtige lesart vor M. voraus. ich erwähne folgende besserungen und nachträge zu M.s text nach meiner collation der teils sehr saubern, teils sehr flüchtigen hs.: 474, 15—27 *Sie — Nathan, Nathan* später, spitzer für *Eure Rahel Eure Rahel,* darunter steht noch *Nathan. Ich muss dir es nur gleich zeigen, Daja* [so]. *Ich habe dir einen recht schönen Zeug aus Babylon mit gebracht.* 30 *Bagdad* für *Bassora?* 475, 1 später mit aufnahme der worte 2 — *alles.* 7 nach *will* gestrichen *Aber ich höre, sie kömmt selbst.* 8—29 später. 476, 5 folgt *in eigner Perso[n].* 6 *So* nach gestr. *Seyd ihr es doch mein Vater.* 477, 5—21 rechts später als der vorausgehende und der folgende abschnitt. 478, 2 gleichzeitig links nachgetragen. 481, 15—17 oben am rande links. 30 ff links gleichzeitig. 484, 15 ff offenbar später; ich setze diese angaben nicht fort, da eine beschreibung entweder sehr weitläufig oder unklar geraten müste. 487, 21 *aus erzehlt.* 23 *eine.* 488, 8 unter gestr. *Du hast befohlen | Ich kenne Sultan nicht.* 20 *aus* sehr unsicher. 489, 7 unter zwei gestr. zeilen ... *Sammlen | Was ist zu Diensten lieber Bruder?* 490, 3—8 von der letzten seite des einzelnen halbbogens hier sauber eingetragen; dort steht *Vilnek.* 11 *euch.* 12 das erste mal *euch.* 491, 13 *Titlen.* 492, 5 nicht *E.*, sondern *H[erbelot]*! 12 *warum* zweifellos. 16 mit rötel corrigiert in *Aber nachgeschickt bist du mir doch?* M.s variante kann irreführen. 19 nicht *warm*, sondern *eine*, nämlich *Mittagssuppe*, vgl. 23. 22 *Darum — nachgeschickt* ist gestrichen. 27 nicht *Sey es*, sondern ganz deutlich *Immerhin.* 493, 2 nicht *Wozu*, sondern *Warum.* 493, 7 fragezeichen unnötig. 8 *von — Herrn* über der zeile, ich lese aber *von Einem* [?] *Mann.* 9 *wird* über gestr. *ist so.* das folgende sätzchen *es kam ihm lange so die Geschichte ein [?]* heifst vielmehr *es kam ihm lange so kein Gesicht vor.* dann *Er ... das mir. Ohne Galle* usw. 12 nicht *Und wie heifst er?* was auch gar keinen sinn hat, sondern *A. Curd von Stauffen!* 13 nach *Stauffen?* noch ein *So* oder gestr. *S[tauffen].* 15 *Mächtige* aus? zu 16 *Tebnin* gewis nicht, vielleicht *Acca.* 17 nicht mehr zu entziffern *Weis ich dergleichen noch oft und finde ich die Gnade.* 18 lese ich nicht *sage* sondern *sehe* und *von Palest[ina] doch nicht aus der Seele,* Muncker: *von heiligen Dingen nicht in unsrer*

Seele. 23 *In der Dämmrung.* 24 sieht aus wie *sie zu scheinen.* 26 nach *alles* abgebrochen *er.* 28 die verse am rande von 5 zu 5 gezählt. *O* über der zeile. 29 *wollen* nach gestr. *können.* 33 *worden* über *wurde.* 494, 2 *merklich* nach gestr. *eben fördert.* 5 *,elend* nach gestr. *hättet ihr.* 8 aus *Dafs ich schon alles gehört auch haben mag.* 10 nicht *Haus,* sondern *uns.* 11 *bequemers* vor gestr. *Hau[s].* 15 *meine* über *unsre.* das erste von zwei *sie?* gestrichen. 16 *hab,* nicht *hatt.* 18 *Her!* 20 *Heraus!* dann gestr. *vollende[?], und* nach gestr. *doch.* 25 *O* nachträglich. 495, 1 *Gesuch[?] übergeben* vielmehr ... *Gefühl Aberglauben.*

Ich habe bei herrn Ernst Mendelssohn-Bartholdy auch einen grofsen teil der Matrone von Ephesus, besonders des schwierigen, mit raschen abkürzungen geschriebenen älteren quartheftes, nachverglichen und M.s lesung sehr zuverlässig gefunden. nur wünschte man auch hier genaueres über die folge der scenen oder fragmente zu hören, zb. ist ohne autopsie der hs. nicht zu verstehn, was s. 449 die 'zweite fassung der älteren hs.' besagt, dass nämlich 448, 28 ff sich unmittelbar an z. 3 des apparates zu 449 anschliefst, und für den ausgetüftelten dialog sind die striche und correcturen H[1], soweit radicales ausmerzen das ursprüngliche noch erkennen lässt, interessant genug. einige proben: 439, 11 f titel gleichzeitig mit dem scenar oben auf den gebrochenen rändern; 440, 12 beginnt H[1] ohne überschrift; *fest* nach gestr. *scho[n]; kan* [so] über gestr. *werde;* 14 *Zwar* nach gestr. ... *habe;* 23 f *das Weibchen* am rande; 441, 3 *Horch* nach gestr. *Aber;* nach 5 1 1/2 seiten leer; 6 daneben personenverzeichnis *Antiphila, die Wittwe | Philokrates* [gestr. *de*] | *Mysis. Die Magd.* | *Dromo. Der Diener;* 7 nach *schläft* ein satz ausgemerzt; nach 15 gestr. *Mysis der Wein;* 18 *in;* 442, 2 *Philokr;* 4 f *sagt — hungre* am rande; 12 *dem — halt* für *dem Himmel zu fi[nster];* 443, 15 *Das* nach gestr. *Ich will;* 22 letztes viertel leer; 23 *Dromo — handeln* am rande; 30 *Armee* unsicher, könnte auch *braves* heifsen, jedesfalls zu trennen; 444 der apparat führt irre, denn *Dromo — sieht* steht am schlusse von H[1], dann schlussschnörkel, darauf *Dromo — dergleichen* und z. 5 f; 7—10 unter dem scenar 3 auftritt; 12 *in* nach gestr. *ihm nachfolge?;* 13 *Mit* nach gestr. *Noch;* nach 14 gröfseres spatium; 18 *beschuldigen* schwerlich, eher *besprechen* oder *versprechen;* 444, 21—445, 9 auf dem blatte, wo o. r. das scenar 4; 21 *vor einigen Monaten;* 23 wol *bereit;* 24 *wurde* und *erfuhr* undeutlich; 445, 22 *den — gelehnet* aus *mit dem Kopf auf dem verdeckten Sarge liegend;* 24 *das Gesicht* aus *den Kopf;* 446, 2 *pfeipft;* 20 *er* braucht kaum aus dem aparte, oder lessingisch zu reden, dem seitab in die anrede *Er* corrigiert zu werden; 23 *hin gewollt;* 10 *Holla.* darauf gestr. *Niemand da?* H[1]; 25 *Gott — Todten* über gestr. ... *Ein Schatten?* H[1]; 28 *aufhaltend* aus *festhaltend* H[1]; 447, 3 *Geistinn;*

nach *Geist* gestr. *Wenigstens* H[1]; 9 *wollte* über gestr. *will* H[1]; 17 *geht* über gestr. *zündet*; 21 *angezündete* nach gestr. *Lat[erne]* H[1]; 448, 6 *ja wohl* über gestr. *doch* H[1]; 8 f *Wird — Herze* am rande H[1]; 16 nach *meine [eine?]* gestr. *Frau* H[1]; 18 *Gatten* über gestr. *Mann* H[1]; 19 *So* nach *Ver[loren]* H[1]; 28 *Ey! So?* gestr. und *wäre* über gestr. *ist* H[1]; 448 im apparat *wenn — gibt* am rande und unter *todt* noch zwei gestrichene zeilen: *Mysis Seit acht Tagen | Dromo Kann in ein Paar Tagen wieder nachsehen*; 449 im apparat z. 2 *von* nach gestr. *von der Zärtlichkeit*; 449, 1 gestr. *Die ihr Herz nur einmal verschenken* H[1]; 3 aus *So giebt es solche* H[1]; 4 f am rande und *Ey* nach gestr. *Ewig!* H[1]; 28 folgt gestr. *Und wie fest ich an Gespenster glaube, das hat sie gesehn, mein Kind. Zwar irrt man sich manchmal in diesem Glauben* H[1]; 450, 1 unter mehreren correcturen lesbar *Liebe* über gestr. *Treue* H[1]; 3 *Nach* nach gestr. *Dergleichen die Welt noch nie gesehen* H[1]; Lessing hat also mehrmals das übertriebene auffangen in der frageform abgeschwächt; 4 *denke* nach gestr. *gla[ube]* H[1]; 4 f *wird — nie* über gestr. *kan gar nicht* H[1]; 5 *das — geschehen* fehlt H[1]. wäre es übrigens nicht viel einfacher und klarer, wenn Muncker siglen eingeführt hätte, statt hier die lästigen formeln 'in der zweiten fassung der älteren hs.' und dgl. zu brauchen?

Die fragmente rücken in chronologischer folge auf, soweit diese bestimmt werden kann. auch ungeschriebene oder nicht erhaltene pläne sind durch anführung der titel gebucht, und an manchen stellen der vorrede zum 3 bande wird die interpretation gefördert. ausgeschlossen sind die bruchstücke aus Thomsons Tancred und Agamemnon, wonach vom Hannibal und den unselbständigen Komischen einfällen an gar manches hätte unter den tisch fallen müssen, was uns doch dank einer laxen handhabung des von mir wie von Sauer und anderen bekämpften princips nicht vorenthalten wurde. mit dem kleinen trauerspiel 'Zorade' macht Muncker 3, VI f doch wol zu kurzen process, freilich im einklang mit allen herausgebern, trotz Danzels gewichtigen begleitworten zum ersten und einzigen abdruck in seinem Lessing 1, 522 ff. es fehlt auch in der zweiten, von Maltzahn und Boxberger auf den markt geworfenen auflage. die äufseren schwierigkeiten der überlieferung verkenne ich nicht und weifs sie nicht zu enträtseln; dass die correcturen und randnoten der schreibercopie (522 u. *Spornes* statt *Thrones*) nicht, wie Danzel wähnte, von Lessing stammen, müssen wir HOesterley auf seinen sachverständigeneid glauben. aber ich finde nicht blofs mit Danzel das nachwort des *L.* lessingischer als lessingisch, sondern sehe auch schon in der einactigen anlage, in den motiven und characteren, in stil und sprache des geraume zeit vor entwürfen wie Fatime anzusetzenden versuchs trotz allen schwächen ein bei keinem zeitgenossen wahrnehmbares gepräge, das mich, je öfter

ich allein oder im seminar zu dem stück zurückkehre, immer stärker von Lessings autorschaft überzeugt. in meiner monographie ist der 'Zorade' eine knappe würdigung im anhang vorbehalten. als herausgeber würde ich die paar seiten anhangsweise mit einem fragezeichen aus den Breslauer papieren abdrucken und lieber mit Danzel zu viel tun als mit Boxberger zu wenig. jede beschäftigung aber mit Lessings fragmenten hat seit 1887, dankbar für einen gesäuberten und ergänzten text und manche winke, von Munckers arbeit auszugehn.

Der vierte und fünfte band tragen den grofsen erweiterungen rechnung, die wir für die von Lachmann mit einem zu späten einsatz eröffnete übersicht der Lessingschen tageskritik dem gelehrten und scharfsinnigen spüreifer BAWagners verdanken. mag immerhin die suche bei Boxberger im Danzel 1² zu einer wilden jagd ausgeartet, mag auch von M. auf dem schlüpfrigen boden sicherlich hier und da ein stücklein aufgeklaubt worden sein, das entweder den stempel der unechtheit trägt oder doch ebenso gut aus der feder eines andern jungen litteraten stammen kann — in diesem fall ist eine lässliche überfülle einer allzuleicht gewalttätigen sparsamkeit vorzuziehen, und M. hat ganz recht daran getan, den einzelnen jahrgängen solche artjkel nachzuschicken, die Boxberger ohne durchschlagende gründe auf Lessings kappe schrieb; man hat so die dinge hübsch beisammen. ob die Beyträge zur historie und aufnahme des theaters hier erschöpft sind, ist sehr zweifelhaft; die wichtigkeit der Voltaireübersetzung sammt den Hamlet-alexandrinern und einiger anmerkungen habe ich in meinem buche betont. M. ist nun einmal geneigt, uns Lessing als dolmetsch zu unterschlagen, wie auch die vorrede zum verkürzten abdruck der Theatralischen bibliothek in VI lehrt. auch die unselbständige skizze der Virginia des Montiano würde er verworfen haben, wäre nicht glücklicher weise Hermillys französische exposition zu spät in seine hände gekommen. und doch ist hier ein starkes sachliches interesse, auf die Emilia Galotti hin, im spiel. 4, 6, 19 war *ein ausgewähltes Häufchen Zuschauer, bey welchen ... und dessen* ruhig aufzunehmen, M. corrigiert *welchem*, während er so oft die schwache form duldet; 170, 15 *wieder*; 180, 31 *da hinabsteigen* — warum *dahin absteigen*? wegen der zwei folgenden *dahin*? 182, 31 ist stillschweigend *die tödliche Keule* (O *tödlichen)* emendiert, 185, 18 *Keule* für *Keile*; 204, 33 *mit dessem Besitze.* derlei 'bettelvarianten' seien nur im flug erwähnt, um die correctheit auch dieses bandes ins licht zu setzen. kleine recensionen habe ich nicht nachverglichen (Briefe 5, 99, 12 im Henzi lies *er*, nicht *es*; 5, 2, 9 in der Voltairevorrede ist der druckfehler *wichtige* statt *nichtige* fortgepflanzt, mindestens eine unsichere lesart). — lesen wir hier ua. die mehr oder weniger rasch hingeschriebenen übertragungen aus Chassirons französisch und Gellerts latein, so müssen wir wider auf

das obige sprüchlein zurückkommen: wo bleiben inhaltschwerere und formal unendlich wichtigere dolmetscharbeiten, wenn Lessing auch nicht immer unmittelbar eigene urteile und ausführungen angeknüpft hat? niemand wird verlangen, dass in einer ausgabe, die sich nicht wie die weimarische Goetheausgabe von fürstlicher munificenz nährt und darum ein übriges tun kann, alle übersetzungen Lessings platz finden, obwol weitaus die meisten nicht blofs sprachgeschichtlich so bedeutsam wie originalwerke, sondern auch in höherem oder geringerem mafse urkunden seiner bildung sind. es darf ohne grofsen schaden abgesehn werden von dem Huarte, dem Marigny, von Richardson und frau Rowe. wir beklagen aber schmerzlich das fehlen der königlichen Schreiben an das publicum 1753 und der unter des ersten französischen schriftstellers auspicien ausgearbeiteten übersetzung Des herrn von Voltaire kleinere historische schriften 1752, von denen der glückliche entdecker Wagner ausgibige proben vorlegte. wir brauchen einen neudruck. für die entwicklung der Lessingschen prosa ist das höchst seltene buch, das ich mit schwerem geld erworben habe, von gröster wichtigkeit: ehrgeizig ringt der schüler Voltaires mit der sprache des meisters, deren satzbau er bewahrt, wo es der deutsche sprachgeist erlaubt, die er zwar oft verbreitert, mit partikeln und relativen belastet, aber doch im ganzen so schmiegsam trifft wie damals kein Deutscher. der herausgeber hätte beständig rücksicht auf die vorlage zu nehmen, den Dresdener druck usw., wie umgekehrt auch eine erschöpfende historisch-kritische behandlung des Voltaireschen textes nicht ganz an Lessings von Voltaire persönlich geförderter übersetzung vorbeieilen dürfte. an manchen stellen ist Lessing aus dem französischen zu emendieren, wo sein wortlaut nicht etwa unzulänglich, sondern verderbt ist, oder wo ein lapsus den ganzen sinn zerstört (in letzteren fällen durch eine fufsnote). Lessing leistet sich s. 31 das spafsige versehn aus *Ferdinand de Gras* (Graz!) zu machen *Ferdinand der Fette*; er macht s. 171 einen *Genfer* (*Genevois*) zum *Genueser*; 126 ist *seine Staatsklugheit* widersinnig, da *la politique* accusativisch abhängt von einem *pour*, also *in der Staatsklugheit*; im aufsatz über Peter den grofsen verwechselt Lessing beständig *Moscovie* uud *Moscou*, wie er das patronymicon *Michaeloff* s. 172 in ein deutsches *Michelhof* corrumpiert. bös ist s. 134 der *Zuname des geschenkten Gottes* (*surnom de Dieudonné*); s. 140 *seine anmuthige Gestalt* (*les agremens de sa figure*); s. 143 zerstört die widergabe von *mérite* durch *Liebe* den ganzen sinn des für die Maintenon schmeichelhaften satzes, und die 24000 livres ebenda sind nicht *das einzige Glück*, sondern *das einzige Vermögen* (*fortune*); 304 *Auf die blofse Aussage eines gewissen Franzosen* — *d'un nommé Françon*. als schreib- oder druckversehen sind nach dem original zu bessern zb. 113 *ihr Vaterland, welches sie ehren* (*qu'ils honorent*), nicht *ehret*; 127 *Tei-*

nieres, Voltaires form für *Teniers*, nicht *Trinieres*; 140 *sie* (*la*), nicht *ihn*; 196 gehört das datum *im Jahre* 1750 in die folgende zeile vor *als*. 293 sprengt ein falsches komma nach *Welt* die construction, und *belustigte*, an sich nicht unpassend, ist corruptel statt *belastete* (*chargea*). 297 *ihnen* (*leur*), nicht *ihm*; 306 *ward er ... gelobet*, nicht *war*; 329 *Ich bin der Gefahr eitel zu werden, sehr nahe gekommen* (*J'ai été tenté d'avoir beaucoup de vanité*), nicht *ekel*, aber ohne das original, besonders da *ekel* ein lieblingswort Lessings ist, nicht sogleich zu erkennen; 304 *das kleine Buch, symbolum mundi* — *Cymbalum* Voltaire. — sprachlich interessant ist der mafsvolle purismus: zb. *anecdote* selten herübergenommen, meist *geheime Nachricht*; *mémoire*: *Denkwürdigkeiten*, *Aufsatz*; *critique*: *Beurtheilung*; *chapitre*: *Hauptstück*; *style*: *Schreibart*; *talent*: *Geschicklichkeit*, *Kunst*; *génie*: *Seele* (s. 33 *Genies*) usw.; *publique*: *Welt*; *politique*: *Staatsklugheit* usw.; *ministre*: *Staatsbedienter* (auch *Minister*, gerade die ämter sind fast immer mit deutschen worten bezeichnet); *luxe*: *Pracht*; *industrie*: *Fleifs*, *Emsigkeit* dgl., auch wo die begriffe sich nicht decken; *ressource*: *Rettungsmittel*; *pension*: *jährliches Gehalt*; *rente*: *jährliche Einkunft*; *réforme*: *Verbesserung*; *favorite*: *Lieblinginn*; *vicaire*: *Amtsverweser*, *Pfarrer*; *méridienne*: *Mittagslinie*; *géomètre*: *Mefskünstler*; *physicien*: *Naturforscher*; *compas*: *Richtscheit*; *géographe*: *Erdbeschreiber*; *injections*: *Aussprützungen*; *marine*: *Seemacht* usw. die vergleichung von satz zu satz ist höchst lehrreich im grofsen wie im kleinen. manches ist unübertrefflich, zb. Peters schwierigkeit *d'accourcir les robes et faire raser les barbes de son peuple*: *seinem Volke die Röcke kürzer und das Kinn glatt zu machen*. die weit spätere Diderotübersetzung ist vielfach ein rückschritt.

Und nun frage ich: soll in der grofsen historisch-kritischen ausgabe kein raum sein für Lessings bemühung um ein paar heftchen Friedrichs des grofsen, für seine mit aller anstrengung geleistete übertragung einer sorgsam ausgewählten und autorisierten sammlung Voltairescher schriften, aus denen er stilistisch, kritisch, sachlich soviel lernte, für dramen und aufsätze Diderots, den er neben den Aristoteles legte? aber nicht einmal den inhalt des Voltairebandes erfährt man, während platz genug ist für den verramlerten Logau, für die überschätzte Österliche triumphposaune wegen der lexikalischen noten, für Paulus Silentiarius ua., was kein einziger mensch liest, für alle kleinen fetzen der collectanea. vielleicht entschliefsen sich verleger und herausgeber zu einem ergänzungsbande, wenn ihr schönes unternehmen, von der so verdienten gunst des publicums begleitet, mit oder ohne die correspondenz zum abschlusse gediehen ist.

Berlin, december 1890. ERICH SCHMIDT.

Otto Heinrich von Gemmingen. mit einer vorstudie über Diderot als dramatiker. 'Le père de famille' — 'Der deutsche hausvater'. beitrag zu einer geschichte des bürgerlichen schauspiels. von Cäsar Flaischlen. Stuttgart, GJGöschen, vi und 163 ss. 8°. — 4 m.

Der Deutsche hausvater von Gemmingen ist als seiten- und gegenstück zu Diderots Père de famille und als vorläufer von Schillers 'Kabale und liebe' durch Eckardt, Düntzer, Erich Schmidt, OBrahm und den referenten so oft in betracht gezogen worden, dass eine besondere untersuchung nach dieser richtung hin von vornherein wenig aussicht auf neue ergebnisse bot. eher hätte man sich eine förderung unserer wissenschaftlichen erkenntnis versprechen dürfen, wenn die litterarische persönlichkeit des verfassers in den mittelpunct gestellt worden wäre, dessen leben und würksamkeit bisher nur fragmentarisch zu übersehn war. leider hat sich auch diese hoffnung, zum teil durch die schuld des verfassers, zum teil aber auch ohne sein verschulden, nicht erfüllt. F. hat das verdienst, die dürftigen daten über das leben seines helden ansehnlich vermehrt und die zahlreichen widersprüche in den gangbaren compendien beseitigt zu haben, denen neben andern auch ich selbst zum opfer gefallen bin, wenn ich (Schiller II 190) die möglichkeit eines zusammentreffens zwischen Schiller und Gemmingen im salon Dalbergs offen gelassen habe (Gemmingen war nach F. bereits 1782 nach Wien übergesiedelt). eine ausgeprägte physiognomie als schriftsteller und als mensch bietet uns der verf. des Deutschen hausvaters auch in dieser monographie nicht dar. leider hat F. die vollständige ausnutzung der ohnedies spärlichen und dürftigen quellen unterlassen: die bearbeitungen von Rousseaus Pygmalion und den beiden Richarden Shakespeares schliefst er von der näheren betrachtung ganz aus; von dem schauspiel 'Die erbschaft' gibt er nur eine ungenügende inhaltsangabe; die zeitschriften der Wiener periode Gemmingens versteht er nicht in ihrem zusammenhang mit den josefinischen tendenzen und dem 'Mann ohne vorurteil' von Sonnenfels zu characterisieren, sondern er begnügt sich mit dürftigen inhaltsverzeichnissen und aus dem zusammenhang gerissenen schlagworten (anhang, beilage v—vii). da er das drama 'Sidney und Silly' dem verf. des Deutschen hausvaters mit gutem grund abspricht, bleibt also für die eingehende analyse nur die Mannheimer dramaturgie und der Hausvater selbst übrig. die Mannheimer dramaturgie darf eine mehr als locale bedeutung für sich nicht in anspruch nehmen. sie bietet in ihren erörterungen über das monodrama, in ihrem kampf gegen die französischen einheiten und für Shakespeare nur wenig originelles (zu F. s. 73f vgl. Herder!), und gerade das originellste hat unser verf. am wenigsten herausgehoben. Gemmingen gibt eine analyse des Macbeth (in Wagners übersetzung) und der letzten acte des Hamlet, in welcher er

das original der Bodischen bearbeitung gegenüberstellt und das Shakespearische werk so fordert, wie es ist. Lessings Miss Sara tadelt er nicht wegen des vorherschenden gefühles, wie F. s. 75 sagt, indem er Gemmingens ausführungen s. 65 ff misversteht, sondern weil es die zuschauer sehr oft kalt lasse. locale bedeutung hat dagegen, wie F. selbst hervorhebt, Gemmingens abneigung gegen die übersetzung französischer trauerspiele, welche sich auf die schauspieler Beck, Beil und Iffland forterbt. aber auch die costümfrage wird s. 83 f gelegentlich des 'Montrose' von Dierecke erörtert: '*Warum haben sie das Stück in französischer Kleidung gespielt? so fragte mancher, der, gewohnt an die Strenge des Costums des französischen Theaters, diese Hinrückung in die Zeiten der wahren Geschichte ungern vermisste. Die Untersuchung von der Nothwendigkeit des Costums ist hier zu weitläufig — ich werde es versparen auf ein andermal zu untersuchen, ob man mehr gewinne, durch das Versetzen ins Alterthum, oder ob das nur Vergnügen für den Kenner der Geschichte, für den Gelehrten seye; und ob wir an dem Manne, der einen Rock trägt wie der unsrige, nicht mehr Theil nehmen, ihn nicht mehr wie unser eins glauben; besonders ob das nicht fürs Volk wahr seye, und ob die Engländer unrecht haben, wenn sie Hamlet und alle übrige Stücke, die nicht gerade aus denen jedermann bekannten griechischen und römischen Zeiten sind, in gewöhnlicher Kleidung aufführen? — Ohne also diese Untersuchung zu machen, antworte ich auf jene Frage blos dieses: So lang unsre teutsche Bühnen nicht reich genug sind, dass sie für jedes Stück die gehörige Kleider haben können, so ist es immer besser, wenn sie dem Costume der Tracht ganz entsagen, da Fehler in dieser Sache, falsche Versetzung der Zeit, noch viel unverzeihlicher ist.*' die costümfrage des Mannheimer theaters hat bekanntlich auch Schillers bearbeitung der Räuber und seinen Fiesco berührt: Schiller I 403; II 65 und 598. — s. 73 ff spricht Gemmingen von der würkung der schaubühnen und namentlich in der folgenden stelle ähnlich wie Schiller: '*Man sage mir wider die Wirksamkeit des Schauspiels, was man will; es ist niemalen eine Gelegenheit, wo der Mensch lebhafterer Eindrücke und Empfindungen fähig ist als dort; bei jeder andern Versammlung kommen die Menschen aus Pflicht oder Zwang zusammen; im Schauspielhause geht jeder aus freyem Willen, räumt in dem Augenblick, so viel er nur immer kann, alle andre Vorstellungen aus seiner Seele, erwartet mit Lebhaftigkeit, ist bereit anzunehmen und freuet sich zum voraus auf jeden Eindruck, den man seiner Seele geben will. Zudem, die Menge zum nämlichen Endzweck versammelter Menschen, eine gewisse immer damit verbundene Feyerlichkeit, das Gefühl, dass in der ganzen Versammlung gewisse Eindrücke so allgemein wirken, dass sie zur Stimme der Menschheit werden, — — all das sind Mittel, um auf Menschen zu wirken, die nur die Schauspielkunst hat.*' ähnlich freut sich auch Schiller

darüber, dass die schaubühne die durch mode, zwang und schicksal geschiedenen menschen in banden schöner gleichheit wider vereine (Schiller II 291 f). ... nicht immer ist die sprache in Gemmingens dramaturgie so gehoben; oft redet er auch im gevatterton des Wandsbecker boten zu seinem lieben publicum.

Die untersuchung über den hausvater bietet, wie zu erwarten stand, wenig neues. einem hinweis Erich Schmidts auf etwaige erlebnisse hat F. nicht folgen können. auf den heimkehrenden und die verwirrungen seiner söhne schlichtenden vater im römischen lustspiel ist er nicht gekommen. selbst die einwürkung auf Kabale und liebe ist nur äufserlich aufgezeigt (vgl. jetzt auch Ernst Müller in Tübingen, Correspondenzblatt für die gelehrten und realschulen Württembergs 1891, 1 und 2 heft s. 27 ff). dieses capitel rechtfertigt kein neues buch über Gemmingen.

Leider ist auch die darstellung ziemlich nachlässig und schleuderhaft. der inhalt ist zwischen der biographie, der litterarhistorischen untersuchung und dem anhang kunterbunt verteilt. bei der aufzählung und benennung der zahlreichen drucke des Hausvaters bekundet der verf. ein rührendes ungeschick, welches seinen sammelfleifs wider um das verdienst bringt. namentlich aber ist der stil unverantwortlich salopp: 'diesbezüglich' ist hier geradezu ein lieblingswort; s. 120 'Gotters Marianne spielt am tag deren einkleidung als nonne'; s. 130 'in mehr nur litterarischen beziehungen zu Gemmingen steht Brandes'; s. 132 'der hausvater ist im präsident Walter zu seinem extremen gegensatz geworden.' der begabte verf. hätte an einer geschickteren stelle eingreifen und weniger nachlässig arbeiten sollen.

Wien, januar 1891. MINOR.

Die Kantischen studien Schillers und die komposition des 'Wallenstein'. von dr EUGEN KÜHNEMANN. Marburg, Oscar Ehrhardt, 1889. VIII, 82. II 88. II 34 ss. 8°. — 5 m.

Das buch zerfällt in drei selbständige, auch selbständig paginierte teile: I. Die gedankenbildung Schillers unter dem einflusse Kants. II. Entstehung und composition des 'Wallenstein'. III. Die persönlichkeit Schillers.

Die erste der drei abhandlungen bildet einen wesentlichen fortschritt gegen die bisherigen darstellungen von Schillers philosophischen ansichten, insbesondere gegen die arbeiten von Hemsen, Tomaschek und Ueberweg. allerdings ist hier nicht alles verdienst dem verf. zuzuschreiben. dankbar vielmehr erkennt er selbst es an, dass erst das geistvolle buch von Hermann Cohen 'Kants begründung der ethik' ihm die rechte methode der untersuchung gezeigt habe. dennoch blieb für K. noch manches problem selbständig zu lösen. als vorarbeit muste die stellung der ästhetik innerhalb des systems der Kantischen philosophie

fixiert werden. dann erst bot sich genügende sicherheit zur beantwortung der fragen, wie tief Schiller in das studium und verständnis Kants eingedrungen sei, in welchen puncten er mit ihm übereinstimmt, in welchen er von ihm abweicht und in welchen er seine lehre weiter gebildet hat. K. hat die einzig richtige methode angewandt, um in diese verhältnisse licht zu bringen: er stellt nicht die ganze Schillersche philosophie als ein einziges grofses lehrgebäude dar, sondern er verfolgt den werdegang der einzelnen ideen, indem er die philosophisch-ästhetischen schriften in historischer reihenfolge bespricht und aus jeder diejenigen elemente heraushebt, welche eine weiterentwickelung des Schillerschen geistes auf grundlage seiner bisherigen anschauungen beweisen. indem dann das fertige system der Kantischen und das werdende system der Schillerschen philosophie zu einander in beziehung gebracht werden, lässt sich der einfluss des meisters auf den schüler klar erkennen.

Als anknüpfungspuncte an die Kantische lehre boten sich in Schillers gedankenbau der vorkantischen periode im wesentlichen ethische grundlehren dar, nämlich die von der inneren sittlichen notwendigkeit und die von einem kampf der sinnlichen triebe mit der freien pflichterfüllung. und so sucht er in den ersten beiden ästhetisch-philosophischen abhandlungen durchweg von ethischen gedanken aus die ästhetik zu bereichern, anderseits aber einen compromiss zwischen den noch mangelhaft erfassten Kantischen gedanken und seiner eigenen bisherigen theorie von der vollkommenheit und glückseligkeit herzustellen. gründliches studium Kants erst konnte hier im jahre 1793 reinere ideen zeitigen, insbesondere die definition der schönheit als freiheit in der erscheinung, die von nun an das fundament der ganzen Schillerschen philosophie ist. auf ethischem wie auf ästhetischem gebiet war die freiheitsidee der ausgangspunct. kein wunder, dass in der folgezeit Schillers untersuchungen oft von dem einen gebiet in das andere hinüberschweifen und dadurch an klarheit und folgerichtigkeit einbufse erleiden. eingehend weist K. nach, wie sich ästhetik und moral des öfteren in Schillers betrachtungen gegenseitig gestört und gehemmt haben. auch die gefahren, welche in dem streben nach unmittelbarer practischer anwendung und historischer verallgemeinerung der gefundenen theorien lagen, sind widerholt berücksichtigt worden. alle diese kleinen unsicherheiten und übereilungen jedoch, welche zum teil daraus entstanden, dass Schiller nicht die 'Kritik der reinen vernunft', sondern die 'Kritik der urteilskraft' und die 'Kritik der practischen vernunft' zum ausgangspunct genommen hatte, werden weit überstrahlt von der strengen consequenz, welche durch Schillers ganze gedankenarbeit hindurchgeht, von den briefen an Körner im anfang des jahres 1793 bis zu dem gipfelpunct seiner speculativen untersuchungen, den 'Briefen über

ästhetische erziehung' und der eng dazugehörigen schrift 'Über naive und sentimentalische dichtung'. diese consequenz, insonderheit die stete einheit des ethischen interesses mit dem ästhetischen bei Schiller nachgewiesen zu haben, ist das hauptverdienst K.s; eingehende analyse der einzelnen abhandlungen Schillers ergab sogleich klare aufschlüsse über gruppierung und zusammengehörigkeit derselben. interessant sind hier die beiden aufsätze 'Über das erhabene', deren erster die notwendige ergänzung zu der schrift 'Über anmut und würde' bildet, der andere zweifellos unter die supplemente zu den briefen über ästhetische erziehung gehört. eine empfindliche lücke der arbeit K.s — die aber der verf. selbst auszufüllen verspricht — ist nur die, dass er die entwickelung von den originalbriefen an den herzog von Augustenburg bis zu der schrift über ästhetische erziehung, sowie überhaupt Fichtes einfluss auf Schiller in jener zeit, nicht verfolgt hat. dankenswert wäre am schluss auch ein hinweis auf Hölderlin gewesen, welcher, fufsend auf Kant und Schiller, über beide hinauszugelangen strebte.

Den fehler so mancher monographien, den gegenstand ihrer untersuchung zu überschätzen, hat K. in dieser ersten abhandlung glücklich vermieden. die erkenntnis, dass beide denker schon unabhängig von einander in wichtigen fundamentalsätzen übereinstimmten, hat ihn davor bewahrt, Schillers Kantische studien allzu hoch anzuschlagen. der einfluss Kants auf Schiller besteht mehr in der systematischen schulung, in der befestigung, neubelebung und vertiefung unklarer theorien, als in der übertragung ausgeprägter ideen. er stellt sich nur als die fortsetzung eines schon früh in Schillers innerem vollzogenen processes dar, nämlich als die weiterbildung der psychologischen methode, welche zuerst sicher ausgebildet in den Briefen über Don Carlos zu erkennen ist.

Was der ersten der drei abhandlungen von K. zum vorteil gereicht, das ist das verhängnis für die zweite geworden: nur wer sich so gründlich in das verhältnis Schillers zu Kant versenkt hatte, konnte aus so einseitigen gesichtspuncten die 'entstehung und composition des Wallenstein' betrachten. das bild, welches der leser aus dieser — an mehreren stellen, besonders in den mittelpartien, allzu weitschweifigen — abhandlung gewinnt, ist in kürze dieses: sehr unreif und fehlervoll sind sämtliche vier jugenddramen Schillers, der 'Wallenstein' dagegen ist ein unübertreffliches kunstwerk. der grund hierfür ist einzig darin zu suchen, dass der dichter bei Kant in die schule gegangen ist. die historischen schriften der zwischenzeit (trotz ihrer oft meisterhaften künstlerischen disposition und ausführung) sind hier ohne einfluss geblieben, litterarische einwürkungen von aufsen kommen gar nicht in frage.

Gewis wird keiner bestreiten, dass die Kantischen studien

Schillers dem 'Wallenstein' zu gute gekommen sind, und jeder wird mit dank die ausführungen in K.s schrift lesen, wo dieser zeigt, dass Schiller in seinen früheren kunsttheoretischen untersuchungen sich stets an einzelheiten gehalten und erst durch Kant gelernt habe, das kunstwerk in seiner totalität zu betrachten, sowie dass er deshalb in seinem Wallensteindrama einen organismus, nicht ein conglomerat von einzelnen würkungsvollen scenen schaffen wollte. gewis wird auch jeder zugeben, dass Wallenstein und Max typen jener beiden classen der menschheit sind, welche Schiller in der abhandlung 'Über naive und sentimentalische dichtung' aufstellt, der realisten und der idealisten. auch manche einzelheiten der composition und einige der in häufigem gebrauch abgenutztesten citate erhalten durch den hinweis auf Schillers ästhetische schriften ihre tiefe bedeutung wider. aber bei alledem bliebe das kunstwerk nichts anderes, als ein paradigma zu den philosophischen aufsätzen des dichters, und das ist es denn doch wol nicht. Schiller konnte, so oft er die arbeit um ein stück gefördert hatte, hinterdrein den selbst geschaffenen ästhetischen mafsstab an das erreichte anlegen; für die ausarbeitung selbst aber im allgemeinen, wie im besonderen konnte keine philosophie ihm nützen. schreibt er doch selber an Humboldt am 27 juni 1798: *'Ich erfahre täglich, wie wenig der poet durch allgemeine reine begriffe bei der ausübung gefördert wird, und wäre in dieser stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und andere von der elementarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen vorteil hinzugeben.'*

Die abhandlung von K. verspricht in der überschrift, die 'entstehung' und 'composition' des dramas zu behandeln, erfüllt aber nur den zweiten teil ihres programms. von der entstehung hören wir nichts — denn ein paar briefnotizen über die zeit vom jan. 1791 bis zum nov. 1796 können hier doch nicht ausreichen. es hätte der versuch gemacht werden müssen, den ursprünglichen plan zum 'Wallenstein', wenn auch nur in allgemeinster form, zu reconstruieren. des dichters ganzes leben in den jahren von der beendigung des 'Don Carlos' an hätte zur beantwortung einer so schwierigen frage geprüft werden, die philosophischen studien mit den historischen zusammen gehalten, die beschäftigung mit den Griechen in rechnung gezogen, die nachweisliche lectüre des dichters in jenen jahren und das repertoir von Ifflands Weimarer gastspiel im jahre 1796 verglichen werden müssen. dann hätte sich sicherlich ein anderes bild ergeben. denn, um nur eines zu erwähnen, sollte Schiller würklich in Wallenstein und Max nur einen realisten und einen idealisten haben darstellen wollen? sollten ihm nicht ganz bestimmte greifbare gestalten vorgeschwebt haben, Macbeth, Egmont und Ferdinand, der sohn des herzogs Alba?

Das verständnis der composition des 'Wallenstein' hat K.s untersuchung in manchen puncten gefördert, die geschichte der

entstehung aber nicht. das schwierige problem bleibt vielmehr bestehn: wie wurde der dichter des Don Carlos der dichter des Wallenstein?

Gleichen characters wie die zweite abhandlung ist auch die dritte. auch hier finden sich nicht nur feine einzelbemerkungen, sondern auch fruchtbare principielle gesichtspuncte. durchaus gelungen ist der nachweis, wie in Schillers leben sich die äufseren erlebnisse und die innere geistesarbeit gegenseitig beeinflussten. die not und unsicherheit der jugend hat unreife lebensanschauungen und unzufriedenheit zur folge, aus der in Schillers philosophie ein construiertes bild der welt und im leben die sehnsucht nach einer schwärmerischen freundschaft entspringt. als diese ihm zu teil wird und nach und nach einen ruhigeren und ernsteren character annimmt, ist er auch im stande, sich der reiferen beschäftigung mit historischen studien zu widmen. aber noch immer kann er nicht zu befriedigung und genuss kommen, noch immer muss er hoffen und sein leben voraus construieren; darunter leidet alle seine geistige tätigkeit in jenen jahren. erst nach erfüllung der letzten ansprüche, die er an das leben stellte, nach seiner eheschliefsung und der erlangung einer sicheren existenz, befestigte sich mehr und mehr in ihm das gefühl seiner individualität und seines berufes. und da erst konnte er in eine periode ruhigerer und planvollerer arbeit eintreten, in das studium Kants.

Bis hierher muss man K. ohne zweifel zustimmen, und auch der satz: 'die zeit der arbeit am 'Wallenstein' ist die zeit der vollen durchbildung der persönlichkeit Schillers' trifft das richtige. protest erheben muss man nur dagegen, dass widerum in dieser ganzen 9jährigen periode einzig das studium Kants die persönlichkeit Schillers ausgebildet haben soll. erwähnt werden zwar gelegentlich auch andere einflüsse, aber sie verblassen sämtlich vor dieser einen sonne. den grund des einseitigen urteils glaubt ref. darin zu finden, dass K., der doch den wert der Kantischen studien für Schillers ganzes leben nachweisen wollte, nicht dieses ganze leben bis zu seinem ende ins auge gefasst hat. der 'Wallenstein' ist das letzte werk, welches K. bespricht; die ganze Weimarer zeit Schillers, die eine gute controle der vorgetragenen ansichten dargeboten hätte, ist aufser acht gelassen. daher konnte auch das ungerechte urteil entstehn, welches über den einfluss der drei freunde Schillers gefällt wird: der anteil Humboldts wird zu hoch angeschlagen, weil Schiller gerade zur zeit des Kantstudiums mit ihm in regstem briefwechsel stand; der einfluss Körners in der späteren zeit wird allzu gering geschätzt; und von Goethe heifst es ausdrücklich, er habe nur deshalb so woltätig einwürken können, weil Schiller durch das Kantische studium vorbereitet war. kurz, 'erst in der schule Kants ward Schiller der ganze Schiller.' nicht also durch den lebendigen

verkehr mit menschen, sondern durch die beschäftigung mit büchern soll sich diese starke individualität ausgebildet haben.

Es ist würklich schade, dass K.s buch, dessen erster teil in so objectiver weise seinen gegenstand behandelt, in den schlusspartien so einseitige urteile vorträgt; doppelt schade, weil der lebhafte ton der darstellung — die freilich nicht stets auf gleicher höhe bleibt — es beweist, mit welcher liebe der verf. seine untersuchung geführt hat. dies bedauern soll uns aber nicht hindern, das buch dennoch zu empfehlen. denn die geistvolle erste abhandlung verdient durchaus zustimmung; und selbst die späteren partien sind anregend, auch wo sie den widerspruch herausfordern.

Hamburg. ALBERT KÖSTER.

NEUE SCHRIFTEN ZUR POETIK.

1) Prolegomena der litterar-evolutionistischen poetik. von dr EUGEN WOLFF, privatdocenten an der universität Kiel. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer 1890. 32 ss. gr. 8⁰. — 1 m.*
2) Dramaturgische vorträge. von ALFRED FREIHERRN VON BERGER. Wien, CKonegen 1890. 3 bll. und 266 ss. 8⁰. — 4 m.**
3) Die anfänge der poesie. grundlegung zu einer realistischen entwickelungsgeschichte der poesie von LUDWIG JACOBOWSKI. Dresden und Leipzig, EPierson 1891. VIII und 141 ss. 8⁰. — 2,50 m.

Immer zahlreicher werden die schriften, die durch ihr bloſses erscheinen lehren, wie tief das bedürfnis nach einer neuen, von der bisherigen in ziel und methode verschiedenen poetik in stets sich erweiternden kreisen sein muss. wer mit aufmerksamkeit die arbeiten verfolgt, merkt den umschwung der ganzen auffassung, der sich allmählich vollzieht. die einzelnen fragen werden herausgegriffen und wenigstens von allen seiten erwogen, wenn auch noch keine befriedigende antwort bereit liegt. es ist eine zeit des versuchens gekommen, deren wert und bedeutung nicht unterschätzt werden soll. man ist bescheidener geworden, man hofft nicht mehr in kühnem sprunge zu erreichen, was nur der sorgsamen, eindringenden arbeit gelingt, man gleicht dem berghäuer, der einen stollen auf gut glück anschlägt, wenn er auch nicht sicher weiſs, dass sich ihm eine ergibige ader auftun wird. aber wir alle werden von der überzeugung beseelt, dass nur auf diesem wege sich der segen des berges erringen lasse, und erwarten für die zukunft einen gewinn, den vielleicht die gegenwart noch wird entbehren müssen. in diesem sinne und nur in diesem sinne wollen alle diese schriften betrachtet werden, und deshalb muss der betrachtende nicht so sehr die resultate erwägen, als die methode des forschens.

Wenn wir uns dies vor augen halten, wird das heft von EWolff richtig verstanden werden, wird der kritik aber auch

* [vgl. Arch. f. d. stud. d. neuern spr. 86, 91 (ADöring).]
** [vgl. Beil. z. allg. ztg. 1891 nr 62 (OFWalzel).]

der einzig mögliche standpunct gewiesen. darum nimmt sich die arbeit auch selbst wie eine recension u. z. der methode von Scherers nachgelassener Poetik aus. wesentlich zwei dinge sind es, auf welche W. wert zu legen scheint, das litterar-evolutionistische princip und die urform der poesie. ihr zusammenhang ist nicht zu verkennen, wenn man auch nicht läugnen kann, dass im gegenwärtigen augenblicke ihr gemeinsames besprechen noch recht mislich ist, besonders bei W.s etwas zu kühn vordringender art. W. will uns lehren, wie der boden bereitet werden müsse, um gute frucht zu tragen, lässt aber zu gleicher zeit ein wogendes ährenfeld vor unseren blicken erscheinen und möchte sofort auch die reiche ernte in die scheuer bringen und das alles auf dem engen raume von 32 seiten. das ist zuviel auf einmal; es wäre jedoch vorschnell, wenn man deshalb das schriftchen kurzer hand ablehnte. das wesen seiner betrachtung scheint mir zur einen hälfte richtig, zur andern nach unserer bisherigen kenntnis falsch; an dem richtigen teile habe wenigstens ich noch nie gezweifelt, muss aber annehmen, dass man daran zweifeln kann, da W. so eifrig für diesen teil eintritt. W. betont, dass die litteratur etwas immer werdendes sei, dass sich die verschiedenen dichtungsarten entwickeln, dass deshalb auch die lehre von den dichtungsarten, die poetik, nicht unveränderlich sei, sondern mit der litteraturentfaltung gleichen schritt halten müsse. aufgabe der poetik ist zu erforschen, was bei berücksichtigung aller (vorhandenen und möglichen) anwendungen das wesen der poesie sei. eine nicht zu umgehende voraussetzung dieser lehre ist die erforschung dessen, was den verschiedenen völkern und zeiten als poesie galt. nun meint W., dass eben weder die verschiedenen völker, noch dasselbe volk zu verschiedenen zeiten seiner entwickelung darüber éiner meinung gewesen sei, dass manches volk, manche zeit mehr die eine, mehr die andere seite, mehr das ethische, mehr das moralische, mehr das humanistische oder mehr das ästhetische in dichtung und theorie bevorzugt habe. ist es nun überhaupt möglich, in diesen verschiedenen formen von poesie und poetischer theorie das einheitliche princip zu erfassen? W. macht an der deutschen tragödie seit HSachs eine probe dieser erkenntnismethode. sein weg ist etwa folgender: für HSachs macht erst 'absolut trauriger, entsetzlicher endeindruck' die tragödie, Ayrer oder der Braunschweiger sehen das ziel des tragischen im 'blutig grässlichen schlusseffect', Gryphius bringt den schauer bis zum überwältigenden, der anfang des 18 jhs. 'bewunderung und schrecken' in die tragödie. in dieser änderung dürfen wir eine allmähliche entwickelung erkennen, es fragt sich aber, worin sie besteht. W. antwortet: im streben nach der rechten mischung 'von aufsergewöhnlicher gröfse und menschlicher naturtreue'; besser ausgedrückt: von dem aufsergewöhnlichen und dem allgemein menschlichen. Lessing verstärkt nun die menschlichkeit, Schiller

steigert die majestät des schicksals, also das aufsergewöhnliche, Goethe dagegen scheint in der Gretchentragödie die richtige mischung gefunden zu haben, und damit ist ein abschluss der entwickelung erreicht — freilich müsten wir hinzusetzen, nur ein vorläufiger; aber W. geht auf das moderne drama nicht weiter ein. nach seiner ansicht müste nun die poetik der zukunft auf gleichem wege auch bei anderen völkern die entwickelung des tragischen bis zu einem ähnlichen abschlusse verfolgen und dann fragen: ist gemeinsames in all dem beobachtungsmateriale zu erkennen? nehmen wir an, die litterar-evolutionistische poetik sei bis zu diesem puncte gelangt. wer kann nun weiter helfen? wie ist es überhaupt möglich, in dieser buntheit den roten faden zu entdecken? nach W.s gewis richtiger ansicht muss die philosophie, speciell die psychologie, zu hilfe kommen. sie wird erwägen müssen, welche würkungen alle diese verschiedenen formen des tragischen auf die menschliche seele hervorbringen. was empfinden wir bei der tragödie? W. versucht auch hierfür eine antwort anzudeuten, indem er feinsinnig zwischen den empfindungen während des verlaufes der tragischen handlung und den empfindungen nach ihrem abschluss durch die katastrophe unterscheidet. wol fühlen wir furcht und mitleid für den helden, aber unser schlusseindruck ist weder furcht für ihn noch für uns, auch nicht mitleid für ihn; trotzdem erfahren wir eine tragische würkung; sie besteht in einer von jedem stoffe losgelösten erschütterung. die nächste frage ist, wie uns eine solche erschütterung angenehm, wolgefällig sein könne. W. meint, die tragische erschütterung enthalte zweierlei: erleichterung und anregung, — Schiller, welchen übrigens W. dabei nicht erwähnt, nannte dies anspannung und abspannung. anregung bietet nun aber jeder poetische genuss, also müsse die erleichterung die specifisch tragische würkung sein. diese erleichterung bestehe in der entladung der in uns verborgen ruhenden wehmut, in der entladung von einem uns immanenten thränenreiz. wir sind also auf diesem wege bei der aristotelischen ansicht angelangt; denn nach Bernays heifst eben katharsis: entladung. nach W.s meinung könnte demnach die litterar-evolutionistische poetik die viel behandelten worte des 'vaters der poetik' etwa übersetzen: die tragödie ist die nachahmende darstellung usw. . . . nicht durch erzählung, sondern 'durch mit-leiden und furcht bewürkend die entladung von solchen immanenten leidensempfindungen'. die tragische würkung wäre zu erklären als 'entladung von eigener immanenter wehmut vermittelst vorstellung eines starken, zur katastrophe führenden leidens eines anderen menschen, durch den blofsen schein der vorstellung losgelöst von aller im leben damit verbundenen unlust'. so glaubt W. gezeigt zu haben, wie er sich das gewinnen eines sicheren resultates durch seine methode denkt. man darf nicht vergessen, dass dieses resultat

ein hypothetisches und vorläufiges ist[1]; ob es sich bewähren wird, ist eine andere frage; sie zu bejahen würde ich nicht wagen und zwar aus folgendem bedenken: wir müsten annehmen, dass in uns wehmut gebunden sei, deren teilweise entladung durch die tragödie uns vergnügen macht; dies setzt natürlich voraus, dass für uns die immanente wehmut etwas unangenehmes sei; dann aber müste jene tragödie für uns die angenehmste sein, welche den gröstmöglichen teil von immanenter wehmut löste oder den stärksten reiz auf unsere thränendrüse ausübte. wohin kämen wir aber auf diesem wege als zu — Charlotte Birch-Pfeiffer und consorten? man sage nicht, dass ich übertreibe; diese meinung wäre nur die unzweifelhafte consequenz der W.schen ansicht. hier hat also die methode noch eine lücke, welcher sie die aufmerksamkeit im vollsten mafse wird widmen müssen.

W. geht kühn noch einen schritt weiter und wirft einen blick in das Kanaan der poetik auch für die andern gattungen der poesie. vielleicht, so träumt er, wird die poetik der zukunft nachweisen, die würkung der komödie sei 'entladung von eigenem immanenten lachreiz durch die vorgestellte lächerlichkeit anderer menschen'; wider müsten wir einwenden, dass dann etwa 'Die gigerln von Wien' eine vollendete komödie wären; wenigstens wird in Wien bei jeder aufführung gebrüllt vor lachen[2]. als würkung des epos, so sagt W. weiter, könne sich 'die entladung von uns immanenter neigung zur bewunderung (des erhabenen) durch vorstellung der gröfse, hoheit oder furchtbarkeit (bewundernswerter helden)', als würkung der lyrik 'entladung von eignen, in uns schlummernden empfindungen durch darstellung der empfindung anderer' ergeben, und somit wäre die würkung der poesie überhaupt: entladung von eigenen immanenten seelenaffectionen, tätige erleichterung der eigenen seele durch darstellung fremden lebens; da nun alle poesie auch anregen muss, würde sie durch darstellung fremden lebens nicht blos negativerleichternd, sondern auch positiv-bereichernd lust erwecken. ich glaube nicht, dass die psychologische beobachtung, welcher sich W. zur erläuterung bedient, unzweifelhaft richtig ist; denn einmal ist ihm die erschütterung die specifisch tragische würkung, dann aber entdeckt er sie auf allen gebieten der poesie; auch sinne ich vergebens nach, wie ein epos gleich der Odyssee zu W.'s formel passen soll.

[1] W. selbst hält es für möglich, dass die litterar-evolutionistische poetik zu einem ganz anderen ergebnisse kommen könne; er deutet eben nur den weg an. behält man dies im auge, dann wird man den anfangs verblüffenden satz s. 22f richtig verstehn, dass er diese definition durch seine methode 'unter benutzung des gesammtmaterials' und nicht blofs einiger 'classischer beispiele' gewonnen habe. allerdings greift auch er nur einige classische beispiele heraus, aber nur unter der annahme, dass sie ihm für jetzt das gesammtmaterial repräsentieren.

[2] auch macht W. keinen unterschied zwischen tragisch und tragödie, beziehungsweise komisch und komödie!

Ob W. gut daran tat, in so umfassender weise schon jetzt die resultate auszumalen, zu welchen die von ihm geplante poetik führen könne, möchte ich bezweifeln. er will wie wir alle eine inductive methode. da nun die poetik von den dichtungsarten handelt, diese aber durch dichtungen vertreten sind, so muss sie unzweifelhaft von den dichtungen ausgehn, und die frage kann nur sein, ob sie einige hervorragende werke jeder gattung herausgreifen dürfe, oder ob sie möglichst viele dichtungen durchforschen müsse. W. tritt für die zweite möglichkeit ein, und ich glaube nicht, dass er dabei opposition zu fürchten hat. je reicher das beobachtungsmaterial, desto sicherer die induction, desto geringer die fehlerquellen, desto wahrscheinlicher ein allgemeingiltiges resultat. das ideal wäre eine durchforschung aller dichtwerke aller zeiten. da dies natürlich unerreichbar ist, so müssen wir nach einem ersatz ausschauen. die litteraturgeschichte muss zu hilfe kommen, indem sie möglichst genau den tatbestand feststellt. und damit kommen wir zu einem puncte, den W. ganz aufser acht gelassen hat, obwol er für seine methode von einschneidender wichtigkeit ist. die litteraturgeschichte sucht nicht nur das wesen der litteraturwerke zu erfassen, sondern auch darüber ins reine zu kommen, wie sie auf ihre zeit würkten. das ist freilich meist recht schwer, viel schwerer als man glaubt. Scherer bemerkt gelegentlich in seiner Poetik, es wäre wichtig zu wissen, bei welchen stellen eines werkes die zeitgenossen gelacht haben; ebenso möchte man die stellen kennen, bei welchen sie geweint, sich erschüttert, bewegt usw. gefühlt haben. darauf vor allem müste es der litterar-evolutionistischen poetik ankommen. wir aber vermögen meist nur schlüsse zu ziehen, indem wir voraussetzen, die werke hätten auf die zeitgenossen denselben eindruck hervorgerufen, wie auf uns. das ist vielleicht ganz, mindestens aber zum teile falsch. Goethes Werther hat auf die schwärmerische generation seiner zeit sicher anders gewürkt, als auf uns. ja nehmen wir unsere zeit: Kellers novellen würken verschieden auf männliche und auf weibliche leser; das Oberammergauer passionsspiel würkt auf einen teil der zuschauer erbauend, auf andere ermüdend, auf weitaus die mehrzahl nur neugierstillend. lässt sich aus so verschiedenen eindrücken nun die künstlerische würkung des werkes objectiv ermessen? aber wir sehen bald, dass für die poetik diese würkung auf die zeitgenossen nicht das einzige ist. es gibt werke, welche nur auf sie würken, weil sie zeitlichen interessen dienen oder zeitliche voraussetzungen haben; sie kennen zu lernen ist mehr für die culturgeschichte wichtig, als für die poetik; selbst unsere litteraturgeschichte geht an ihnen meist achtlos vorüber, obwol sie das eigentliche litteraturleben ausmachen. anderseits gibt es werke, welche weit über ihre zeit hinaus würken; sie hat man im sinne, wenn man von einer weltlitteratur spricht. bei ihnen, so glaube ich, kann die poetik stehn

bleiben, weil wir hoffen können, dass ihre würkung eine rein künstlerische sei, losgelöst von besonderen anti- und sympathien, localen, zeitlichen, stofflichen und anderen kunstfeindlichen interessen. insofern darf sich die poetik allerdings auf einige 'classische beispiele' beschränken. sie bieten ihr ein material, das in gewissem betrachte schon bearbeitet ist. die oden Pindars haben auf Pindars zeitgenossen gewis anders gewürkt als auf uns; aber auf uns würken sie auch noch, auch dann noch, wenn wir nicht etwa das historische, culturhistorische, philologische interesse vorwalten lassen. wir dürfen demnach wol annehmen, dass in ihnen ihre gattung bis zu einem gewissen grade typisch auftritt; wenn wir sie also als 'classisches beispiel' herausgreifen, so begehn wir keinen fehler, sondern dürfen hoffen, das richtige getroffen zu haben. es ist ein weiterer schritt, dass wir uns nun die psychologische würkung der übrigen werke nach diesem vorbild auszumalen suchen.

Hans Sachs nennt allerdings erst jene dramen tragödien, welche einen 'absolut traurigen, entsetzlichen endeindruck' hervorrufen; die poetik W.'s sucht diese tatsache psychologisch, andere zeiten vergleichend, zu erklären und muss sagen, dass eben erst solche tragödien die zeitgenossen zu erschüttern vermochten. das ist aber bereits angewandte poetik, und diese bildet einen teil der litteraturgeschichte. nehmen wir mit W. an, dass die von ihm geplante litterar-evolutionistische poetik für die tragödie wider bei Aristoteles anlangt, dann ist ihre durchführung eigentlich nur eine probe für das, was die poetik längst auf grund einiger 'classischer beispiele' erforscht hat, also nicht so sehr die voraussetzung als die bestätigung der poetik und ihrer erkenntnisse. sie ist aber nötig, um zu erkennen, inwiefern die 'classischen beispiele' eben classische beispiele werden konnten, sie ist nötig, um vergleiche anstellen, um psychologische schlüsse ziehen zu können.

Aber sie hat noch eine zweite bedeutung, und deshalb dürfen wir uns mit den resultaten der eklektischen poetik nicht begnügen. sie sucht nämlich an dem historisch erfassbaren materiale die gesetzmäfsigkeit der erscheinungen zu erkennen, um historisch dunkle zeiten aufzuhellen, und so verstehn wir auch, weshalb W. sein litterar-evolutionistisches princip mit der frage nach der urform der poesie verquickt. hier lässt ihn aber die vorsicht im stiche. nach s. 32 denkt er daran 'ein ganzes gebäude' der poetik auf der alten annahme einer e p i s c h e n g r u n d f o r m zu errichten, er bittet 'um förderung seiner studien durch einwürfe namentlich gegen seine annahme einer epischen grundform der poesie' und plant doch schon von hier ausgehend eine geschichte der einzelnen dichtungsgattungen. erstaunt fragt man sich, ob W. denn würklich mit seiner methode schon so weit sei. sollen wir glauben, dass seine resultate nicht blos hypothetisch, sondern

früchte seiner studien unter berücksichtigung des gesamtmateriales seien? dann wäre naturgemäfs unsere stellung zu dem hefte eine ganz andere. aber wir haben es wol auch hier nur mit einer vorläufigen idee zu tun, ja mir kommt vor, als habe sich W. die haupteinwendung gegen seine ansicht noch nicht einmal klar gemacht.

Soweit ich sehn kann, sind wir gegenwärtig keineswegs schon im stande, die frage nach der urform der poesie anders als durch speculation zu beantworten; von einer irgendwie wissenschaftlichen begründung durch litterar-evolution kann noch gar keine rede sein. was W. anführt, sind behauptungen, keine beweise. meines erachtens muss man bis zu der frage zurück: was veranlasst zuerst poetische aussprache? war das bestreben, jemandem etwas mitzuteilen, oder die innere nötigung, etwas auszusprechen, das ursprüngliche? wollte man zuerst durch erzählung eine würkung auf andere ausüben (episch), oder wollte man ein 'inneres erlebnis' loswerden (lyrisch)? bevor nicht die genaueste beobachtung der ältesten poesiereste darüber klarheit verbreitet hat, lässt sich gar nichts feststellen, ja mich will bedünken, dass nach unserer bisherigen kenntnis die epische grundform der poesie recht zweifelhaft sei (vgl. Lyrik und lyriker s. 113 f). gehn wir von der übereinstimmung der menschen- und tierwelt aus, dann führt uns die speculation auf die lyrische urform. der schrei, das jauchzen sind gewis die ursprünglichsten lyrischen äufserungen des menschen und wol auch der menschheit, es fragt sich nur, ob solche lyrische aussprache der anfang der poesie sei. ich glaube ja und glaube auch — das verlangt W. —, dass wir ganz gut den weg zum epischen daraus construieren können. betrachten wir etwa kinder oder naturvölker (aao. s. 451 f)! wenn der australneger singt: 'unstät der wind — o! unstät der wind — o!', was tut er anders als sein lyrisches gefühl aussprechen, aber dadurch, dass er das äufsere erlebnis nennt und sein inneres erlebnis nur in den schrei 'o' kleidet; dieser vers ist lyrisch ohne 'ein product erst der reflectierten stimmung' zu sein (W. s. 10). nun denke man sich einen vers: 'der wind ist unstät!' haben wir darin nicht sogleich die voraussetzung eines zuhörenden, also einen epischen vers? was auf den dichter eindruck gemacht, in ihm ein inneres erlebnis hervorgerufen hat, das sucht er nun einem anderen mitzuteilen, doch aus keinem anderen grund, als um auch in ihm eine würkung zu erzielen. das setzt aber einen ungleich verwickelteren seelenvorgang voraus, als das aussprechen des lyrischen. mir fällt natürlich nicht ein, diese schwierige frage mit solchen erwägungen entscheiden zu wollen, aber mir scheint notwendig, W. auf solche allernächst liegende speculationen hinzuweisen, um ihn vor einem abweg zu warnen[1].

[1] W. täuscht sich darin, dass die annahme einer der epischen periode vorausgehenden lyrisch-hymnischen eine art parteisache von 'Scherers kreis' sei. auch ThBergk spricht in seiner Griech. litteraturgesch. I 404 die über-

Ich will nicht fortfahren, alle stellen von W.s schriftchen zu besprechen, bei welchen mein exemplar fragezeichen aufweist; aus dem gesagten wird hoffentlich klar geworden sein, dass W.s einfälle geistreich sind, aber doch nur einfälle, dass er nicht recht tat, in einem atem eine neue, wesentlich inductive methode der poetik zu verlangen und die wahrscheinlichen resultate dieser poetik auszusprechen, da man hierdurch den eindruck einer induction mit gebundener marschroute empfängt. ich halte für richtig, dass W. von der poetik vergleichende litteraturgeschichte (aber in höherem sinn als sie mitunter gefasst wird) und psychologie fordert, aber ich sehe sie doch nur als einen zweig der ästhetik an, und das scheint W. nicht zu tun.

Mit den beiden seiten der Prolegomena, die hervorgehoben wurden, berühren sich die zwei anderen im titel genannten schriften; Bergers Vorträge behandeln die tragödie und treffen in einigen puncten mit W. zusammen, Jacobowskis Anfänge dagegen sind ausschliefslich der frage nach der poetischen grundform gewidmet.

vBergers buch nimmt man mit begreiflicher spannung in die hand. einem dichter, der als dramatiker und lyriker durchaus nicht auf der breiten heerstrafse wandelt, der als secretär des Wiener Burgtheaters durch längere zeit mit Sonnenthal diese wichtige bühne geleitet hat, der als privatdocent der philosophie an der Wiener universität vorlesungen unter dem titel 'Beiträge zur ästhetik und technik des dramas' hielt und sie nun als Dramaturgische vorträge veröffentlicht, bringt man das günstigste vorurteil entgegen. der theoretiker erwartet von ihm aufschlüsse, wie sie nur das lebendige zusammenwürken mit einer der ersten deutschen bühnen, der innige contact mit dem modernen wie classischen drama, die eigene dichterische tätigkeit gewähren kann. der erste eindruck des buches wird aber bei jedem kundigen wol nur enttäuschung sein, bittere, vollständige enttäuschung. man hat erkenntnis erwartet und wird mit phrasen abgespeist, man hoffte winke über dramatische technik zu erhalten und muss kokette scheinweisheit hinnehmen, man war begierig die schöne form zu geniefsen und findet eine überaus flüchtige, saloppe, unsorgfältige darstellung, einen aufdringlichen, hochmütig bescheidenen ton. wenn B. von den dramen spricht

zeugung aus, schon vor Homer habe es hymnendichter und priesterliche sänger gegeben, von denen uns nichts erhalten sei. ich betone diesen punct, weil mich dieser seitenhieb W.s verletzt hat. muss denn immer und immer wider in jede sachliche untersuchung persönliches gezerrt werden? glaubt W. würklich, dass irgend jemand, der wissenschaftliche wahrheit und, wo die unmöglich ist, wahrscheinlichkeit anstrebt, blind und kritiklos fremdes meinen sich aneignen wird? wenn ich Scherers(?) hypothese vor der W.schen den vorzug gebe, so bin ich mir bewust, dies nicht zu tun, weil ich zu 'Scherers kreis' gehöre, sondern weil mir bis jetzt diese meinung begründeter erscheint. vielleicht gelingt es W., mich vom gegenteil zu überzeugen, dann werde ich es gewis eingestehn und mit mir jeder aus Scherers kreis, aber mit ein paar hingeworfenen worten kann diese ansicht nicht widerlegt werden.

und seine ansichten im einzelnen entwickelt, da sieht man ihn in seinem elemente, da lässt sich etwas von ihm lernen. sobald er aber von den dramen zum drama aufsteigt, wird er unbeholfen, willkürlich und der angenehme eindruck verwischt sich. leider aber besprechen nur sechs von den funfzehn vorträgen einzelheiten. der grund für B.s scheitern im theoretisieren liegt wol in seinem mangel an sicherer methode, wenigstens gelingt es nicht, sich von seiner methode ein bild zu machen. B. geht weder von den dramen aus, um vergleichend seine resultate zu gewinnen, noch von einer idee, die am einzelnen durchgeführt würde. er verwirft die litteraturgeschichte (vgl. zb. s. 67 f), er verwirft aber auch die philosophische ästhetik (s. 13), trotzdem verlangt er eine 'gesetzgebende ästhetik' (s. 68), freilich mehr vom standpuncte des theaterdirectors als des ästhetikers; ja in gewissem sinne (vgl. s. 242) lässt er nur eine technik des dramas gelten. in den vorträgen tritt nun aber er selbst als gesetzgeber auf, und sein eclecticismus kennt nur die éine methode: sic volo, sic iubeo, dh. eben gar keine methode. dadurch erhält das buch einen dilettantenhaften anstrich, man wird unwillig, immer wider auf das liebe 'ich' des autors zu stofsen, welches all das 'gedacht und erkannt' hat (s. 6) und jede autorität verwirft. B. ist gewis mit der dramatischen litteratur innig vertraut, seine vorträge hätten aber in dieser form nicht dem druck übergeben werden sollen, sie sind unfertig, eilig zusammengerafft, weder tiefsinnig noch neu in ihren ansichten, obwol sie manches interessante enthalten.

Bezeichnend für B.s art ist eine stelle auf s. 254; er will 'die methode, nach der Shakespeare den Hamlet characterisiert, klar machen' und hofft dies am besten zu erreichen durch 'einige worte über dramatisches characterisieren im allgemeinen'. B. steigt also nicht vom einzelnen zum allgemeinen auf, sondern er sucht das einzelne durch allgemeine erwägungen zu erläutern, die nun ad hoc angestellt werden und darum nicht notwendig erscheinen. da sind die vorträge, welche RGMoulton in Oxford hielt (Shakespeare as a dramatic artist 1885), in jeder hinsicht instructiver; B. scheint sie nicht zu kennen, sonst hätten sie s. 259 genannt werden müssen.

Von B.s ausführungen über einzelnes sei vor allem der interessante versuch (s. 168—190) hervorgehoben, Grillparzers Esther zu reconstruieren; sehr einleuchtend begründet er das, was wir durch frau vLittrow von dem weiteren plane erfahren, aus dem fragmente. hier zeigt sich B. feinfühlig und glücklich. sehr wahrscheinlich ist die behauptung, dass die Jüdin von Toledo die erbin Esthers sei. der 'Jüdin' sind zwei vorlesungen gewidmet (s. 34—64), hauptsächlich um den schluss zu motivieren und die figur Alfonsos zu erfassen; gelungen ist der vergleich mit Hebbels Agnes Bernauer. B. hat aber nicht erkannt, dass sich seine beobachtungen an Rachel, Agnes, später an Ophelia zu einer all-

gemeinen formel dramatischer technik zusammenfassen liefsen. ich verweise auf ein im nächsten jahr erscheinendes heft unserer Beiträge zur ästhetik, in welchem ich das 'Spiel und gegenspiel in Schillers dramen' behandle; ich zeige darin, dass in sehr vielen dramen alter und neuer zeit zwischen der gruppe des spielers und des gegenspielers eine mittelgruppe steht, die, wenn man so sagen darf, das kampfobject repräsentiert; die figuren dieser gruppe sind in gewissem sinne opfer, welche zu grunde gehn, ohne dass wir ihre tragische schuld nachzuweisen vermöchten. sehr häufig sind die dramen nach diesen personen betitelt, was gerade bei Grillparzers Jüdin der fall ist. dadurch werden meines erachtens einige zweifel gelöst, mit denen sich die theorie oft vergebens abplagte.

Eine sehr hübsche hypothese trägt B. (s. 132—148) über Hamlets wahnsinn vor, indem er den Goethischen gedanken modificiert und sagt, dass in dem drama nicht eine grofse tat auf eine seele gelegt sei, die ihr nicht gewachsen ist, sondern eine tat, die ihr widerstrebt, weil sie unter ihrer würde ist (s. 148); daraus folgert er dann Hamlets wahnsinn. gegenüber HTürk läugnet er, dass Shakespeare in Hamlet eine entwickelungsphase des jünglings habe darstellen wollen, betont vielmehr, freilich ohne diesen ausdruck zu brauchen, das symbolische des werkes. überhaupt ist ihm der unterschied zwischen symbolisch und allegorisch (vgl. Anz. 15, 261 f) nicht klar; deshalb nennt er seine auffassung des Gyges (s. 191—210) symbolisch, obwol sie allegorisch ist. beistimmen wird man B. in der unterscheidung von naturalismus der form und des gehalts, sowie in den folgerungen daraus (s. 83—98); gewis richtig ist auch die ansicht (s. 116 ff), zweck des dramas sei die darstellung des psychischen durch physisches. was er weiter daraus entwickelt, erscheint mir dagegen unrichtig, obwol er so grofses gewicht darauf legt. B. meint nämlich, um es recht drastisch auszudrücken, der dramatiker sei nicht der alleinige verfasser des dramas; der schauspieler, der regisseur, der theateringenieur (wie man im 17 jh. sagte) seien mitverfasser, weil das drama ohne bühne nur etwas halbes sei. B. scheint mir damit auf einen abweg geraten. eine lebensbedingung des menschen ist die luft, ist aber deswegen die luft der mensch oder bildet sie auch nur einen teil des menschen? lebensbedingung des dramas ist die aufführung, soll aber deshalb die aufführung das drama sein? schon was B. s. 129 f über den Macbeth sagt, widerlegt ihn; er meint, zu Shakespeares zeit konnte die aufführung einfacher sein, weil seine zeitgenossen lebhaftere phantasie hatten; damit ist eben ausgesprochen, dass das äufsere nur nebensache sei und nicht zum drama gehöre. ich sehe die scenierung nur als hilfe für die phantasie an und kann dieses accidens schon deshalb nicht als teil des dramas fassen, weil nicht alle menschen derselben hilfe bedürfen. wichtig dagegen

ist, was B. von dem 'mengegefühl' sagt, weil es uns den unterschied der würkung von dramen bei einsamem lesen, beim vorlesen und bei der aufführung erklärt. GOhnet hat in seinem romane Lise Fleuron dieses 'mengegefühl' lebhaft geschildert. sehr klar sind auch die gedanken über die bedeutung der ausstattung, und die thesen s. 131 f müssen beachtet werden. hier spricht B. eben als genauer kenner des theaters, und wie sehr ihm dies am herzen liegt, beweist der umstand, dass in 5 vorträgen eigentlich nur davon gesprochen wird (I. II. VII. VIII. XIV)[1].

Damit glaube ich aus B.s buch das wichtigste hervorgehoben zu haben[2]; nur an éinem puncte soll noch gezeigt werden, wie grofs für die poetik die schwierigkeiten wahrer erkenntnis sind, weil die beobachtungen der forscher sich widersprechen. B. und Wolff treffen in dem gedanken zusammen, in Aristoteles' ausspruch über die katharsis stecke das gefühl, dass die tragödie den menschen befähige vom einzelschicksal abzusehn und 'das ganze menschenleben mitzuleben' (Wolff s. 25. B. s. 106); trotzdem gehn sie so weit auseinander, dass B. s. 37 behauptet, jeder vater erlebe andeutungsweise das Learschicksal, während Wolff s. 19 vom Lear ua. meint: 'wer von uns wird ähnliche geschicke für sich fürchten?' nur eines von beiden kann richtig sein, und doch nehmen B. und Wolff diese gegensätze zu ausgangspuncten ihrer darstellung.

Anders ist die verschiedenheit zwischen Wolffs und Jacobowskis ansichten aufzufassen; hier handelt es sich um hypothesen, nicht um beobachtungen, oder, besser gesagt, um beobachtungen ganz anderer dinge; ja ich möchte behaupten, dass sich die scheinbar widersprechenden meinungen beider bis zu einem gewissen grade vereinigen lassen.

Jacobowskis untersuchung bin ich von anfang bis zu ende mit dem grösten interesse gefolgt, mit einer art von überraschter freude; denn was er vorbringt, ist im wesentlichen mit dem identisch, was ich in meinem werke Lyrik und lyriker aus einem anderen gesichtspuncte heraus gefunden habe. er sucht der poetischen urform auf ontologischem wege nahe zu kommen. er betrachtet die kinderseele in ihren ersten äufserungen und zieht aus den beobachtungen der physiologen und psychologen schlüsse für den urmenschen. dabei entdeckt er denn ursprünglich überall nur lyrik, wenn wir die äufserung von empfindungen durch laute lyrik nennen. diese laute können aus doppelten erlebnissen hervor-

[1] in der ersten vorlesung stellt er neben das buchdrama die bucherzählung und die buchlyrik, um sie ebenso zu verwerfen; bucherzählung ist ihm jede erzählung, welche man sich nicht erzählt denken könnte, buchlyrik jedes gedicht, das nicht gesungen werden kann; er vermag nun nicht zu bestreiten, dass sich bucherzählung und buchlyrik geltung erkämpft haben, was dem buchdrama nicht gelang; daraus folgert er eben, dass zum drama die scenierung ebenbürtig mit dem dichten gehöre.

[2] die vorlesung, welche die frage 'was ist dramatisch?' behandelt (s. 211 bis 226), kommt weiter nicht in betracht, denn das spannende und das erregen von gefühlen ist eben poetisch und nicht dramatisch; Berger bleibt die antwort schuldig.

gehn, aus dem lust- und dem unlustgefühl, ja der erste laut, welchen das kind ausstöfst, ist, so sagt J., gewissermafsen 'das erste lied vom schmerz'. hier gleich müssen wir widersprechen: wäre der ausdruck richtig, dann hätte Wolff mit seiner behauptung recht, eine solche lyrik sei bereits das product reflectierter stimmung. wir müssen vielmehr sagen: der schrei ist das erste lied des schmerzes. die forschung wird nachweisen müssen, wie aus einer lyrik des schmerzes eine lyrik vom schmerze hat werden können; und gelingt das, dann dürfen wir hoffen, eine völlige klärung der frage erreicht zu haben. J. hat das richtige gefühlt, aber immer wider von neuem jenen irrtum begangen; das ist mein haupteinwand gegen seine schrift. halten wir uns an die reine urlyrik als lautlichen ausdruck von sinnesempfindungen, so haben wir von anfang an eine doppelte lyrik, weil sowol die lust- als die unlustgefühle durch laute, dh. lyrisch geäufsert werden. J.s folgerungen aus dieser grundbeobachtung müssen von jedem zugegeben werden. er meint, für diese lyrische äufserung komme zweierlei in betracht, erstens die gefühlsruhe, welche keineswegs identisch ist mit empfindungslosigkeit, aber unproductiv bleibt, und zweitens das plötzliche oder allmähliche eintreten von lust und unlust, welches lyrisch allein productiv wird. durch ein gefühl, welches die seele aus einem indifferenten zustande aufrüttelt, entsteht der erste laut, also die urlyrik, aber auch die ursprache, nämlich die interjection, und wol auch der urgesang, sodass poesie, sprache und gesang 'drei zweige derselben wurzel' wären.

J. sucht nun das wesen der urlyrik zu erfassen und den sichtbaren unterschied zwischen urlyrik der lust und urlyrik der unlust zu erklären, kommt dabei aber zu einer behauptung, die mir bedenklich erscheint. es ist gewis richtig, dass wir die lustempfindung geniefsen, ohne viel nach ihrer ursache zu fragen, dass wir dagegen 'ungemein spürig im aufsuchen der ursachen der unlustempfindung' sind. führen wir nun die unlustempfindung auf ursachen zurück — die operation mag richtig oder falsch sein; das kind schlägt den tisch, an dem es sich gestofsen hat —, so nehmen wir eine verstandesoperation vor; die äufserung der lust wird länger rein lyrisch bleiben, in die äufserung der unlust wird sich eher ein verstandesmäfsiges, lyrikfeindliches element mischen. mit andern worten, die lust fördert, die unlust hindert reine lyrik. hier beginnt sofort eine differenzierung, welche der lyrik bis zum heutigen tag geblieben ist. der schrei aus lust und der aus unlust sind ursprünglich gleich, nur verschieden im ton (gesang) und in der begleitenden mimik, sind reine lyrik. aber beim unlustgefühl ist der primitive mensch früher geneigt, nach dem unlusterreger auszuschauen; das kind wird viel eher 'dummer tisch' rufen, als 'liebe milch'. der dank ist eben ein zeichen höherer cultur, während der undank, dh. das vergessen der lustquelle, das natürlichere ist. unlustempfindungen lassen gröfsere erinnerungsreste zurück als lustempfindungen, sagt J. (s. 33) richtig: 'schaden macht klug',

'das gebrannte kind scheut das feuer', so drückt das sprichwort, diese einfachste und tiefsinnigste psychologie, unsere erfahrung aus. worin besteht nun der unterschied zwischen dieser doppelten äufserung des unlustgefühles? das eine mal drängt der innere gefühlsvorgang unwillkürlich den laut hervor, nur das innere erlebnis wird ausgesprochen, das andere mal gesellt sich dazu schon die aussprache des äufseren erlebnisses, es ist eine zweigliedrigkeit eingetreten, die weiterer ausbildung fähig und bis heute dem einfachen volkslied eigen ist (vgl. Lyrik und lyriker s. 403 ff). mir scheint dies für die entwickelung der poesie von wichtigkeit; eine andeutung mag genügen. das erste zurückführen einer unlustempfindung auf die ursache wird, so können wir beim kinde noch heute sehn, wesentlich anthropomorphisch sein, dh. ein voraussetzen von inneren regungen bei dem unlusterreger, wie sie das kind an sich selbst kennt. natürlich gehört dazu schon ein höherer grad von entwickelung. in solchem rudimentären anthropomorphismus haben wir das erste zeichen der phantasietätigkeit, deren auftreten J. zwar im 7 cap. berücksichtigt, aber nicht entwickelt. dieser anthropomorphismus ist jedoch nötig, um das entstehn von poesie im engeren sinne des wortes zu begreifen.

Und damit sind wir bei dem entscheidenden punct angelangt. alles was J. so treffend von der urlyrik sagt, gilt von ihr, so lange sie die einzige urpoesie ist, so lange die poesie noch die unwillkürliche äufserung von lust- und unlustgefühl genannt werden kann. in dem augenblick, da der primitive mensch mit seiner äufserung sich an ein anderes individuum wendet, wahrscheinlich zuerst an das weibchen, zeigt die poesie einen andern character; sie sucht würkungen zu erzielen, das, was sie selbst fühlt, auf einen andern zu übertragen (vgl. oben s. 160), sie hat ein publicum und das ist die urform einer dichtungsgattung, für welche wir keinen namen haben: wir scheiden sie in epik und dramatik. unter poesie im engeren sinne aber verstehn wir eben poesie für ein publicum. Wolff hat einzig diese poesie vor augen, wenn er ihre anfänge sich episch vorstellt, J. verfolgt gerade nur den weg bis zum entstehn einer solchen poesie. damit glaube ich, ist auch erwiesen, weshalb ich mit Scherer eine doppelte bildung der lyrik annehme; sie ist eben selbst eine doppelte: die reine, dh. die unwillkürliche äufserung von inneren vorgängen, und die lyrik für ein publicum. es erklärt sich, dass die lyrik, obwol die urform der poesie, doch in den litteraturen zeitlich später begegnen muss, ergibt sich aber auch, weshalb die urepik so stark lyrisch, die älteste lyrik so episch gefärbt ist. wird diese deduction zugegeben, so schwinden alle schwierigkeiten, und die scheinbar sich ausschliefsenden gegensätze sind vermittelt. ich möchte den unterschied so ausdrücken: J. fragt nach den anfängen der poesie, W. nach den anfängen der litteratur, poesie aber war da vor der litteratur, und so haben beide recht.

Nun vermag man aber auch J.s polemik gegen Scherer und mich (s. 37 ff) zu widerlegen. Scherer suchte sich klarheit darüber zu verschaffen, wie das unangenehme gegenstand der poesie werden konnte, dh. gegenstand der litteratur. J. bestreitet die richtigkeit dieser fragestellung, weil er eine urlyrik der unlust nachweist; wider zeigt sich sein grundirrtum: es ist eben ein unterschied, ob ich aus schmerz oder ob ich den schmerz 'singe'. Scherer hatte ebenso wie ich das zweite im sinne, während J. beides identificiert und daher gegen windmühlflügel kämpft. so construiert er eine lyrik des hungers, nämlich die sogenannte 'sociale lyrik' (s. 80): das ist aber eine lyrik vom hunger, also etwas ganz anderes.

Zum schlusse möchte ich einen einfall erwähnen mit rücksicht auf s. 48 ff, für welchen mir aber noch die physiologische begründung fehlt. ich glaube, dass lust und unlust eine veränderung der herztätigkeit zur folge haben, welche sich in der veränderung des atemholens äufsert und bewegung dh. veränderung des ganges hervorruft, sodass wir das einigende princip für diese drei begleiterscheinungen der urpoesie hätten. jeder von uns kann an sich selbst die probe machen und den physiologischen grund fühlen. darin haben wir dann die entwickelung von rhythmus und tanz für die urpoesie.

J. hat mit grofsem scharfsinn unter berücksichtigung der modernen psychologie die frage der urpoesie genau studiert und klar dargestellt. sein heft verdient sorgfältiges erwägen sowol der methode als der resultate. auf eine beobachtung, welche J. dem ethnologen WTiesler dankt, lenke ich noch besonders die aufmerksamkeit (s. 115); es sollen nämlich diejenigen völker, welche die besten singvögel besitzen, auch die meisten und schönsten volkslieder haben, während völker, die keine singvögel ihr eigen nennen, auch keine lieder kennen. es wäre sehr interessant und wichtig dieser beobachtung nachzugehn, die eine weite aussicht eröffnet; mir war die tatsache ganz neu, und so geht es vielleicht auch anderen.

J. verheifst eine 'Physik der lyrik', auf die man gespannt sein kann; hoffentlich nimmt er darin zu meinem werke Lyrik und lyriker bereits stellung.

Burgfried bei Hallein 16. 9. 90. R. M. Werner.

Litteraturnotizen.

Die letzten schicksale der Krimgoten von FBraun. separatabdruck aus dem jahresbericht der reformierten kirchenschule zu SPetersburg 1889/90. SPetersburg, buchdruckerei RGolicke, 1890. 88 ss. 8°.* —

* [vgl. Litteraturbl. f. germ. und rom. phil. 1891 nr 1 (OBehaghel). — DLZ 1891 nr 12 (FWrede).]



unter völliger beherschung und kritischer verwertung der weitverzweigten litteratur orientiert nicht nur die kleine schrift vortrefflich über die wechselsreiche geschichte der in die Krim verschlagenen gotischen stämme von ihren ersten spuren zu beginn des 5 jhs. an bis auf das j. 1778, wo die kümmerlichen reste, um der tyrannei der Tataren zu entgehn, nach Russland auswanderten und von Katharina II am Asowschen meere angesiedelt wurden; sondern sie unterwirft auch die bekannten nachrichten Busbecks über die sprache dieser Krimgoten einer ebenso sorgfältigen wie besonnenen untersuchung. als sicheres resultat ergibt sich daraus namentlich, dass das vielberufene liedchen, das Busbeck mitteilt (am zugänglichsten abgedruckt Zs. 1, 359), keineswegs gotischen, vielmehr tatarisch-türkischen ursprungs ist und von einer überschwemmung handelte. St.

Ein arabischer berichterstatter aus dem 10 oder 11 jh. über Fulda, Schleswig, Soest, Paderborn und andere deutsche städte. zum ersten male aus dem arabischen übertragen, commentiert und mit einer einleitung versehen von dr Georg Jacob. Berlin, Mayer & Müller, 1890. 20 ss. 8⁰. 1 m.* — ein langer titel für ein kurzes buch — nur 16 seiten (5—20) umfassend; — aber der inhalt ist recht beachtenswert. in der Kosmographie des Quazwini [Zakarija Ben Muhammed Ben Mahmud el-Cazwini, 2 teile, hsg. von FWüstenfeld. Göttingen 1848/49], der im 13 jh. schrieb, finden sich bruchstücke aus berichten von Arabern über ihre beobachtungen im abendlande, die J. im gegensatz zu früheren annahmen auf eine im 11 jh. verfasste geographie und weiter auf eine maurische gesandtschaft, die 973 zu Otto dem grofsen nach Merseburg kam, zurückführt. der beweis sei der prüfung der orientalisten überlassen, streng ist er keinesfalls, aber das ergebnis scheint mir eine bestätigung in dem inhalt zu finden. von Schleswig heifst es nämlich, dass die einwohner noch heidnisch seien und nur eine kleine anzahl Christen. das passt eher auf das 10 als auf das 11 oder 12 jh. die nachrichten enthalten keine geschichtlichen ereignisse, sondern beobachtungen, wie sie ein gebildeter beobachter im vorübergehn macht. so schildert er bei Utrecht die gewinnung des torfs, 'eines lehms, welcher die stelle des holzes vertritt', die opfer in Schleswig, die gottesurteile ua. besonders wichtig scheint mir, dass wir einen einblick gewinnen in die unbefangenheit, mit der diese Orientalen den westen betrachteten, und dann die tatsache, dass eine gröfsere reihe von orten Deutschlands diesen aus wirtschaftlich entwickelteren und reicheren landen stammenden beobachtern als nennenswerte städte erschienen. für diese beobachtung ist es sehr wertvoll, dass der bericht in das 10 jh. zurückzureichen scheint.

Münster i/W. Georg Kaufmann.

Über die träume in der altnordischen sagalitteratur von dr Wil-

* [vgl. Nd. corresp. 14, s. 86 (HJellinghaus). — DLZ 1890 nr 52.]

HELM HENZEN. Leipzig, Gustav Fock, 1890. 89 ss. 8⁰. 2 m.* — es war ein ganz glücklicher gedanke, die träume in der altnordischen litteratur zum gegenstande einer specialuntersuchung zu machen. H. zeigt eine anerkennenswerte belesenheit, obgleich der leser nicht die volle sicherheit gewinnt, dass das ganze material verwertet wurde, und er hat die verschiedenen vorstellungen übersichtlich und mit geschick gruppiert, sodass die schrift auch als nachschlagebuch gute dienste leisten kann. ich verweise besonders auf die sprachlich interessante zusammenstellung über den redensart- und wortwitztraum s. 44 ff. viele neue ergebnisse kamen dabei allerdings nicht zum vorschein, und mitunter sind H.s aufstellungen nicht genügend gestützt: so der nachweis, dass der traum lediglich ein verkehrsmittel zwischen mensch und mensch war, und dass die götter erst in christlicher zeit im traume auftreten, als sie zu unholden und dämonen herabgesunken waren. wenn die götter, wie zahlreiche beispiele in der altn. litteratur dartun, es nicht verschmähten, im prosaischen leben mit den sterblichen zu verkehren, so ist nicht einzusehen, weshalb sie es nicht in der luftigen traumwelt hätten tun sollen. bemerkenswert sind die parallelen, die H. aus dem anglonormannischen Rolandsliede bringt, wo man in der tat einen zusammenhang mit der nordischen litteratur annehmen darf s. 38. 42.

An der spitze des buches steht eine abhandlung über die etymologie des wortes *draumr*. es wird auf die wurzel *druh*, nachstellen, schädigen, zurückgeführt, aus welcher sich einerseits eine pessimistische wortreihe, *trug*, *draugr* (unhold), *traum*, entwickelt hat, anderseits eine optimistische, got. *driugan*, ags. *dreám*, fröhliches treiben. man fasste den krieger als schädiger auf, wie das altn. adj. *gramr* 'feindlich' heifst, als subst. aber die bedeutung 'fürst' angenommen hat. das wird sehr überzeugend nachgewiesen. wol mit recht verwirft H. die deutung des wortes *draumr* als 'trugbild' und erklärt es als 'totenerscheinung, totentraum'; vgl. altn. *draugr*. die seelische erregung, welche der traum im naturmenschen hervorrief, war gewis zu grofs, um ihn von vornherein als trugbild zu bezeichnen.

Wien, september 1890. FERDINAND DETTER.

Ein gralbuch von G. GIETMANN S. J. a. u. d. t. Klassische dichter und dichtungen III. Freiburg, Herder 1889. LV und 648 ss. 6 m.** — nachdem der jesuitenpater G. im 2 bande seiner beleuchtung 'classischer dichter und dichtungen' (Parzival, Faust, Job) den Parzival Wolframs vom ultramontanen standpuncte aus einer kritik unterzogen und dabei natürlich wenig gutes an ihm gefunden, dafür aber selbst einen entwurf zu einem Parzivaldrama vorgelegt hatte, der eben in der verherlichung des papsttums als

* [vgl. Zs. f. österr. gymn. 1890 s. 1003 (RHeinzel). — Litt. centr. 1890 nr 35 (-gk).]

** [vgl. DLZ 1890 nr 40 (EMuret).]

der höchsten gewalt und des unbedingten leiters alles irdischen gipfelte, will er nunmehr in diesem 3 bande diejenige der verschiedenen graldichtungen dem deutschen volke zugänglich machen, welche seiner meinung nach die idee der gralsage am vollkommensten und reinsten zum ausdruck bringt. dies ist der von Potvin Mons 1866 herausgegebene 'Perceval le Gallois' (keltischer text mit englischer übersetzung in der ausgabe des doppeltextes der grofsen Gralsuche von Williams: Y Seint Greal. by Rob. Williams, London 1876). G. nennt ihn 'den grofsen Parzivalroman' oder 'Parzival und der heilige Gral'. es ist nun gewis schon ein grofses verdienst, dass verf. das umfangreiche werk ins deutsche übertragen hat (s. 1—386); denn die beschäftigung mit dem wenig beachteten romane, welche doch auch für das studium des Wolframschen Parzival nicht gleichgiltig ist, wird dadurch erleichtert. die prüfung der übersetzung auf ihren wissenschaftlichen wert hin muss ich freilich andern überlassen, da ich des altfranzösischen nicht kundig bin. stilistisch fällt sehr unangenehm die vom verf. ganz besonders bevorzugte inversion nach 'und' auf. gewis ist diese construction hier und da auch von den meistern der sprache, von Luther bis JGrimm, in loserer redeweise gebraucht worden; aber wenn, wie hier, geradezu ein princip daraus gemacht wird, so legen wir das buch schliefslich mit unbehagen und ärger bei seite. aber auch abgesehen davon wird gar mancher, wenn er das buch nicht gerade zu wissenschaftlichen zwecken in die hand nimmt, bei der lectüre die absicht des verf.s merken und — verstimmt werden. der hierarchische, das weltliche rittertum bekämpfende geist und die verherlichung der kirche auf kosten der weltlichen macht durchzieht den ganzen roman, und das ist allein der grund, weshalb der verf. den wert desselben so hochstellt. und was nicht im texte schon selbst steht, das tut er durch allegorische auslegung in seinen erläuterungen noch hinzu.

Verf. sucht aber seine beurteilung der erzählung auch wissenschaftlich zu stützen, indem er sie als die älteste und ursprünglichste aller vorhandenen gralgeschichten zu erweisen sucht. auch Potvin hatte das allerdings behauptet; dagegen hatte Birch-Hirschfeld sie als die jüngste bezeichnet. wir wollen nicht behaupten, dass Birch-Hirschfelds beweisführung schlagend wäre, aber soviel ist sicher, dass in der ganzen gestaltung des romans, nämlich gerade in seiner tendenz und in der aufnahme und oft willkürlichen verquickung der verschiedenartigsten bestandteile das wichtigste kriterium für seine späte abfassung liegt. auf das äufsere zeugnis des erzählers selbst in einer schlussbemerkung ist eben wider der tendenz wegen gar kein gewicht zu legen. warum könnte der geistliche verf. sich hier nicht ein poetisches gegenstück zu den pseudoisidorischen decretalien geleistet haben? G. ist denn in seinen aufstellungen auch sehr schwankend. er neigt

einmal (s. XLVII) dazu, den roman noch in das 11 jh. hinaufzuweisen, sowol wegen des hierarchischen geistes, welcher in die zeit Gregors des grofsen passe, als auch, weil sich keine spur von beziehungen zu den kreuzzügen fände. dem aber widerspricht zu offenbar das vollkommen ausgebildet auftretende rittertum und die gegensätzliche stellung der kirche zu ihm, ganz abgesehen davon, dass zb. in Wolframs Parzival von kämpfen gegen die Muhammedaner auch nicht die rede ist. so stellt er denn schliefslich (s. 515 f) als die wahrscheinlichste zeit die 'kurz vor dem dritten kreuzzuge (1189)' hin, als späteste aber 1220 bis 1230, was Birch-Hirschfeld behauptet, G. aber s. 509—515 eben noch bestritten hatte. die quelle des werkes ist nach der schlussbemerkung ein lateinisches Gral- und Artusbuch, das in einem kloster auf der insel Avalon verfasst wurde. 'dieses werk', sagt G. 'hat einen ritter-priester oder einen gewesenen ritter unter den mönchen jener berühmten abtei zum verf. und muss, wenn nicht früher, in der zeit nach dem ersten kreuzzug bis etwa 1150, spätestens um die zeit des dritten (!) kreuzzuges entstanden sein', dh. also innerhalb eines jahrhunderts von der romanischen bearbeitung rückwärts. was die kreuzzüge dabei für ein kriterium abgeben sollen, bleibt völlig unklar, und ebenso, wie der verf. in dem weiten rahmen, den er schliefslich ziehen muss, seine behauptung, der 'grofse Parzivalroman' sei die älteste gralgeschichte, als erwiesen ansehen kann. als eine hauptstütze dieser ansicht betont G. auch die angeblich durchaus britischnationale färbung des werkes. wie es damit steht, kann ich nicht beurteilen; aber zugegeben auch, es wäre so, folgt daraus, dass es die älteste der erhaltenen gralgeschichten ist? es wäre doch erst zu untersuchen, ob sich das werk dadurch würklich characteristisch von den andern romanischen gralgeschichten unterscheidet. nur darauf, dass die ursprünge der gralsage nach Britannien weisen, lässt sich doch ein solcher schluss nicht bauen.

Die wissenschaftliche ausbeute der arbeit G.s ist also nicht bemerkenswert, und das kann um so unbefangener ausgesprochen werden, als der verf. selbst ja darauf keinen wert legt. er will die nach seiner meinung vollendetste darstellung der gralsage dem deutschen volke zugänglich machen und ihm darin gewissermafsen einen ersatz geben für das viel zu unkirchliche und weltliche werk Wolframs. es ist eben derselbe mafsstab, den der verf. auch an Goethes Faust gelegt hat, und hier ist deutlich einer der fäden zu erkennen, welche jetzt vom ultramontanen lager aus nach allen richtungen hin gesponnen werden, um Deutschlands cultur- und litteraturgeschichte zu verunglimpfen.

Berlin, juni 1890. G. BOETTICHER.

Über die Margaretenlegende des Hartwig von dem Hage. von ALBERT RODE. diss. Kiel, CSchaidt, 1890 (Leipzig, GFock). 58 ss. 8.⁰

1,50 m. — diese fleifsige arbeit bestätigt zumeist, berichtigt ferner und ergänzt meine aufstellungen über Hartwigs von dem Hage Margareta und Tagzeiten im Anz. 7, 247 ff. aufserdem wird s. 22 ff als quelle der Margareta eine lateinische fassung erwiesen, welche der des textes im Sanctuarium des Mombritius nahe steht, und s. 53 f eine beziehung Hartwigs zu Reinmar von Zweter wahrscheinlich gemacht. die dankenswerte abhandlung regt von neuem den wunsch an, dass die vor einigen jahren wider aufgefundene echte Margareta Wetzels (nicht die von Bartsch dafür gehaltene) im geleite der anderen handschriftlich überlieferten poetischen fassungen alsbald veröffentlicht werden möchte.

Graz. ANTON E. SCHÖNBACH.

Das praefix GE- in verbalen zusammensetzungen bei Berthold von Regensburg. ein beitrag zur mittelhochdeutschen syntax von EDUARD ECKHARDT. Freiburger diss. Leipzig, GFock, 1889. 107 ss. 8°. 3 m.* — verf. beabsichtigt, ein möglichst vollständiges bild von den verwendungsarten des *ge-* bei Berthold zu geben. er beschränkt sich auf diesen einen schriftsteller, nützt ihn dafür aber um so gründlicher und sorgfältiger aus, und die zusammenstellung einer grofsen menge von statistischen zahlen hat an seinen fleifs und seine geduld keine geringen anforderungen gestellt. er begnügt sich nicht damit anzugeben, wie oft *ge*-composita unter bestimmten bedingungen vorkommen, sondern er führt mit einigen wenigen ausnahmen auch das gegenbild vor. eine einheitliche theorie aufzustellen und die einzelnen verwendungsarten des *ge-* historisch zu erklären hat E. vermieden, da eine solche erklärung erst nach durchforschung sämmtlicher germanischer dialecte auf festem boden stehn könne. bisweilen vermisst man aber auch da ein interpretierendes wort, wo E. es auch von seinem standpunct aus recht gut hätte sprechen können, ebenso wie er es in anderen fällen gesprochen hat[1]. — dass das *ge-* in vielen fällen durch die satzart bedingt ist, geht aus den zusammenstellungen des verf.s deutlich hervor, und daher ist auch seine einteilung die richtige. er scheidet zunächst das wortbildende *ge-* vom syntactischen: ersteres bildet feste composita und geht durch alle wortformen hindurch, letzteres findet sich nur unter bestimmten bedingungen. ob ein einzelner fall zur einen oder zur andern gruppe gehört, ist nicht immer mit sicherheit auszumachen, wie verf. selbst zugibt; diese schwierigkeit dürfte sich aber bei weiterer durcharbeitung des mhd. materials

* [vgl. DLZ 1890, nr 34 (Tomanetz).]

[1] s. 60 ff wird das verallgemeinernde *ge-* in wunschsätzen und sätzen, die überhaupt ein geschehensollen ausdrücken, erörtert; es findet sich namentlich häufig in den fällen, wo abhängiger fragesatz mit *wie* an stelle des finalsatzes tritt. da verf. gleich darauf nachweist, dass überhaupt die unbestimmtheit des geschehens auf das eintreten des *ge-* hinwürkt, so hätte es nahe gelegen, darauf aufmerksam zu machen, dass in den finalsätzen mit *wie* eine solche unbestimmtheit besonders stark hervortritt.

verringern, und jedesfalls genügt sie nicht, um die vorteile der anordnung aufzuwiegen. — im zweiten, gröfseren teil der arbeit wird das wandelbare *ge-* besprochen. die belege sind in eine grofse menge von rubriken geordnet, und es ergibt sich, dass die einzelnen satzarten mit sehr verschiedener kraft das eintreten des *ge-* begünstigen. — das urteil E.s über die einzelnen fälle ist offenbar wol erwogen, und man gewinnt bald vertrauen zu seiner führung, namentlich wenn man sieht, dass er das unsichere auch unsicher nennt. trotzdem wird man gelegentlich anderer ansicht sein können, als er. es scheint mir nicht richtig, wenn E. s. 39 sagt, es sei zweifelhaft, ob wir das *ge-* beim präsens als zum ausdruck zeitlicher vollendung dienend auffassen dürften, und wenn er nun diesen gesichtspunct gar nicht weiter berücksichtigt. es sind mir augenblicklich keine belege zur hand, wo das *ge-* allein auf die bedeutung der zeitlichen vollendung zurückgeführt werden müste. aber ganz lehrreich scheinen mir zb. die belege, die E. s. 55 angibt für durch *sô* eingeleitete temporalsätze, die einen allgemeinen gedanken enthalten. 24 mal steht hier *ge-*, 188 mal das simplex; unter jenen 24 fällen sind die meisten deutlich derart, dass die handlung des nebensatzes als abgeschlossen betrachtet werden muss, wenn die handlung des hauptsatzes eintritt. die beispiele ohne *ge-* führt E. nur bei denselben verben an, die auch mit *ge-* vorkommen; unter den 41 fällen trifft noch nicht in einem viertel das gleiche zu. das ist doch ein merkwürdiger unterschied!

Würzburg. HUBERT ROETTEKEN.

Glarean. sein leben und seine schriften. von OTTO FRIDOLIN FRITZSCHE. mit einem porträt Glareans. Frauenfeld, Huber 1890. VIII und 136 ss. 8⁰. 3 m.* — Heinrich Loriti aus Mollis bei Glarus, wonach er gewöhnlich Glareanus genannt wird, ist der gröste unter den Schweizer humanisten. schon mehrfach hat er biographische würdigung erfahren, am ansprechendsten durch HSchreiber, welcher in einer aus dem jahre 1837 stammenden Freiburger universitätsschrift dem verdienten gelehrten ein würdiges litterarisches denkmal errichtet hat. seit Schreibers arbeit hat sich das quellenmaterial beträchtlich erweitert, und F. hat sich der mühe unterzogen, den an sehr verschiedenen orten zerstreuten stoff sorgfältig zu sammeln und aus den zahllosen einzelheiten ein einheitliches bild zu gestalten. nach dem bekannten schema zerfällt die kleine schrift in zwei grofse abschnitte, Glareans leben (s. 1—82) und Glareans schriften (s. 83—126). elf kleine anhänge beschliefsen das gut ausgestattete werkchen.

Als knabe hatte Glarean das glück, den tüchtigen Rubellus (Röttlin) in Rottweil zum lehrer zu haben. als ergänzung zu F.s darstellung darf hier bemerkt werden, dass es nicht auffallend

[* Zeitschr. für vergl. litteraturgesch. 1890, s. 395 (LGeiger). — Litter. centralbl. 1890 nr 41 (H. H.). — DLZ 1891 nr 12 (GKaufmann).]

ist, wenn damals ein Schweizer knabe in dem von der Schweiz abgelegenen Rottweil die lateinschule besucht; denn das jetzt württembergische Rottweil gehörte ehemals zur Schweizer eidgenossenschaft. seit 1506 an der Kölner hochschule immatrikuliert, wird Glarean mit dem berühmten Hermann van dem Busche, dem 'wanderprediger des humanismus', bekannt, was für sein ganzes leben und für die richtung seiner studien entscheidend wurde. im griechischen war Joh. Caesarius sein lehrer.

Nach beendigung seiner Kölner lehrjahre beginnen die fast zwei jahrzehnte dauernden wanderjahre, die er zumeist in Basel und Paris zubrachte. den lebensunterhalt gewann er während dieser zeit hauptsächlich durch unterrichten junger leute, die bei ihm wohnten. in Basel sprudelte sein ungezügelter geist nach poetenart gelegentlich einmal übermütig auf: er erschien in der aula hoch zu ross, um die feindlichen ordinarien und magistri zu verhöhnen.

Anfangs wie fast alle humanisten für Luther begeistert, zieht er sich im laufe der zwanziger jahre des 16 jhs., wie der von ihm verehrte Erasmus, von der religiösen bewegung zurück und bleibt der katholischen kirche treu. die einführung der reformation in Basel vertreibt ihn 1529 nach Freiburg i/B., wo er bis an das ende seines lebens ausharrt. er stirbt 1563, fast 75 jahre alt. während vieler jahre ist er die glänzendste leuchte der Breisgauer hochschule, der gröste philologe, welcher zu Freiburg im 16 jh. gelehrt hat. der humanist verwandelte sich nämlich im laufe der jahre, dem gange der zeit folgend, in einen ausgezeichneten philologen, der eine grofse anzahl classischer schriftsteller seinen zuhörern erklärte, edierte, mit commentaren versah und ebenso eifrig für die realien der altertumswissenschaft bemüht war. die fruchtbarste zeit seiner litterarischen tätigkeit ist die Freiburger periode; F. verzeichnet 30 schriften, die zumeist in Freiburg entstanden sind.

Der verf. hat mit fleifs und sorgfalt seinen stoff gestaltet; manchmal freilich möchte man wünschen, dass wichtiges und unwichtiges mehr geschieden wäre. weniger erhebliche angaben dürften unbedenklich in die anmerkungen verwiesen werden. die darstellung würde dadurch rascher und lebendiger geworden sein.

Nur selten stöfst man auf ungenaues oder unrichtiges. wenn zb. s. 13 von dem bekannten pädagogen Sapidus angegeben wird: '1538 professor in Strafsburg', so ist dazu zu bemerken, dass Sapidus schon 1526 von Schlettstadt nach Strafsburg übersiedelte und schon 1528 daselbst eine schule eröffnete; 1538 bekam er dann eine lehrerstelle am gymnasium Sturms; vgl. die näheren angaben bei CEngel Das schulwesen in Strafsburg (Strafsb. programm 1886) s. 47 und den wertvollen artikel Knods über Sapidus in der ADB. — wenn sodann s. 40 Beatus Rhenanus kurzweg als Rheinauer erklärt wird, so ist das unrichtig. denn der

eigentliche name war Bild, und die benennung Rhenanus rührt davon her, dass die familie aus Rheinau stammte und in Schlettstadt *Rinower* genannt wurde. vgl. GKnod Aus der bibliothek des Beatus Rhenanus (Leipzig 1889) s. 1. — für Rudolf Agricola (s. 2 anm. 6) wäre besser nicht auf den alten Jöcher verwiesen worden, sondern auf Aschbach Gesch. der Wiener universität II 141. — die form der zusammenstellung von Glareans briefen s. 133 ist wenig übersichtlich und recht unzweckmäfsig. eine chronologische ordnung würde die benutzung dieses abschnittes erleichtert haben. — auch sollte man sich jetzt allmählich gewöhnen, die falsche form Virgil durch die richtige Vergil zu ersetzen. warum nicht das deutsche Bernhard (s. 12) statt des französischen Bernard? auch ist in einer deutschen darstellung die bekannte stadt in Tirol 'Trient' und nicht halb lateinisch 'Trident' zu schreiben. ganz bedenklich aber ist die form 'abcopieren' (s. 64); copieren heifst schon 'abschreiben'.

Diese unbedeutenden ausstellungen sind nicht im stande, den wert der fleifsigen und dankenswerten schrift zu vermindern.

Heidelberg. KARL HARTFELDER.

Die Schrödersche bearbeitung des 'Hamlet' und ein vermutlich in ihr enthaltenes fragment Lessings. von C. W. E. BRAUNS. Breslau, LFreund. 1890. 35 m. 8⁰.* — die verf. ist der irrigen ansicht, dass Schröders Hamletbearbeitung bisher von den litterarhistorikern nicht beachtet worden sei. indessen hat RGenée sowol in seiner 'Geschichte der Shakespearischen dramen in Deutschland' (Leipzig 1870) s. 237 ff als in einem besonderen artikel der monatsschrift Nord und süd (III 398 ff) untersuchungen angestellt, hinter welchen B. weit zurückbleibt, der nicht einmal die benutzung der Heufeldischen bearbeitung durch Schröder bekannt ist. auch die übersetzungen des Hamletmonologes findet man schon bei Genée confrontiert. dass die übersetzung dieses monologes in der Schröderschen bearbeitung eine arbeit Lessings sei, ist ein ganz leerer und windiger einfall der verf., welche sich weiter keine mühe gibt, ihre vermutung zu begründen. Heufeld hat auch hier den text der Wielandschen übersetzung mit den üblichen varianten; mit Mendelssohns bekannter übersetzung bietet die Schrödersche keine übereinstimmungen. nach Genée 238 wird die erste ausgabe der Schröderschen bearbeitung im Theaterjournal für das jahr 1777 dem Hamburger theaterdichter Bock zugeschrieben, und gerade der monolog 'sein oder nichtsein' als probe mitgeteilt; eher als an Lessing müsten wir also immer noch an Bock denken. Gemmingen in seiner Dramaturgie schreibt die Hamburger bearbeitung gar Boden zu. Schröder aber, im dritten band des Hamburgischen theaters (s. v ff) und in den briefen an Gotter (107—115 f), nimmt für sich die ganze arbeit in anspruch,

* [vgl. Beil. zur allg. zeitung 1890 nr 158 (L. G.).]



mit ausnahme des totengräberliedes in der fassung von 1777, welches von Bock gedichtet sei, der übersetzer des monologes ist also wol Schröder selbst. [vgl. jetzt auch Shakespearejahrb. 25, 205 ff.]

Wien. J. MINOR.

KLEINE MITTEILUNGEN.

ZU MINNESANGS FRÜHLING 39, 19. die von Scherer wegen des dem wächter zugehörigen weckrufs angenommene beeinflussung dieses tageliedes durch die provenzalische alba hat W. de Gruyter Das deutsche tagelied (Leipzig 1887) s. 5 dadurch widerlegen wollen, dass er den weckruf mit dem danach erwähnten vogelsang verband: einem vorschlage Pauls Beitr. 2, 466 anm. folgend fasste er *wan* als adversativpartikel, wol wie Paul 'mit einer etwas elliptischen ausdrucksweise: aber (du darfst nicht weiter schlafen; denn) uns weckt leider bald ein vöglein'. die recensenten de Gruyters, Giske in der Zs. f. d. phil. 21, 243 und Roethe, hier im Anz. 16, 92, scheinen zuzustimmen. allein die wortstellung ist völlig gegen diese auffassung; es müste heifsen *wan unsich wecket leider schiere ein vogelin* oder *wan ein vogelin wecket unsich*; die fragestellung bei *wan*, das verb an der spitze, ist unbelegt und unglaublich. vgl. die beispiele des Mhd. wb.s und Pauls Mhd. Gramm.[3] § 185, wo richtig bemerkt ist, dass die reinen übergangspartikeln *aber, wande* (denn), *wan* (sondern) die normale wortfolge nicht stören. E. MARTIN.

ZU ZS. 29, 456 ff. bereits Germ. 31, 327 ff habe ich zwei nachträge zu Laistners ausführungen über das sagenmotiv gegeben, dass ein schiffer auf hoher see plötzlich angehalten wird und ins reich des seekönigs hinabsteigen muss. einen neuen beleg finde ich in der neunten erzählung: *'Ogni cosa è per lo meglio'* des Libro dell' Origine dei volgari Proverbii (Venedig 1526) von Cintio dei Fabrizii, mitgeteilt von Lemcke im Jahrb. für roman. und engl. literatur I 312 ff, wozu noch die bemerkung Brunets l. c. III 90 zu vergleichen ist.

Göttingen 19. 12. 90. F. HOLTHAUSEN.

AUS KLAGENFURTER HANDSCHRIFTEN. die handschriften der k. k. studienbibliothek in Klagenfurt, etwa 400 an der zahl, sind bisher noch keiner genaueren durchsicht unterzogen worden, obwol ein grofser teil nicht unbeträchtlichen wert besitzt. bei der abfassung eines cataloges dieser hss., der baldmöglichst publiciert werden soll, fanden sich auch einige deutsche stücke, die der mitteilung nicht unwert erscheinen.

In der papierhs. nr 58, die 1416 im stifte St. Paul geschrieben wurde und aus dem jesuitencollegium in Millstadt nach dessen auflösung in die Klagenfurter bibliothek gelangte, finden sich fol. 69 hinter einem ausgedehnten lat. vocabularium von der hand desselben schreibers folgende verse:

O marter gros o wunden tieff o plutes chrafft o todes pitrewchait
her almechtiger vater hilf vns zu der ewigen salichait. Amen.
In gotes namen pin ich geporen
In gotes nam schol ich vffaren
In gotes nam schol ich ersten
mit seinem heiligen leichnam vnd mit seinem heyligen rasen-
varben plut schol mir mein sel ausgen.
Got gruz dich rainew Maria · Rosen rot
Ich man vnd pit dich durch deines liben chindes tod
Daz vor dem hing an dem heyligen chrewz plut varbes rot
Daz du chůnegin magt seist pey mir an meines endes not
Maria chůnegin gib mir daz hymlisch prot
ein ware rew, ein lawtrew peicht vor meinen tod. Amen.

Die papierhs. nr 96, 15 jh., enthält die Summa confessionalis des Antonius Florentinus; in ihr deutsche glossen von zweiter hand: fol. 33^{b} *phisonomia] ain angesicht oder phisonomy*; fol. 34^{b} *diuinatorem] warsager oder zawberrer; ut usus est ad sciendum aliqua] kuntlich*; fol. 36^{a} *cum falce messoria] ein mader oder ein schniter*; fol. 127^{a} *oblectamenta] trägkeit*; fol. 128^{a} *trisulcis linguis] die chunst behent rat zw geben.*

Auf dem zweiten deckel der 1469 geschriebenen papierhs. nr 104 befinden sich folgende glossen: *Liber genesis. Das půch der schephung. liber Exodi. Das půch des ausgangs der kinder von israel. liber leuiticus. Das půch der briester. liber judicum. Das půch der Richter. liber Ruth. Das půch der frauen. liber Ecclesiasticus. Das půch der vͤppichayt. liber prouerbiorum. Das půch der spruch. liber philippens. Das půch der versmachten. liber appokalyps. Das půch der hamlichayt gots. liber chorinthios. Das půch der herettici.* ähnliche, teilweise ergänzende glossen finden sich auf dem ersten blatte der 1450 geschriebenen papierhs. nr 135, in der des Bartholomäus Pisanus Summa florum juris canonici enthalten ist: *Colocenses i. widerredent. Athenis. zue den hohen priestern scheften. ad philippenses. zue den versmachten. Corinthios. zu den herrn. ad galathas. zue den vbermuettigen. ad effesos. zue den zweifflern.*

Die papierhs. nr 140 (16 jh.) enthält einige schriften des Leonhard Fronsperger. vor dem kriegsfeldbüchlein steht folgendes gedicht, welches uns mitten in die wilde landsknechtzeit versetzt:

Wellicher dan nun lang wil leben
vnnd einen alten kriegsman geben
der bleib imerzu bey dem Hauffen
vnnd thue nit auf die Paith lauffen
Blünder vnnd entblöfs khain · weibs Person
vnnd mach Dir von iren klaider nichts an
So wirstu Glueckh vnnd allen Segen han.

Interessant in verschiedener hinsicht ist die papierhs. 47. sie enthält hinter der Summa florum juris canonici des Bartho-

lomäus Pisanus einen kurzen lat. auszug aus diesem beliebten werke, der aus dem jahre 1464 stammt und von dem schreiber der ganzen hs. zu Eberndorf in Kärnthen angefertigt wurde. diese epitome bringt neben vielen andern deutschen worten am schlusse eine ganz artige blumenlese von schelmen- und vagabundenbenennungen. es handelte sich für den verf. der epitome hauptsächlich um anführung der einzelnen arten von *heretici* und aller jener handlungen, welche die kirchliche excommunication bedingen. im folgenden sollen die uns hier einzig interessierenden deutschen glossen ausgehoben werden.

Es heifst also auf fol. 164ª: *Omnes heretici sunt et apostate.... Item incantatatores. Czaubrerin, ansprecherin, Cupplerin, vorsagerin, lossarin, vnholdin. — heretici sunt, qui fendunt anegang vnd hantgift, item qui faciunt Ebenlenng fuzspar subenfufs vngenant vnmaine. Item qui ... portant literas vel Swert brieff.... non debent sacramenta uti non ad ea ad quae sunt instituta sicut aqua baptismi weychprun weychkertzen.... Item omnes qui tales diuinationes i. warsag' in domibus eorum tenent.* (fol. 164ᵇ) *Item omnes sacrilegi welcher kyrich průchl aufferens sacrum de sacro.... Item omnes blasphemantes maledicentes. dy do vbel sprechen lesternt deum et sanctum nomen eius.... Item qui rectores ciuitatis.... aussetzen super sacerdotes ... et ecclesiarum exactiones sine licentia sedis apostolicae.* (fol. 165ª) *Item qui ... vadunt ad spectacula propria. zw tagwalt.... Item Omnes vsuarii faciunt contra legem dei welcher kaüffel.... Item qui emunt vilius et vendunt rarius welcher furchaufel.* (fol. 165ᵇ) *Item qui falsificant terminos. Ayn aufgesetzte tzaychn Marchstain Czilstekn In wisen Ekkern weingarten.... Item qui apponunt valuis schelltbrieff.... Item omnes obsessi lunatici. welcher mäniger vnsinniger demoniaci frenetici apopletici.... Item omnes qui sunt hystriones puebn. Spiler zwleger. Swelher zwtrager wůnscher gedencker Raytter wůrfelleycher. Scholdrer vmbsetzer vnd ansetzer // pueben püebin aufmacher per'ntreyber pheyfer fidler lautenschlaher Singer loterphaffen Speckloter* // (fol. 166ª) *Gawkler. Item Rassler Toppler Geyger Speher Sneller Trincker lewchter Stewrer Raytter anchreyder // Güner mithalder anpringer Rayser. Swerer. Schelter lugner trugner pritzner vmblauffer....*

In der papierhs. 2 aus dem anfange des 15 jhs. steht nach dem *Explicit* von der hand des schreibers der hs. *punthschuch.*

Zum schlusse noch eine mitteilung aus der dem ende des 15 jhs. entstammenden papierhs. 4. in diesem sammelcodex fehlen leider die letzten blätter, die jedesfalls einen längeren deutschen tractat über die sacramente enthielten. am ende des letzterhaltenen fol. 445ᵇ stehn von der hand des letzten schreibers der hs. in roter tinte die worte:

Vom Sacrament.

Darumb solt man die leute also fragen wen yemands zum

Sacrament wolt gen: Auff erst was das Sacrament sey. Da solt er antwurten: Die wort sind das Sacrament, so Christus versprochen hat ym abentessenn: Nempt hyn das ist mein leib der fur euch dar geben wird. Das ist mein bluet das fur euch vergossen wird zu vergeben der sunde. Dar nach das er zu den worten. das brot vnd wein hat ein gesetzt vnter welchem sein fleisch vnd bluet ist. zum warzaichen vnd sigl. das die wort war sind. so frage den weiter. Wo zu sind der selbigen wort guet die Christus da redet vnd warzaichen.

Klagenfurt, anfang november 1890. DR RICHARD KUKULA.

UNGEDRUCKTE BRIEFE VON JACOB GRIMM.

Die stadtbibliothek in Aachen bewahrt drei bisher unbekannt gebliebene briefe von Jacob Grimm an August freiherrn von Fürth aus den jahren 1835 *und* 1839, *welche der mitteilung nicht unwert sind, weil sie einen wenn auch kleinen beitrag zu der entstehungsgeschichte der Grimmschen 'Weistümer' liefern. AvFürth ist bekannt als verf. der schrift über die 'Ministerialen', welche Grimm in dem zweiten der hier zum abdruck gebrachten briefe eine schöne und belehrende abhandlung nennt. er war* 1812 *in Aachen geboren, hatte seit dem herbste* 1829 *in Heidelberg die rechte studiert und war dann nach München gegangen. im august* 1846 *ist er hier zum grofsen bedauern der vielen, welche sich durch das erscheinen der genannten schrift zu grofsen erwartungen berechtigt geglaubt hatten, im jugendlichen alter von* 34 *jahren an einem brustleiden gestorben.*

Der zweite teil der Weistümer ist bekanntlich im jahre 1840 *vor dem ersten erschienen; die vorrede ist datiert vom* 7 *december* 1839. *Grimm hat die absicht gehabt, in der einleitung zu dem fünften teile, welcher die sammlung beschliefsen sollte, sowol natur und alter der weistümer als auch die bereicherung, welche aus ihnen nicht nur für die rechtsaltertümer, sondern auch für die kunde der deutschen sprache, mythologie und sitte floss, zu erörtern; zweifellos würde er in dieser einleitung auch seiner mitarbeiter gedacht haben. allein der tod rief ihn ab, ehe er hand an dieses vorhaben legen konnte. der hinterlassene fünfte teil der Weistümer wurde* 1866 *von RSchröder herausgegeben, wozu* 1869 *noch ein sechster kam.*

Aachen, im november 1890. DR E. FROMM.

I.

Verehrter Herr,

Bei meiner Rückkehr von einer Ferienreise fand ich Ihre schätzbare Zuschrift vor. Der Beifall und die Theilnahme, welche



Sie meinen Bestrebungen angedeihen lassen, und die gütige Unterstützung, welche Sie mir für einen Theil derselben verheissen, kann mir nicht anders als willkommen sein.

Nach Ausarbeitung meiner Mythologie, die vor einigen Monaten erschienen ist, hoffe ich neben Beendigung der Grammatik auch Mufse für Herausgabe der Weisthümer zu erübrigen, die mir sehr am Herzen liegen und von deren Wichtigkeit ich mich je länger je mehr überzeugt habe.

Beiträge von Ihnen, gleich dem bereits mitgetheilten Stück, wofür ich ergebenst danke, sollen mich sehr freuen; der Druck wird kaum vor nächstem Sommer beginnen, und da ich die Sammlung nach Ländern ordne, und mit Süddeutschland beginnen werde, so ist Ihrer Güte ein noch weiteres Ziel gesteckt. Mit vollkommenster Hochachtung

Göttingen 28 Oct. 1835. Jacob Grimm.

P. S. meine Mythologie p. 330 berührt einen altcölnischen Brauch. Sollten von ihm noch in späterer Zeit Spuren vorhanden sein?

II.

Hochgeehrtester Herr Regierungsrath,

Vor mir liegt Er. Hochwolgeboren zuschrift vom 7 oct. 1835, worin Sie für meine schon lange vorbereitete samlung deutscher dorfweisthümer ungedruckte beiträge mir zu verheissen die güte hatten. ich zauderte damals nicht, dieses erbieten anzunehmen, und vermutete seitdem, dass Sie durch dienstgeschäfte oder andere literarische arbeiten von erfüllung jener zusicherung abgehalten wurden. Ihre schöne und belehrende abhandlung über die ministerialen war mir beweises genug dafür, dass Ihr lebhaftes interesse für deutsche rechtsalterthümer nicht ab sondern nur zunehmen könne.

Gegenwärtig bin ich nun willens meine reich angewachsene samlung in einigen bänden herauszugeben. ich habe noch jüngst die reichlichsten mittheilungen dafür erhalten, und darf hoffen unserm vaterländ. recht einen bedeutenden dienst zu erweisen. Hr. Minister von Kamptz unterstützt mein vorhaben auf das wirksamste. Darf ich mir nun jetzt die anfrage erlauben, ob Sie die gewogenheit haben wollen mir ungedruckte weisthümer aus dem Cölnischen und der benachbarten gegend zu überlassen? Ich bin sehr reich geworden an Trierischen (weniger an Mainzischen) und besitze auch durch Kindlinger's Papiere manches aus dem Cölnischen; doch zweifle ich nicht, dass Ihnen ein volleres und gesicherteres material in bezug auf Cöln zu gebot stehen wird.

Wenn ich binnen 3—4 monaten dieser mittheilung entgegensehn dürfte, würde ich sie dann gleich unmittelbar in den druck zu geben hoffen. Den ersten band sollen die schönsten öfnungen aus der Schweiz, aus Schwaben, dem Elsass, Franken und vielleicht der Wetterau beginnen.

Mit vollkommenster hochachtung habe ich zu sein die ehre
Er. Hochwolgeboren
Cassel, 5 febr. 1839. ergebenster Diener
Jacob Grimm.

III.

Er. Hochwolgeboren
belieben aus den einliegenden drei, etwas unordentlich gemachten verzeichnissen, zu sehn, welche weisthümer mir für das gebiet von Achen, Jülich und Cöln zu gebot stehn, und wo es Ihnen leicht sein wird nachzuhelfen. von dem bei Ritz gedruckten habe ich nichts angeführt. Da sich in der Eifel die grenzen von Cöln und Trier oft berühren, habe ich absichtlich auch die namen einiger w. aus der gegend von Manderscheid und Blankenheim genannt, doch die Prümischen übergangen, an denen ich besonders reich bin.

Es hat mir nemlich geglückt, die schöne Beyersche saml. mit der meinigen zu vereinen, und schon sind die Trierer weisth. im vollen druck.

Hottenbach, Dreiborn und Hoff, deren Ihr früherer brief gedachte, habe ich; doch von Conzen und Cornelismünster dürfte ich mir die vervollständigung der Ritzischen abdrücke ausbitten; auch Buchholz 1470 und Sendersdorf 1576, so wie was Ihnen unter den Jülichschen buschordnungen bedeutend erscheint, oder was Sie sonst mittheilen mögen und können.

Vorläufig meinen verbindlichen dank, unter versicherung vollkommner hochachtung und ergebenheit
Cassel 1 Jul. 1839. Jacob Grimm.

Noch einmal das indogermanische genus.

Brugmann hat Beitr. 15, 523 ff meine bemerkungen über das grammatische geschlecht der idg. sprachen (Einleitung zum 3 bande des neudrucks der Grimmschen Grammatik s. xxi ff) in einem tone herablassender überlegenheit beantwortet, der mir den entschluss einer entgegnung um so mehr erschwert hat, als Brugmanns aufsatz irgend einen sachlichen anlass, die discussion wider aufzunehmen, nicht enthält. denn die selbstzufriedenheit meines gegners tritt nicht zum wenigsten in der vollständigen inhaltlosigkeit dieses aufsatzes zu tage; er hat sich schwerlich die mühe genommen, die frage nochmals prüfend durchzudenken. aufser einem unwesentlichen hinweis auf Joh. Schmidts Idg. neutra bringt er nichts, aber auch nicht das geringste sachlich fördernde vor; in der annahme, ich habe seine ansicht nicht richtig verstanden oder nicht richtig dargestellt, begnügt er sich, genau dasselbe zum dritten mal zu widerholen, was er nun schon zwei mal auseinander gesetzt hat; ich muss wol sehr verstockt sein, dass ich dieser beharrlichkeit zu widerstehn vermag. trotz alle dem glaube

ich ein erstes und letztes mal erwidern zu sollen, damit mein schweigen der sicherheit gegenüber, die Brugmann zur schau trägt, nicht falsch ausgelegt werde.

Ich hatte ausgeführt, dass die personificierende geschlechtsauffassung, die Humboldt aus dem grammatischen genus unserer sprache erschloss, genau zu dem stimmt, was uns psychologie, poesie, mythologie und ethnologie auch ohne die sprache als die weltanschauung unserer ahnen erweisen. dass Brugmann solchen allgemeinen erwägungen nicht zugänglich sein, dass sie auf ihn als phrase, als 'leere declamation' würken würden, darauf war ich gefasst; ich schrieb ja nicht nur für ihn. er glaubt sich jedes eingehn auf diese dinge durch die versicherung ersparen zu können, er habe sich das alles 'und noch einiges andre' längst selbst gesagt. wie er trotzdem die von mir gekennzeichnete kritik der Grimm-Humboldtschen ansicht in Techmers Zeitschrift 4, 100 ff hat schreiben können, ist mir damit freilich zum psychologischen rätsel geworden. diesmal drückt sich B. immerhin vorsichtiger aus und zieht namentlich den mythologischen excurs jenes ersten aufsatzes im wesentlichen zurück: auch scheint er jetzt einzusehn, dass anthropomorphische anschauung ohne geschlechtserteilung nicht denkbar ist: so ganz überflüssig muss meine darlegung doch also auch für ihn nicht gewesen sein. wenn er nun freilich, obendrein durch eine äufserung von mir veranlasst, neben dem anthropomorphismus auch noch den 'theriomorphismus' berücksichtigt wünscht, bei dem die sexualisation nicht so selbstverständlich ist, so erklärt sich dieser einwand einzig und allein aus dem bestreben, der Grimm-Humboldtschen erklärung des grammatischen geschlechts eine neue künstliche schwierigkeit zu schaffen; sollten die erwägungen, die B. längst selbst angestellt hat, ihn würklich nicht belehrt haben, dass naive belebung die umgebende natur ursprünglich und weit vorwiegend vermenscht, nicht vertiert? wird doch das tier selbst nach menschlicheu motiven beurteilt und wol gar als eine art mensch, etwa als ein verzauberter mensch, angesehn.

Ich hatte ferner die äufserliche B.sche ableitung des grammatischen geschlechts aus ein paar misverstandenen suffixen dadurch als unzulänglich zu erweisen gemeint, dass ich auf die gleichartige geschlechtsanwendung in nicht-idg. sprachen hinwies. auch hier macht es sich B. sehr leicht, über meinen einwand hinwegzukommen: er verzichtet einfach auf die berücksichtigung jener anderen sprachstämme, weil sie zu 'verschiedene wege gehn'. gerade diese 'verschiedenen wege' beweisen, dass das grammatische geschlecht nicht aus zufälligkeiten der laut- und flexionsgeschichte zu deuten ist, sondern aus der menschenseele heraus, die in den verschiedensten sprachen dieselbe geistige anschauungsform, wenn auch in verschiedenster weise, zum ausdruck bringt. die frage nach der entstehung des grammatischen geschlechts ist eben

keine rein grammatische oder gar lautliche, es ist eine eminent psychologische frage, und wer über sie mitreden will, hat nicht das recht, sich mit bewustsein den horizont zu verengern.

Also auf meine positiven darlegungen lässt sich B. kaum ein. statt dessen beschuldigt er mich lieber, ich habe das ganze problem aus dem richtigen gleis geworfen, sehe als bewiesen an, was zu beweisen war; er wirft mir unsolidität vor, da ich seine hypothese über die bedeutung des suffixes *ā* nicht widerlegt habe, und hat sogar die güte, mir den, übrigens ungangbaren, weg zu zeigen, auf dem ich ihn hätte widerlegen müssen. ich kann mir diese polemik, die den sachverhalt einfach auf den kopf stellt, nur so erklären, dass B. in den langen jahren, seit denen er seine hypothese über das grammatische geschlecht mit sich herumträgt (seit '1875 oder 1876'), durch die macht der gewohnheit dermafsen in den bann dieser hypothese geraten ist, dass er sie von historischer wahrheit nicht mehr zu unterscheiden vermag. denn es ist eine behauptung ohne jeden schatten eines beweises, wenn er sagt, dass die erklärung des grammatischen genus abhange von der erklärung der suffixe *ā* und *iē*; ich wäre von selbst gar nicht auf den gedanken gekommen, B. könne in dieser ohne jede ernstliche begründung hingestellten vermutung mehr sehn als einen vorschlag zur güte, einen unmafsgeblichen versuch, eine möglichkeit. aber nein! von dieser seiner annahme vermag er nicht loszukommen, von ihr wird sein ganzes denken dermafsen beherscht, dass er sich berechtigt glaubt, als ich von 'sprachlichen zeugnissen' für personificierende geschlechtsanschauung rede, mir für 'sprachliche zeugnisse' ohne weiteres 'suffix *ā*' zu substituieren. nun lehren uns nicht-idg. sprachen mit grammatischem geschlecht, dass das geschlecht sich keineswegs notwendig im suffix auszuprägen braucht; ja in den idg. sprachen selbst decken sich geschlecht und suffix bekanntlich durchaus nicht immer, und es wäre an sich sogar denkbar, wenn ich es auch nicht für wahrscheinlich halte, dass das suffix *ā* würklich einmal mit der geschlechtsbezeichnung nichts zu tun hatte, ohne dass dieser umstand die frage nach der entstehung des grammatischen geschlechts irgendwie tiefer berührte. denn ein viel wertvolleres zeugnis für das grammatische genus gibt zb. die anwendung der geschlechtigen pronomina ab. wenn die idg. sprachen dieselben pronominalen bezeichnungen, zb. 'er' und 'sie', mit denen sie mann und frau unterscheiden, in reichem mafse auch auf andere begriffe als auf persönliche und tierische anwenden, obgleich sie daneben ein sächliches pronomen zur verfügung haben, so wird der unbefangene forscher zunächst sich fragen, ob die menschen, die so sprachen, nicht würklich das g e m e i n t haben können, was sie sagen, ob sie nicht würklich in jenen syntactisch als männlich und weiblich behandelten begriffen ursprünglich etwas dem mann und dem weib analoges gesehn haben. erst wenn sich diese möglichkeit als unhaltbar

erweist, erst dann gewinnen hypothesen eine existenzberechtigung, die die vorliegenden tatsachen aus äufserlichen übertragungen, misverständnissen uä. erklären; man macht keine conjecturen, so lange der überlieferte text sich ohnedem verstehn lässt. auch B. schien mir in seinem ersten aufsatz noch selbst dieser meinung zu sein: da sucht er wenigstens zuvörderst zu zeigen, dass die annahme, würkliche geschlechtsanschauung liege dem grammatischen genus zu grunde, unmöglich sei; und dann erst trägt er vermutungen darüber vor, in welcher richtung eine andere erklärung wol zu suchen sein möchte. wenn ich also die Grimm-Humboldtsche ansicht, die aus der sprache schlicht herausliest, was sie würklich ausspricht, als psychologisch höchst einleuchtend erwies, so waren damit B.s hypothesen erledigt, da sie überflüssig wurden: einen andern gegenbeweis verdienen weder noch ermöglichen ihn behauptungen, die ungefähr ebenso bewiesen und ebenso unwiderleglich sind, wie die hypothese, der dichter des Nibelungenliedes habe Heinrich von Ofterdingen geheifsen.

Göttingen, 7 april 1891. G. Roethe.

Mercurius Hanno (vgl. Zs. 35, 207).

Was der name *Hanno* bedeutet, lehrt altn. *hannarr* 'geschickt, kunstfertig' und weiter griech. *κοννεῖν* 'kennen', ir. *conn, con* 'sensus, sententia, ratio, intellectus', *connaidhe* 'sollers, callidus' sammt den gall. eigennamen *Connius, Connonius*; vgl. Glück Die kelt. namen 68. ein beiname Wodans mit der bedeutung 'der verständige' oder 'der geschickte' entspräche ganz den vorstellungen von dieser gottheit ebenso wie denen von Mercurius und Hermes; auch vom gallischen Mercur berichtet Caesar B. g. vi 17: *hunc omnium inventorem artium ferunt.*

Wien, 26 märz 1891. Rudolf Much.

Berichtigung zu Zs. 35, 176: aus versehen habe ich zu Hildebrandslied v. 39 *dinu* vor *speru* als in der hs. fehlend bezeichnet.

Max Roediger.

Zu dem artikel 'Belisars ross', speciell zu s. 239 seien zwei zusätze gestattet. der bergname *Sternhelle* wird auch '*Stirnhelle*' geschrieben, was zu s. 240 unten vortrefflich passt: die aussprache im volksmunde ermöglicht keine entscheidung, und urkundliche belege fehlen wie bei bergnamen so oft. ist das wort alt, so muss es natürlich als * *Stirnhelde* aufgefasst werden. — zur deutung von *Balhorn* füge ich als nächste parallelen die ortsnamen *Weifsenhorn* (Oberschwaben) und *Blankenhorn* (in familiennamen erhalten).

Sch.

Für deutsche philologie habilitierte sich in Bern dr SSinger.



ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XVII, JULI 3 1891

Georg Holz, Urgermanisches geschlossenes ē und verwandtes. beitrag zur laut- und flexionslehre des germanischen. Leipzig, GFock, 1890. III und 49 ss. gr. 8°. — 1,50 m.*

Zwei ebenso wichtige wie schwierige fragen der germanischen sprachgeschichte, die entstehung des ē in wörtern wie *hēr*, hier, und die ersetzung der got. reduplicierenden praeterita durch ablautende im nordischen und westgermanischen hat H. in dieser schrift zu beantworten gesucht. der zusammenhang beider aufgaben ergibt sich aus der tatsache, dass eben jenes rätselhafte ē auch in verbalformen wie *slēp*, schlief, erscheint. — die einleitung erörtert in kürze den unterschied zwischen diesem und dem offenen ē (*ǣ*), das bereits aus idg. urzeit überkommen zwar im gotischen mit dem geschlossenen ē zusammenfiel, in den übrigen germ. dialecten dagegen zu ā wurde — so fasst H. mit recht den hergang im gegensatz zu Bremer und Siebs —, um dann im anglo-friesischen, wofern es nicht erhalten blieb, vor nasalen in ō, sonst in *ǣ*, ē überzugehn.

Im ersten teile seiner abhandlung betrachtet H. zunächst die einzelnen wörter mit wurzelhaftem ē ausschliefslich der genannten praeterita, und kommt zu dem ergebnis, dass ē aus betontem *i* vor suffixalem *r*, vor *zd* und vor *γ* entstanden sei, sich stützend auf die beispiele *hēr* zu *hi-*; *fēra*, seite, gegend, zu g. *fijan*, hassen[1]; ahd. *zēri*, schön, zier, zur wz. *dei*; ahd. *wēra*, feines gold, zur wz. *wei*; ahd. *skēri*, schnell, aus **skeriaz*, **skerios* (zu abulg. *skorŭ*, vgl. auch an. *skjarr*, furchtsam); ahd. *gimierit*, gelandet, befestigt, — ἅπ. λεγ. bei Otfrid — zu ai. *minóti*, lat. *moenia*, *mūrus*, an. *meidr*, pfahl, stange, baum; ae. *méd*, ahd. *mēta*, lohn, miete, = g. *mizdô* (wo ae. *meord* die alte suffixbetonung bewahren soll); — und endlich für *γ*: ahd. *krēg*, *stiagil* und *schiec*, die in den anderen dialecten und z. t. im ahd. selbst *i*- und *ei*-formen neben sich haben. leider hat H. hierbei eine anzahl tatsachen übersehn, andererseits, ohne die bereits vorhandene litteratur gehörig zu berücksichtigen, erklärungen aufgestellt, die alles eher als überzeugend sind. ich führe kurz vor, was ich im einzelnen einzuwenden habe.

* vgl. Litt. centralbl. 1891 nr 5 (OBremer).

[1] der verweis auf dtsch. *gegend* (vgl. auch frz. *contrée*) macht jedoch diese kühne etymologie nicht gerade viel wahrscheinlicher.

Unter den as. beispielen fehlt die nebenform *hīr*, die, häufig im Heliand überliefert, auch durchs mnd. und nnd. bezeugt wird und sich zu *hēr* verhält wie ae. *wir*, *tir* zu ahd. *wēra*, *zēri*. — an. *hēre* für *hére*, hase, brauchte nicht aufgeführt zu werden, da es offenbar nur die späte dehnung in offener tonsilbe zeigt; *él*, hagelschauer, ist nicht 'besser *el* zu schreiben' (s. 4), da die quantität durch die schreibungen *iel*, *eil* wie durch neunorweg. *ēl*, *œl* bewiesen wird, und gehört auch gar nicht ursprünglich zu den *ja*-stämmen, wie H. mit Noreen angibt; vgl. Wimmer, Fornnordisk formlära s. 50, b): 'Som *kyn* böjas åtskilliga ord, som hafva **kort** rotstafvelse: . . . . likaledes stundom *él*, hagelstorm (vanligen efter § 34, a)', dh. wie *orđ* und *land*; und s. 51 oben: 'Endast *él* afviker genom att böjas som ord met **kort** rotstafvelse; men det är ursprungligen *a*-stam og böjas blott sällan som *ja*-stam'. vielleicht ist es nach analogie von *hregg*, sturm, in diese classe geraten? da das wort von schwed. *il*, *ilning*, windstofs, windsbraut, dän. *iling*, regenschauer, und unserem *eile* kaum zu trennen sein dürfte, vermute ich entstehung aus **īþlo-*, vgl. *mél* aus **miđl*. — *véla*, betrügen, hat bereits 1884 Bugge im Ark. for nord. fil. 2, 352 richtig aus **wīhlan* zu lit. *veīkti*, *veīkalas*, *vēkà* = an. *veig*, erklärt, worauf sich H. s. 4 hätte berufen sollen[1]. auch an. *héla*, reif, ist von Bugge s. 355 ansprechend aus **hehlō*, **hihlō* = skr. *çiçira-*, kühle, kälte, frost, abgeleitet worden, sodass sich H. seine zurückführung auf **hœla*, ablautend mit lit. *szalnà*, abulg. *slana* besser erspart hätte. endlich *vél(i)*, schwanz, von H. zu lit. *valaī* gestellt, wird auch wol sein *é* (nicht *œ!*) mit recht haben, wie neunorw. *vēle*, *vile*, *vyle* bei Aasen, Norsk ordbog s. 917 b, beweist. dieser vergleicht nhd. *wedel* (ahd. *wedil*, *wadal*, von Kluge zu *wehen* gestellt), was aber kaum richtig sein kann, da man dann *œ* erwarten würde. ich möchte es zu der von Kluge unter *weich* und *winken* besprochenen wz. *wik* stellen und aus einem urgerm. *wihlo*- erklären. — *Wieland* heifst im an. nicht *Vǫlundr* (s. 12), das H. einem im urgerm. 'in anlehnung an das sinnverwandte *wēra* (feines gold)' in *Wēland* umgewandelten **Waland* gleichsetzt, sondern *Vǫlundr* (vgl. Sijmons in Pauls Grundriss II 1 s. 61) für älteres **Vélundr*. — an. *hvárr* = g. *hwaþar* zeigt nicht dehnung vor *r* (s. 16), sondern *ā* ist hier aus *aþ* entstanden, vgl. Noreen, Altn. gr. s. 42, § 104, 3. — zu ae. *scáf*, schief, vermisst H. s. 6, anm. 2 'einen authentischen beleg'; ein blick in Sweets Oldest english texts p. 645 b hätte ihm 3 alte glossenbelege verschafft. — ahd. *gimierit* halte ich für einen blofsen schreibfehler statt *gimerrit*, veranlasst durch das vorhergehnde reimwort *gifierit*, dem es, vielleicht um einen zweisilbigen reim

[1] jedoch kann ich B. nicht beistimmen, wenn er ein zweites *vēla* = ae. *wīl*, lit. *vylius* annimmt, da sich *ē* aus *ī* in keiner weise erklärt. im ae. kann, wie H. richtig bemerkt, vor *l* ein *h* geschwunden sein.

zu schaffen, angeglichen wurde. es gehört zu *merren* = g. *marzjan*, vgl. Franck, Etymol. woordenb. unter *marren* und *meren*. — mit dem auffälligen as. *līnōn*, lernen, wird H. (s. 18 anm.) einfach dadurch fertig, dass er es für ‘eine graphische variante’ von *lirnōn* erklärt; *kēn*, kien, aber ist (ebenda f.) ein lehnwort aus lat. *cinis* ‘asche’, oder vielmehr aus roman. *cēnis*!! — einspruch erheben möchte ich endlich noch gegen die annahme (s. 9), dass das *a* von g. *þar* und *hwar* gedehnt sei, sowie gegen die gleichsetzung von an. *hœll*, ferse, mit lit. *kulnìs* (s. 17), wo dasselbe verhältnis obwalten soll wie zwischen *héla* und *szalnà*. wie ae. *hóh, héla* beweisen, war vielmehr die germ. grundform **haŋχilaz*, vgl. Kluge in den Engl. stud. 9, 312.

Um vieles andere zu übergehn, das auch zum widerspruch herausfordert, will ich nur die unglaubliche bedingung hervorheben, unter der betontes *i* > *ē* werden soll: wenn nämlich das folgende *r* uvular war (s. 15). das ist doch ein zu verzweifeltes auskunftsmittel, um nur im geringsten wahrscheinlich zu sein! in *krēg, stiagil* und *schiec*[1] hat dann das ähnlich articulierte *γ* dieselbe würkung gehabt (s. 20). dass dies *ē* mit der *i*-reihe irgendwie zusammenhängt, ist aufser frage; jedoch kann ich H.s erklärung ebenso wenig für die richtige halten als die neuerdings von Schrader in Bezz. Beitr. 15, 131 nach Mahlows vorgange aufgestellte, der sich auch Kluge in Pauls Grundr. I 356 anschliefst: dass *ēr* aus *ijar* entstanden sei. auch Jellineks ausführungen Beitr. 15, 297, der *ē* < *ēi* erklären will, sind mir nicht überzeugend.

Im zweiten teile seiner schrift geht H. auf die umgestaltung der ursprünglich reduplicierenden praeterita ein. nach einer betrachtung der schicksale des idg. perfects im germanischen, wobei leider die wichtige abhandlung von Ljungstedt: ‘Anmärkningar till det starka preteritum i germanska språk’, Upsala 1887 (erschienen in ‘Upsala universitets årsskrift, 1888’) keine beachtung gefunden hat, bespricht H. die im ae. und alem. erhaltenen reste reduplicierender bildung. ich freue mich diesen auseinandersetzungen fast durchweg beistimmen zu können[2]. nur glaube ich nicht, dass got. *ai*- in der reduplic.-silbe noch das idg. *e* ist, welches wegen der unbetontheit nicht > *i* geworden sei (s. 25); im got. ist jedes idg. *e* > *i* übergegangen, und somit kann ich nur bei der alten erklärung bleiben, wonach dies *ai* < *i* < *e* vor *h, hw* und *r* lautlich entwickelt auf alle anderen fälle übertragen wurde. — H. wendet sich sodann gegen die von Hoffory und mir KZ 27, 593 ff, 618 ff aufgestellte deutung des ablauts *a*—*e* und

[1] *wiege*, das H. als zu spät bei seite lässt, hatte wenigstens im nd. auch *ē*, wie Soester *vaẽγə* beweist.

[2] meine KZ 27, 621 anm. 2 etwas voreilig ausgesprochene erklärung von ahd. *steroz* usw. als neubildung nehme ich gern zurück und glaube, dass Osthoff mit den von H. gegebenen correcturen das richtige getroffen hat. Zarnckes ansicht, das *r* sei in diesen formen nur hiatusdeckend (s. Beitr. 15, 350), kann ich demnach nicht beitreten.

ā — ē, wofür er eine andere erklärung versucht. er geht von der reihe *au — eo* aus, wobei er in derselben weise verfährt wie ich aao.[1] und auch übertragung auf die *ō*-verba annimmt. sehr einleuchtend ist die annahme, dass doppelformen mit und ohne reduplication die ausbreitung des typus vermittelten. auch für die *ai*-verba schliefst er sich meiner erklärung an; der praet.-vocal *ē* wurde dadurch verbreitet, dass er sich bei den *ǣ*-verben (g. *lētan)* in unbetonter silbe hielt, da nur betontes *ǣ* westgerm. und nord. > *ā* wurde. diesen gedanken hat auch inzwischen Kluge in Pauls Grundriss I 356 ausgesprochen, wo er meine, wie ich jetzt glaube, verfehlte annahme eines ursprünglich germ. ablauts *ǣ — ē* in g. *slēpan — saislēp* glücklich umdeutet. den letzten entscheidungspunct für den neuen ablaut findet dann H. (s. 36) in ahd. *erjen — iar*, indem er mit Bremer ein hochstufiges präsens **ǣran* neben tiefstufigem **arjan* (vgl. die auffassung von got. *tēkan* — an. *taka* s. 37 gegenüber Hofforys darstellung) annimmt, dessen praet. **éǣra* > **ēra* > *ēr, iar* war. dies verhältnis soll nun auch auf die übrigen *ǣ*-verben ausgedehnt und vermittelst doppelformen wie **lélǣta* : **lēta* = **hehēta* : **hēta* auf die *ai*-reihe übertragen worden sein. — für die *a*-verba bildet g. *alþan* den ausgangspunct: **éalþ* wurde zu *ēlþ*, und darnach *hēld* usw. H. hält die länge für das ältere, die ursprünglich vor liq. nas. + cons. verkürzt wurde (as. *held*), vor doppel-liq. nas. blieb, während vereinfachung des cons. eintrat (ahd. *fialun*). später traten dann in den einzelnen sprachen wider ausgleichungen ein. ich gebe auch dieser erklärung gegenüber mit vergnügen meine frühere auf, möchte jedoch bemerken, dass vielleicht die reihe *ā — ē* zum zustandekommen dieser vorbildlich und fördernd beigetragen hat. für verfehlt halte ich nur die ableitung von an. *hjó* < **heggwo*, **hjogg* (s. 40); die parallele **steig* > *sté*, **laug* > *ló* ist abzulehnen. *hjó* ist durchaus wie *hljóp* zu erklären, vgl. das westgermanische.

Bleiben noch die ursprünglich unthemat. stämme mit langem wurzelvocal. die auseinandersetzungen darüber sind klar, verständig und methodisch. ahd. *skrirum* fasst H. als redupl. bildung, nicht als sigmat. aorist, und möchte das schwierige *biruwun* (zu *būan*) damit zusammenbringen, wenn auch die alten verkehrswege verschüttet sind.

Zum schluss kommt H. auf das verhältnis dieses *ē* zu dem im 1 abschnitt — weniger glücklich, wie ich meine — behandelten zu sprechen. ersteres brauche nicht mit letzterem identisch

[1] die gleichzeitig erschienene schrift von Ottmann über die redupl. praet. kenne ich nur aus der kurzen anzeige Behaghels Litteraturbl. 11, 284, der meine auffassung als 'vom standpunct der methode verfehlt' bezeichnet, ebenso wenig aber Ottmanns erklärung von *hloufan-hleof* nach *aukan-eok* für richtig hält. dieser 'sein eigener gedanke' ist aber doch gerade meine, resp. Hofforys idee! vgl. jetzt auch Jahresber. der germ. phil. 12, 16 nr 78.

gewesen zu sein, war wahrscheinlich sogar offener, fiel aber nicht mit *ǣ* = idg. *ē* zusammen, da dies bereits in *ā* übergegangen war. aus der ahd. diphthongierung > *ea* geht sein offener laut deutlich hervor (s. 49). eine schöne stütze erhält diese ansicht durch die betrachtung der roman. lehnwörter: 'westgerm. gab es .... wider 2 *ē*, ein geschlossenes aus dem urgerm. stammendes, und ein neu entwickeltes offenes; die *ē*-laute damals aufgenommener roman. wörter fanden also ihre volle entsprechung (1 periode). späterhin ward urgerm. *ē* auf ahd. boden ebenfalls offen, das roman. geschlossene *ē* fand also keine genaue entsprechung, deshalb ward ihm *ī* substituiert (2 periode)'. —

Ljungstedt hat in der oben genannten schrift ganz neue und sehr beachtenswerte ansichten über diese praeterita vorgetragen, die Noreen in Pauls Grundriss I 511 bereits als richtig annimmt. nach ihm hat das germ. praet. nicht blofs im idg. perfect, sondern auch im imperf. und aorist seinen ursprung; hier stand oft tief- und mittelstufen-vocalismus, daher erklären sich formen wie *jók* als a b l a u t. L. zieht in reicher fülle die von H. gar nicht beachteten abweichenden formen der skand. dialecte älterer und neuerer zeit heran (vgl. auch mhd. *luffen, geloffen*) und betrachtet die sache von einem ganz anderen standpunct. seine ebenso gelehrten wie scharfsinnigen 'Anmärkningar' seien der beachtung aller germanisten und sprachforscher empfohlen; manches ist recht plausibel, vieles auch kühn, sehr kühn! ich kann im rahmen dieser bereits etwas lang gewordenen anzeige nicht näher auf die frage eingehn. auf Kluges darlegungen in Pauls Grundriss habe ich bereits hingewiesen; hier sei noch an die mögliche erklärung von ae. *wéoldun* < **weuldun*, *wéopun* < **weupun* — also alter ablaut! — .(s. 374) erinnert. vgl. auch Siebs über die fries. formen ebenda s. 752.

Göttingen, 17 april 1891. F. HOLTHAUSEN.

Zur geschichte der englisch-friesischen sprache von THEODOR SIEBS. I. Halle a. S., Niemeyer 1889. VIII, 414 ss. 8°. — 10 m.*

Dieses gleichfalls Sievers gewidmete buch macht neben der verwanten früher (in diesem Anz. s. 98 ff) besprochenen schrift Kauffmanns keinen vorteilhaften eindruck. es übersteigt ihren umfang um ein beträchtliches, obwol es sich auf die vocale der wurzelsilben beschränkt, und wenn man die auf entsprechendem raum mitgeteilte und behandelte menge des materials in beiden büchern

* [vgl. DLZ 1890 nr 32. — Litter. centralbl. 1890 nr 19 (R. K.) — Zs. f. d. phil. 23, s. 375 (HJellinghaus). — Engl. stud. 15, 108 (JFMinssen). — Litteraturbl. für germ. und rom. phil. 1891 nr 3 (MJellinek).]



vergleicht, so springt das geringe geschick des verf.s deutlich in die augen.

Auch bei Siebs ist die gute grammatische schulung nicht zu verkennen, auch er befolgt die methode, die ältere und die jüngere sprachperiode gegenseitig zu erhellen. wir geben ihm vollkommen recht, dass nur auf diesem wege ein richtiges verständnis des altfriesischen angebahnt werden kann, und wir unterschreiben gern seine ansicht von dem hohen werte, den das friesische als höchst interessante sprache an sich, wie als wichtiges glied in der reihe der germ. dialecte beanspruchen darf. wir sind ihm dankbar dafür, dass er die neueren dialecte eifrig an ort und stelle studiert und der wissenschaft zugänglich gemacht hat, und bekennen gern, dass es ihm gelungen ist, in die verwirrende fülle von spracherscheinungen, mit denen die zahlreichen mundarten vor den forscher hintreten, vielfach ordnung und licht zu bringen und auch die erkenntnis der alten sprache zu fördern[1]. der weg aber, welchen S. den leser führt, hätte ihm viel leichter gemacht, es hätten ihm geschickter die plätze bereitet werden können, um sich auf den langwierigen pfaden durch die materialsammlungen hin ausruhend zu orientieren. S. versteht es weder sich in der wahl des materials zu beschränken, noch ihm eine vorteilhafte anordnung zu geben. nicht einmal in dem sinne scheint mir der stoff glücklich ausgewählt, dass man in die möglichkeit versetzt wäre, eine einzelheit der lautlehre in einem bestimmten dialect mit einiger bequemlichkeit und der nötigen sicherheit zu übersehn. dazu kommt eine auffallende unbeholfenheit und umständlichkeit in darstellung und stil. man sehe einen satz wie s. 192: 'der wichtigste grund, der uns veranlasst, die entwickelung des germ. *ê*^{2} vor nasalen und diejenige des germ. *ê*^{2} vor sonstigen lauten zu trennen, ist: das von Sievers als erhaltung bezeichnete vorkommen des ags. *â* vor *w* findet im frs. und demgemäfs auch für das engl.-frs. keine stütze'! auf s. 128 scheint mir die beweisführung völlig unlogisch. wenn ich mich mit dieser behauptung irren sollte, nachdem ich mich als recensent redlich um das verständnis bemüht habe, so liegt darin doch ein beweis, wie wenig der verfasser sich klar zu machen versteht. ich will hierher ferner nichtssagende termini wie 'schwächung' und 'erweichung' rechnen, welch letzteren S. für übergang von *ê* zu *î* und von *ô* zu *û* verwendet. auch darum hat man den eindruck der unbeholfenheit, weil es dem verf. offenbar selbst mühe bereitet, sich durch sein material und

[1] hervorgehoben sei, dass nach s. 191 ff die frage wegen germ. *ê* (ahd. *â*) jetzt für abgeschlossen gelten kann im sinne Bremers: *ê* war im engl.-fries. geblieben, nicht zu *â* geworden. die fremdwörter können nach S. nichts beweisen. zudem haben sie nicht einmal den laut von afrs. *ê* = germ. *ê*. obchon er es nicht ausdrücklich sagt, ist seine ansicht wol dieselbe, die Pogatscher vertritt (QF 64, 119), dass den fremden lauten die nächst verwanten eigenen untergelegt wurden.

die aufgaben, die dasselbe stellt, hindurchzuarbeiten, obwol er anderseits mit seinem urteil oft genug recht schnell bei der hand ist. es ist eine ganz stattliche anzahl recht grober schnitzer aus dem buche herauszucorrigieren, die grofsenteils zu vermeiden gewesen wären, wenn S. sich sorgsamer in der einschlägigen litteratur umgesehn hätte. es werden doch auch aufserhalb Halle dinge gedruckt, die nicht ganz ohne belang sind, und bei einer arbeit über das friesische wäre, sollte man glauben, auch auf das nächstbenachbarte ndl., besonders soweit es bequem zugänglich gemacht ist, rücksicht zu nehmen. ich stelle die einzelheiten zusammen, die ich mit einiger bestimmtheit als falsch bezeichnen kann; fragwürdig bleibt mir dabei noch manches andere.

S. 34 wird germ. *ē*[1] ausdrücklich als geschlossener, zwischen *ē* und *ī* liegender, laut bezeichnet, was freilich auch sonst geschieht, ohne dass man für nötig fände, die tatsache, dass gerade die offenen laute sich diphthongieren, die von Möller und anderen auch fürs germ. geltend gemacht ist, zu widerlegen. so weit wir die wörter etymologisch zu beurteilen vermögen, beruht ihr diphthong *ea, ia* auf *ǣ*-lauten. *hīr* neben *hēr* kann ebenso wenig für geschlossenheit beweisen, wie etwa *nimis* für ein geschlossenes *e* in *neman*, denn jenes sind nicht etwa wechselformen, sondern alte verschiedenheiten, deren genaue erklärung freilich aussteht, weil uns die etymologie von *hier* fehlt. dass wir contractionsproducte vermuten können, habe ich schon sonst gesagt. — s. 35 (germ. *au*). es scheint mir widersinnig als umlaut eines *ā* ein *ǣə* anzusetzen; *ǣə* als umlaut würde auf einen diphthongischen grundlaut weisen. das ist auch für s. 274 ff und 288 zu beachten. — s. 42 unwahrscheinlich ist, dass man jemals *garw* gesprochen habe. — s. 45 saterld. *wâxtjə* wird = afries. *wardia* gesetzt! es ist das nl. *wachten*. — s. 47 wird *arn* ernte (got. *asans!*) mit *arn* ackern, pflügen (idg. wz. *ar!*) zusammengestellt. — s. 57 wegen *hælm* dünengras, vgl. nl. *helm*. — die s. 61 aufgestellte behauptung, dass **hlahhia*, lachen, nach analogie des verbums *makia* (machen) uä. zu **hlakia* geworden sei, gehört zu den merkwürdigen analogien, die sich, wie es scheint, nicht ausrotten lassen. es ist doch nicht allzu schwer, sich klar zu machen, wann eine analogie eintreten kann. wo findet denn S. den berührungspunct zwischen den beiden worten, an den sich der ausgleich knüpfen könnte? ebenso ists mit der analogischen umbildung von *makia* nach *iagia, klagia*, von der s. 68 gesprochen wird. — richtig wird s. 68 erkannt, dass die meisten fries. formen auf *pâsken* weisen; S. hätte bemerken sollen, dass dies die nl.-nd. (roman.) form ist. — s. 69 wird noch got. **fagjan*, fegen, angesetzt trotz Holthausen Soester ma. s. 16 mit nachtrag (und Kluge etym. wtb.[4]). — s. 73 *wesghen*, waschen, ist wol nach oben s. 102 zu beurteilen. — s. 96 wird in *tût* 'zute', got. *tunþus* vermutet; vgl. nl. *tuit*, nd. *tûte, tûte* ua. — s. 100. afries.

**rekka*, reifsen, wird nicht = *recken*, sondern = nl. *rukken*, hd. *rücken* sein. — s. 103 in *schwynstey* ist nicht *stede* enthalten, sondern ahd. *stîga* (= *stîja*), mnl. *stije*, engl. *sty*. — s. 108 wie kann man nur *teffen*, neben, zugleich, zu *eft* und ahd. *aftar* stellen? fries. nl. *teffen* ist bekannt genug, aus *te effen, effen* = hd. *eben*. — die rechtfertigung der vermutung, dass in *bey*, beere, (s. 111. 114) *ey* auf *ag* beruhe, wird ja wol ein späterer teil des werkes bringen sollen. indessen zweifle ich von vorne herein; vgl. nl. *bei* (Franck Etym. wdb. unter *bes*). — wie kommt s. 118 *stidi* unter westgerm. *e*? es ist wenigstens nichts davon gesagt, dass hier etwa von jüngerem fries. *e* im allgemeinen die rede sein solle. — s. 131 ff. auf welchen grund hin wird afries. *ia* (aus *ēh* + vocal) angenommen? — s. 133. in den formen für *regnen* wird eben *rignjan* anzunehmen sein. was es für ein *i* der flexion, 'etwa der 3 sg. praes.' sein soll, von dem hier und s. 131 gefabelt wird, möchte ich gerne wissen, wenn man nicht die genannte bildung, die S. wol nicht kennt, voraussetzt. — wegen der ganz verfehlten erörterung der metathesis des *r* (s. 148) begnüge ich mich auf meine Mnl. gramm. § 106 f zu verweisen, für s. 148c auf vHelten Altostfries. gramm. § 37[1] und für *werd* s. 160 auf vHelten Beitr. 14, 276 ff. es ist der mühe wert, S.s erklärung dieses *werd* 'wort' mitzuteilen: 'die einzige erklärung scheint mir zu sein, dass der silbenaccent von dem vocal auf das sonore *r* übergegangen ist und vielleicht dieses *r* sogar sonantisch gemacht hat'; sie ist um so kennzeichnender, als sie den vorgang blofs in dem einzigen wort unter vielen gleichartigen fällen annimmt. wenn ich nicht irre, kennen übrigens auch deutsche dialecte ein entspr. *wûrd*. — s. 151 steht *ogenlidde* bei *lith* glied. — die richtige erklärung von *ris*, mal, wäre bestimmter vorgetragen worden, wenn S. sich im benachbarten holl. umgesehen hätte. — wegen *dürfen* s. 162 ist meine Mnl. gramm. § 107. 164 zu vergleichen. — s. 165 *krôs* und *krûs* können weder unter sich identisch, noch 'gleichen stammes' mit *krûke* sein; zu vergleichen Kluge Litteraturbl. 1884 sp. 428 und mein Etym. wdb. — s. 171 vermutet man sofort, dass die behauptung, das westfrs. zeige 'stets' *o* gegenüber dem *u* der östl. mundarten, auf die stellung vor nasalverbindungen einzuschränken sei. das tritt denn auch in den beispielen deutlich heraus, und das westfrs. stimmt also mit dem nl. — in *bedon* ist nicht, wie s. 173 behauptet wird, *e* 'schwächung' aus *u* (was heifst schwächung in hochbetonter silbe?), sondern *i*-umlaut; so auch bei vHelten. die übertragung des umgelauteten vocals in den plur. indic. des praet. hat auch auf nl. und nd. gebiet weiten umfang. — s. 215 f. die unter **skria* aufgeführten formen stimmen zum teil gar nicht in den lauten und sind mit nl. *schreeuwen* (s. mein Etym.

[1] das folgende *w* zu berücksichtigen lag doch nahe genug, zumal nachdem einmal altn. *þjokkr* angeführt war.

wdb.) zusammenzuhalten; ebenso steht das fries. mit den formen von *schule* (s. 230) wol teilweise zum nl. (mnl. *schōle* mit ursprünglich kurzem *o*, s. mein Etym. wdb.). — s. 237. *moei* sollte doch ein heutiger grammatiker genügend von *môdire* zu trennen wissen. da ich nun schon zweimal das richtige darüber gesagt, kann ich mich wol mit einer verweisung auf Anz. 11, 7 anm. und mein Etym. wdb. begnügen; dies dritte mal wirds freilich auch noch nicht sonderlich helfen! — s. 239 findet man *skône* unter germ. *ó*. — s. 289. die gleichung afries. *strê* = ahd. *strô* wird sich schwerlich halten lassen; liegt doch auch gar kein anlass vor, dem worte ein *j* zu geben. *strê* wird vielmehr auf ein wort mit *ai* weisen, wofür ich in meinem wdb. noch einige daten beibringen werde. — s. 302. *rieme* und das gleichlautende wort mit der bedeutung 'ruder' können doch nicht ohne weiteres zusammengestellt werden. — s. 308. in *melok*, milch, soll germ. *i* durch *o*, *u* der folgesilbe zu *e* umgelautet sein. wenn man das überschaut, so kann man den stofsseufzer nicht gut unterdrücken: lieber etwas weniger ahnungsvolle theoretische weisheit und dafür die bücher nachschlagen! auf diesem wege wird der verf. schwerlich je zu einer sicheren methode und zu selbständigkeit des urteils gelangen. wie selten fühlt man sich von seinen erörterungen würklich befriedigt, wie selten sieht man feste kriteria vor sich und erhält auskünfte, denen man sich freut zustimmen zu können! häufig werden 'der geschliffene ton, der gestofsene ton' oder andere feinheiten der phonetik angerufen, um die dinge zu erklären, ohne dass der leser in den stand gesetzt wäre, die angeblich so wichtigen momente zu controlieren.

Noch weniger ergebnisse, die dem aufwand entsprächen, liefern die fortlaufenden erwägungen über eine dem fries. und engl. gemeinsame grundsprache, denen das buch seinen titel verdankt. aus Sievers gramm. und anderen büchern werden viele ags. formen citiert, wo eine verweisung genügt hätte, es wird viel über das verhältnis ihrer und der fries. laute hin und her erwogen, aber an augenfälligen resultaten, die uns über das bekannte und ungefähr selbstverständliche hinaus brächten, fehlt es. dem ergebnis der ethnographischen einleitung, 'dass wir gar keine berechtigung haben, Schleswig auf grund der sprache als die alte heimat der Angeln und Sachsen zu bezeichnen', steht dasjenige entgegen, zu dem Weiland in dem durchaus vertrauen verdienenden aufsatz in der festgabe für Georg Hanssen (Tübingen 1889) s. 119—158 gelangt. anderes, was dann in einem besonderen abschnitt, s. 306 ff, näher ausgeführt ist, gerät in widerspruch mit Möller, mit dem hinwiderum Bremer Jahrb. d. ver. f. nd. sprachforschung 13, 1 ff sich begegnet. ich trete lieber diesem bei und hebe von seinen resultaten hervor, dass er das anglofriesische (ingwaiwische) in drei gruppen zerfallen lässt, das englische, das sildringisch-helgoländisch-amringisch-föhrische, das

nordfriesische und das ost- und westfriesische; ein näherer ursprünglicher zusammenhang der sprachen von Amrum, Föhr, Helgoland und Sild mit dem nordfriesischen wird ausdrücklich bestritten, obwol 'die jahrhunderte hindurch bestehende verkehrsgemeinschaft eine grofse anzahl sprachlicher übereinstimmungen zur folge gehabt hat'; dagegen wird eine besonders nahe beziehung der sprache der genannten inseln zum westsächsischen angenommen. im übrigen begnüge ich mich, um nicht schon gesagtes zu widerholen, auf DLZ 1890 sp. 1162 zu verweisen, indem ich die worte dieses recensenten unterschreibe, auch was die aus der sprachbetrachtung geschöpften kriteria betrifft. es geht doch weit, wenn eine einzelheit aus einer in der lebhaftesten bewegung begriffenen lautgeschichte, der übergang von *ā* zu *å, ó,* der zudem nicht das mindeste ungewöhnliche an sich hat, als 'ein zuverlässiges kriterium für die engere verwandtschaft der ost- und nordfries. dialecte' hingestellt wird (s. 54). ich muss mich um so mehr wundern, dass S. jetzt bereits diese fragen zur sprache bringt, als er seine sprachlichen untersuchungen ja noch gar nicht abgeschlossen hat. vermutlich werden wir dieselben dinge noch öfter von ihm erörtert sehen. auch in diesem buche begegnet einiges schon zum zweiten oder gar zum dritten male (s. Beitr. 11, 205 ff und Siebs Die assibilierung der fries. palatalen). der verf. hätte sich von anfang an ein festes programm für seine veröffentlichungen machen und seine studien ruhiger ausreifen lassen sollen. wir haben wahrscheinlich noch mehreren dicken bänden dieses werkes entgegen zu sehn, ohne dass der früher von mir an S. gerichtete wunsch einer wol durchdachten darstellung der fries. sprache irgendwie erfüllt sein wird. wo soll das hinaus?

Der angehängten bibliographie zum studium der fries. sprache und litteratur lässt sich das lob überraschender reichhaltigkeit nicht vorenthalten.

Bonn, november 1890. FRANCK.

Die Skiren und die deutsche heldensage. eine genealogische studie über den ursprung des hauses Traun. von F. X. WÖBER. Wien, Konegen 1890. 281 ss. 8°. — 6 m.*

Der titel dieses buches müste eigentlich sein: Untersuchungen über die 'Husier' mit beiträgen zur genealogie und geschichte der herren von Traun und ausblicken in die deutsche heldensage — ein langer titel und weit weniger hübsch als der, den es würklich trägt; aber er entspräche besser der losen composition des ganzen. das was es zur heldensage bietet, ist in den zahlreichen anmerkungen verstreut und im texte auf s. 159—182

* [vgl. Zs. f. östr. gymn. 1891 s. 15 ff (AFPribram).]



zusammengefasst. der einzige gewinn dabei ist die vermehrung der nachweisungen von namen der heldensage aus urkunden. aber der verf. legt das hauptgewicht auf die neuen beweisgründe, die er für seine 1885 in der schrift Die Reichersberger fehde dargelegte hypothese beibringen zu können vermeint. es ist immer aufserordentlich peinlich, über eine sogenannte entdeckung, die ihrem urheber sichtlich ans herz gewachsen ist, auf die er viel liebevolle mühe verwendet hat, die ihm zu einem glaubensartikel wurde, von der aus er ganze capitel der litteratur- und sagengeschichte neu umbauen zu können vermeint, so gut wie vollständig den stab brechen zu müssen. denn auch was hier W. zur stütze der seinerzeit fast einstimmig abgelehnten früheren arbeit nachträgt, ist unhaltbare combination oder beruht auf willkürlicher deutung der quellen. wenn er von der grofsen bedeutung Bayerns für die mittelalterliche dichtung und cultur spricht, so wird damit altbekanntes nur nochmals erörtert, und für seine hypothese ist damit noch gar nichts gewonnen. aber er glaubt auch neue beweisende einzelheiten gefunden zu haben: aus dem 'für die heraldik der rheinländischen geschlechter höchst wichtigen und reichhaltigen' Wiener cod. nr 9337 führt er die überschrift an, die über der abbildung des wappens der truchsessen von Alzei steht: *'Die Volcker von Altzen genant fideler'* und schliefst daraus, dass *'Volcker'* nicht individual-, sondern familienname war, obwol der zusatz der hs.: *'weil er fürt Ein fidelen jm schilt laut Helden Buchs'* deutlich genug lehrt, dass der epische gebrauch des namens auf jene benennung mafsgebend eingewürkt hat (s. auch Roethe in der ADB unter Reinmar d. f). nun findet W. aber, dass das wappen des 'Reimar der fiedler' genannten minnesingers wesentliche eigenschaften mit dem der truchsessen von Alzei gemeinsam hat; sogleich schliefst er, dass dieser Reimar ein truchsess von Alzei gewesen sei, und construiert seinen vollen namen: *Dominus Reginmarus dictus Volker dapifer de Alzeia;* und nicht genug — ebenso rasch ist dieser Reimar mit herrn Volker des Nibelungenliedes identificiert: 'dieser Nibelungenheld ist also nicht eine blofs poetische figur, gezeichnet nach einer sagenhaften überlieferung, sondern er ist eine persönlichkeit von leben und atem, eine würkliche historische individualität'. ich habe hiermit alle wesentlichen beweisgründe W.s für diese seine verblüffende folgerung genannt! denn was er noch von der möglichkeit sagt, dass dieser — neu entdeckte — herr Reimar Volker von Alzei 1176 in Enns gewesen sei, hat einzig dann einigermafsen wert, wenn dem vorhergehenden ein wenig überzeugende kraft innewohnte. ähnlich überwältigend ist der gedankengang in einer stelle, welche die gleichung graf Sighart I von Burghausen-Schala = Siegfried von Niederland stützen soll: die tincturen des schildes der Burghausen-Schala sind silber und grün; nun verfertigt Kriemhild

Nib. 353 für Gunther und seine drei gesellen kleider aus weifser seide von Arabien, aus grüner von Zazamanc, und W. findet 'merkwürdig das spiel des dichters, welcher im Nibelungenliede aus Burghausen ein Burgund macht und die hausfarben der familie Burghausen-Schala zu den hausfarben des burgundischen hofes werden lässt'! dass die farben weifs und grün hier rein typisch sind, sei nur nebenbei bemerkt. W.s buch gehört zu denjenigen, die am besten beurteilt werden können, wenn man sie selbst reden lässt.

Der verf. ist auf die germanisten nicht gut zu sprechen. er selbst ist in germanistischen dingen wol liebhaber. das ist eine durchaus nicht zu unterschätzende eigenschaft. aber was mit seinem stoffe zusammenhängt, sollte er besser beherschen. er bringt Wolfram in nahe verbindung damit und erklärt ihn (mit den worten vdHagens) für den verf. des Wartburgkriegs und des Lohengrins (s. 80). und auf diese seine gewährschaft hin werden an die betreffenden stellen geschichtliche folgerungen geknüpft. auch anderweitig leidet der historische teil des buches an ähnlichen mängeln: Ekkehart wird einem Etihhohart gleichgesetzt (anm. nr 229), Ernest Harnustus Harnulfus sind dasselbe nr 292. 383; dass Pipin den herzog Thassilo II, als er zwölfjährig ist, wehrhaft macht, ist in den augen des verf.s ein 'teuflischer gedanke' — er hätte doch nur Grimms RA s. 414 nachzuschlagen gebraucht, um zu sehn, dass dieser teuflische gedanke sehr gewöhnlich war, usw.

Wie nun aber seine hypothese, dass 'herr Heinrich von Traun-Stein-Kürnberg-Ofthering' der verf. unseres Nibelungenliedes sei, dass in dem gedichte ferner die schicksale des verf.s und seines geschlechts sich spiegeln, mit allen den anderen fragen, die das lied vorlegt — und die doch mit jener hypothese nicht aus der welt geschafft sind? — zu vereinigen sei, das zu erörtern überlässt W. doch der liebesmüh der germanisten. oder meint er, Ortner, der sich redliche mühe gab, seine eigene Kürnberger-hypothese mit der philologischen kritik des gedichtes in einklang zu bringen, habe das für ihn schon in der hauptsache getan?

Was den genealogisch-historischen hauptteil des buches betrifft, so kann ich über diesen nur mit vorbehalt sprechen. W. bedient sich durchgängig des grundsatzes, dass dort, wo anderweitige beweisgründe fehlen, rein örtliches zusammentreffen für genealogischen zusammenhang nicht blofs spreche, sondern geradezu beweise. so sind ihm namen, die auf husischem boden vorkommen, einzig aus diesem grunde oft 'entschieden' 'unzweifelhaft' husisch, dh. gehören ihm zur familie der 'Husier'. trotz allem fleifs, den der verf. aufwendet, namentlich in topographischen dingen, wird der boden, auf dem er sich bewegt, im verlaufe der darstellung immer schwankender. auf die behand-

lung ähnlich klingender namen deutete ich schon früher hin und möchte hier den germanistischen leser noch auf ein mir besonders auffallendes beispiel hinweisen, das historisch für den zusammenhang des buches wichtig ist, die art, wie s. 82 ff ein Wolfher von Tegernwanch mit einem Wolfram von Treffen identificiert wird, weil Wolfher = Wolfram und das kärntnerische Treffen = dem oberösterreichisch-bayrischen Truna (Traun) sei.

Innsbruck, märz 1891. JOSEPH SEEMÜLLER.

Die quellen der Strafsburger fortsetzung von Lamprechts Alexanderlied und deren benutzung. von dr THEODOR HAMPE. Bonner diss. Bremen, Eduard Hampe, 1890. IV und 110 ss. 8°. — 2 m.

Dit Salomon al primier pas, quant de son libre mot lo clas: 'est vanitatum vanitas et universa vanitas: poyst l'omne fraynt enfirmitas[1], *toyl li*[2] *sen otiositas, solaz nos faz antiquitas, que tot non sie vanitas!'* Salomo sagt im ersten satz, da er die stimme seines buches erhebt: 'eitelkeit aller eitelkeiten, alles ist eitel: sobald den menschen die krankheit schwächt, die (durch dieselbe aufgezwungene, unfreiwillige) untätigkeit schwachsinnig macht, dann möge uns das altertum den trost geben, dass nicht alles eitelkeit sei!' und diesem gedanken folgend wendet sich nun der dichter, Alberich von Besançon, in seiner zweiten laisse der betrachtung des grösten helden des altertums zu. dieser stelle entspricht die folgende in der Alexandreis des mscr. der bibl. imp. 789 (PMeyer, Alex. le gr. I 119): *Quant li rois Salemons son premier livre fist, du vain siecle parla dont il l'estoire quist. Salemons si vist Diu anchois qu'el mont venist*[3] *pour le premier fourfait, de coi li Sathans*[4] *rist, quant Dix Adan et Eve de Paradis fors mist de le boine eürté où premiers les assist par l'engien del diable ki maint home traïst. pour chou prophetisa l'avenement de Crist: un prophete naistroit en ce monde, ce dist, qui sauveroit son peuple, ke nus n'en peresist, et geteroit d'enfer cheus que puis en eslist. et*[5] *non porquant l'estore d'Alixandre rescrit, por le bonté de lui que tans*[6] *regnes conquist.* 'als der könig Salomo sein erstes buch schrieb, sprach er von der eitelkeit der welt, deren geschichte er erforschte. er schrieb von der künftigen erlösung durch Christus und trotzdem (er so vieles andere zu schreiben hatte) schrieb er die geschichte des Alexander, um dessen tugend willen, weil er so viele reiche erobert hatte'. die umarbeitung des deutschen übersetzers ihrerseits ergibt hingegen

[1] *loume fay menfirmitas* die hs., die besserung von PMeyer.
[2] *le* hs., besserung von CHofmann. [3] diese zeile steht in der hs. nach *traïst.* [4] *sachans* die hs. [5] *e* die hs., *et* PMeyer.
[6] *tant* die hs., *tans* PMeyer.



folgenden sinn: 'als Alberich dieses lied begann, da hatte er ein buch[1] Salomos vor sich, in welchem zu lesen stand: vanitatum vanitas. nachdem Salomo diese eitelkeit alles dessen, was die sonne umläuft, an sich selbst erfahren hatte, darüber traurig und seiner eigenen untätigkeit müde geworden war, begann er *von witzen* zu schreiben. denn müfsiggang schadet leib und seele; darum ist erst Alberich und jetzt ich seinem beispiele gefolgt'. es liegt nahe *von witzen* auf das buch Sapientia zu beziehen, welches ja auch dem S. zugeschrieben wurde; aber dann stimmt das citat des ersten verses des Ecclesiastes nur schlecht dazu. vielmehr werden wir an ein von 'weiser gesinnung' handelndes buch, an ein buch, dessen held *der wise Alexander* (Lamprecht 4490) war, zu denken haben.

Durch vergleichung der ausgehobenen drei stellen kommen wir zu folgenden resultaten:

1) wenn wir nicht annehmen wollen, dass der französische roman und Lamprecht unabhängig von einander ihre vorlage misverstanden haben, müssen wir Alberich so verstehn, dass er in seiner ersten laisse als seine quelle einen Alexanderroman nennt, der dem könig Salomo zugeschrieben wurde. wahrscheinlicher ist es jedesfalls, dass beide bearbeiter ihn richtig verstanden haben, was ihnen leichter werden mochte als uns, da ihnen ein derartiges werk bekannt gewesen sein dürfte. dass ein solches existierte, bezeugt uns die fälschlich über einen Iter ad paradisum in Pavia gesetzte superscriptio *Relatio Salomonis didascali Judeorum de Alexandro magno* (PMeyer Alex. le grand II 395).

2) dieses pseudosalomonische buch war in lateinischer sprache geschrieben und begann mit jenen worten, welche Alberich, nur soweit sie citat aus dem Ecclesiastes sind, in lateinischer, von da ab übersetzend in der vulgärsprache gibt. dass dies der fall ist, zeigt einerseits die auffassung Lamprechts, anderseits die lateinische endung *-as* in *enfirmitas, otiositas, antiquitas, vanitas* (= frz. *é*, provenz. *-atz*), wol auch die bedeutung 'trost' für *solaz*, das sonst 'genuss, vergnügen' bedeutet.

3) der überlieferte text von Alberichs gedicht gibt einen guten sinn, und es ist kein grund, mit Wilmanns GGA 1885 nr 7 anzunehmen, dass Lamprecht ein vollständigerer vorgelegen habe. auch bei der erzählung von A.s erziehung ist die ordnung der unterrichtsgegenstände bei Alberich wol etwas auffallend, wird aber durch den alexandrinerroman gestützt[2].

4) diesem lateinschreibenden gelehrten autor ist wol die be-

[1] wie Wilmanns das *mut* der Strafsburger hs. vor dem *puch* der Vorauer hs. bevorzugen kann, verstehe ich nicht, nachdem das *libre* des originals so deutlich für letzteres spricht. [2] bei der erklärung des in diesem zusammenhange allerdings dunkeln *et fayr à seyr et à matin agayt encuntre son vicin* ist auf die entsprechung *que ja felon cuivert n'ait entour lui souvent* rücksicht zu nehmen.

nutzung der verschiedenen quellen und das kritische verhalten gegen dieselben zuzuschreiben[1]. seine hauptquellen waren Valerius und eine mischhs. der Historia[2], welche in ihrem ersten teil der redaction II. III, in ihrem zweiten der redaction I vorzüglich folgte. er selbst bevorzugte im anfange seines werkes den Valerius, gegen das ende desselben die Historia.

Freilich setzt diese annahme voraus, dass Alberichs gedicht ebenso weit gereicht habe wie der Strafsburger Alexander. das glaube ich nun auch, und zwar scheint es mir bewiesen durch die übereinstimmungen des deutschen gedichtes mit dem französischen, vor allem durch die sonst nirgends erscheinende episode der blumenmädchen. dieser hinweis (vgl. Schröder DLZ 1885, 786 ff) hätte früher auch vollkommen genügt, bevor durch die forschungen Wilmanns und seiner schüler ASchmidt und Hampe einerseits, PMeyers anderseits verwirrung in die klare sachlage gekommen ist. denn jene behaupten, die in der Strafsburger und Basler hs. überlieferte zweite hälfte des deutschen Alexanderliedes habe mit dem anfange desselben nichts zu tun, und dasselbe meint PMeyer von dem grösten teile des französischen romans gegenüber dem anfange dieses gedichtes. nun ist aber keine dieser behauptungen, wie mir scheint, bewiesen oder beweisbar.

Die erste hat schon Kinzel Zs. f. d. phil. 20, 96 ff richtig widerlegt. der schluss der Vorauer hs. ist ein unding, ein mittelalterliches Alexandergedicht, das vor Alexanders tod abbräche, undenkbar. ‘endlich noch ein letzter einwurf: es wird wol nicht angefochten, dass die verse V 1497 ff mit S 3248 ff identisch sind. sie stehn in S in gutem zusammenhang, während in V mindestens ihre gedrängte aneinanderreihung auffällt und sie lehnen sich in S direct an eine stelle der Historia an[3]: so lange hierfür keine ausreichende erklärung gefunden ist, sind wir genötigt bei der annahme zu bleiben, dass derjenige, welcher den kurzen schluss im Vorauer Alexander hinzufügte, eine umfangreichere dichtung vor sich hatte, aus welcher er denselben zusammenstoppelte’. gegen diese sehr überzeugende auseinandersetzung Kinzels hat auch Hampe keine irgend stichhaltigen einwendungen vorgebracht.

[1] vor allem in dem ablehnen der Nectanebusfabel. dass er mit dem drachenauge, das er seinem helden zuschrieb, wider in dieselbe verfallen wäre, kann ich nicht finden. vielmehr lässt er ihn von vorne herein, indem er ihn mit den attributen von 4 in je einem der elemente lebenden tiere ausstattet, als herrn über die gesammte natur erscheinen. wenn er sein haar ‘blond wie das eines fisches’ (die conjectur PMeyers I 339, II 250 *teysson* für *peysson* ist wol abzulehnen) nennt, so dachten seine hörer wol sofort an das einzige wassertier, welches überhaupt haare hatte und doch als ‘fisch’ bezeichnet werden konnte — an die Sirene; vgl. *daz houbet der Syrénen clâr, daz truoc von golde reidez hâr* KvWürzb. Troj. krieg 3779.

[2] bei der grofsen menge noch unbekannter hss. ist das bestehn von mischhss. nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich.

[3] *dâ was daz felt vil breit mit ten tôten ubersprеit* V 1516 f S 3268 f = *ut totus campus ex semivivis et mortuis vestiretur.*

Dem möchte ich noch eins hinzufügen: wenn die verschiedene art der quellenbenutzung hier und dort etwas beweisen sollte, so müste das hüben und drüben durch einen scharfen strich an jener stelle getrennt sein, wo die angebliche fortsetzung beginnt. sehen wir aber genau zu, so finden wir eine unbekannte, historischen werken nahestehnde quelle, die mit 6 versen über den strich hinausreicht, dann ausschliefsliche benutzung der Historia bis 2275, wo zum ersten mal wider Valerius erscheint, aber der Historia nicht nach der recension I, die für die fortsetzung characteristisch sein soll, sondern hauptsächlich nach der redaction II, III[1], die auch vor dem strich neben Valerius als herschend erscheint, ja auch so wie hier ohne denselben V 1019—1042. erst später beginnt die herschaft der Historia I.

PMeyer seinerseits hat die meinung aufgestellt, dass Alberich nicht weiter gedichtet habe als bis zur besiegung des königs Nicolaus. gründe hat er eigentlich so gut wie keine angegeben, und Kinzel hat das auch Anz. 13, 228 gebührend hervorgehoben. wenn es noch notwendig wäre, dem etwas hinzuzufügen, so möchte man hervorheben, dass der name *Daclym*, d. i. *dan Clin*, wie derselbe im roman heifst, für Clitus[2], auch für die spätere partie wenigstens des Vorauer Alexanders die benutzung Alberichs beweist.

Aber man kann noch weiter gehend behaupten: 1) auch der roman in zehnsilbigen versen, der uns nur bis zur besiegung des Nicolas erhalten ist, sei einst vollständig gewesen, 2) der name des Alexandre de Bernai sei aller wahrscheinlichkeit nach ein blofser schreibername, der name des eigentlichen endgültigen redacteurs des romans vielmehr unbekannt.

1) wenn uns der anfang eines romans in zehnsilblern, der rest in alexandrinern überliefert ist, so kann man eine doppelte auffassung haben:

a) der anfang stammt aus älterer zeit, der rest ist von einem jüngeren autor dazu gedichtet. PMeyer denkt nur an diese eine möglichkeit und kann sich dabei etwa auf das beispiel des Aiol berufen. nachdem nun die annahme, der anfang in zehnsilblern sei zuerst in alexandriner umgearbeitet, dann aber von einem schreiber dieser anfang neuerdings durch den dekasyllabischen ersetzt worden, und auf diese weise die gemischte form, wie sie uns im mscr. de l'Arsenal (PMeyer I 25 ff), im mscr. de Venise (ib. 237 ff) und in dem nur durch Fauchets beschreibung (ib. II 105) bekannten mscr. vorliegt, entstanden,

[1] nach Hampe ist benutzung von II, III mit mehr oder weniger sicherheit anzunehmen 2059—2062. 2079. 2090. 2132. 2144—2147. 2154. 2162—2163. 2175. 2188—2196. 2198. 2216—2217. 2249—2250, innerhalb derselben versreihe die von I nur 2102. 2159—2160. 2202—2204. 2237.

[2] vgl. ASchmidt Über das Alexanderlied des Alberic von Besançon (Bonner diss. 1886) s. 67.

so gut wie ausgeschlossen ist, kommt Meyer zu der auch meiner meinung nach allein richtigen ansicht, diese gemischte form repräsentiere uns die älteste erhaltene überlieferung des romans (II 236). da er aber annimmt, die vierte branche, die in jener gemischten redaction erscheint, habe Alexandre de Bernai zum verf., aber auch die erste branche, die in alexandrinern abgefasst ist, in jener aber natürlich nicht vorkommt, rühre von demselben her, so dürfte sich für seine hypothesen einige schwierigkeit ergeben. wie er sich hier hilft, ist mir unbekannt geblieben.

b) eine andere annahme scheint mir eine bessere lösung des verwickelten sachverhaltes zu gewähren. wie wenn Lambert le tort ein älteres vollständiges gedicht in zehnsilblern so umgearbeitet hätte, dass er den anfang im ursprünglichen versmafs beliefs, nur hier und da etwa modernisierend, dann aber seiner conservativeren anfänglichen absicht untreu geworden und in die zeitgemäfseren alexandriner übergegangen wäre? dass er an jener stelle neu anhebt und aufzählt, was er noch zu berichten gedenke, und seinen namen nennt, darf uns nicht verwundern, da ja in wahrheit erst von hier ab eine gewisse selbständigkeit seines werkes datiert. ein überzeugendes beipiel dieser art einer überarbeitung haben wir im Foulque de Candie[1].

Ein umstand vor allem scheint mir diese möglichkeit zur höchsten wahrscheinlichkeit zu erheben. die oben aus dem mscr. bibl. imp. 789 ausgehobene stelle über Salomo findet sich auch im mscr. de Venise in einer der ersten in alexandrinern abgefassten tiraden, an unrechter stelle und in entstellter form[2]. wie ist das zu erklären?

Das mscr. 789 (PMeyer I 115 ff) bietet in seinen tiraden I—XVII eine contamination der zehnsilblerfassung mit der ersten branche des romans, ebenso wie XVIII—XLIX die einer unbekannten quelle mit demselben (XXXVI). das dekasyllabische gedicht lag aber, wie auch Meyer II 246 annimmt, dem contaminator in einer vollständigeren gestalt vor als uns, wie vor allem aus dem vergleich mit Alberich hervorgeht. zu diesen verlorenen und durch das mscr. 789 ihrem inhalte nach erhaltenen laisses gehört unter anderen die erwähnte von Salomo. sie steht hier Alberich entsprechend im anfang des gedichtes. die fassung im Ven. gibt uns nun das beispiel einer in der gemischten redaction in alexandriner aufgelösten dekasyllabischen laisse. was liegt näher als anzunehmen, dass auch die anderen alexandriner alle auf zehnsilbler zurückgehn?

[1] die ersten 4 gesänge der ausgabe von Tarbé (bis s. 67) sind in zehnsilblern abgefasst, darauf s. 67—111 in alexandrinern, 111—133 in zehnsilblern und der rest in alexandrinern.

[2] *Por ce qu'il* (Lambert) *ere sages e vit en la lecion de l'enfance Alx. comence* (*comencé?*) *un sermon et tot primerement parla de Salomon per lo segle qu'est vans commence un'action* (I 274 ff). Meyer erwähnt die übereinstimmung, aber ohne eine erklärung zu geben (II 247).



2) das von Fauchet beschriebene mscr. der gemischten fassung ist unabhängig von Ars. wie von Ven., wie schon der erste mitgeteilte vers[1] desselben beweist. aber aus einer glücklicherweise durch Fauchet mitgeteilten stelle in alexandrinern, welche in Ars. und Ven. fehlt, welche jedoch inhaltlich mit einer jener stelle über Salomo vorausgehnden des mscr. 789 stimmt[2], also eine verlorene laisse repräsentiert, ersehn wir, dass dieses mscr. vollständiger war als die beiden erhaltenen. und da er als verf. den *clerc Symon* nennt, so ist somit auch die zweite in Ven. erhaltene, in Ars. verlorene laisse, worin sich dieser als verf. und, wenn ich ihn recht verstehe, die Historia de proeliis als seine wol nur mittelbare quelle nennt[3], als echt erwiesen. denn als seine unmittelbare quelle nennt er in der verderbten letzten zeile der ersten strophe[4], die aber kaum einen anderen sinn haben kann und die wir wol als authentisch ansehn müssen, obwol sie nur in Ven. erhalten ist, einen *Auberin*, hinter dem sich sicher niemand anderer als unser Alberich verbirgt.

In ermangelung des Fauchetschen mscr.s stellt uns also Ven., welches die in Ars. unterdrückten strophen von Symon und Salomon erhalten hat, die freilich durch einen italienischen schreiber entstellte, aber immerhin vollständigste, dem original der gemischten redaction, dem werke Lamberts am nächsten kommende fassung dar. in Ven. nun fehlen an den beiden stellen, an denen sie sonst erscheinen, nämlich zu ende des ganzen und nach der einnahme von Gadres, die erwähnungen des Alexandre de Bernai. in Ars. hingegen findet sich die erste und würde sich auch wahrscheinlich die zweite finden, wenn das mscr. nicht gerade an dieser stelle eine grofse lücke

[1] *Chançon voil dire* gegen *Chançon voil faire* (Ars.) und *Conte voil dire* (Ven.).

[2] 'le clerc Simon, en racontant les peuples divers, qui sortirent de Babylone, après la confusion advenue en bastissant la tour, il dit: *Li enfant se departent, li piere en* (*? li primiers*) *fu dolans (?), Et li autre devient Mesopotamiens, Li autre fu Torquois, li autre Elimitans* Et puis quelques vers après: *Li autre fu Romains et li autre Toscans* Et encores depuis: *L'autre fu Espeingnos et l'autre fu Normans, Li autre Erupiei[s] et parla bien romans, Li autre fu François et li autre Normans*'. Meyer (II 106) hat diese stelle vergeblich in Ars. und Ven. wie in dem von Michelant edierten roman gesucht, in dem von ihm edierten mscr. 789 (I 118) findet sie sich wenigstens inhaltlich wider: *puis conquist Babilone ou fu mors par poison el grant palais marbrin que firent li gloton . . . quant Dix de tous langages lor fist devision: quant l'uns parloit englois et li autres gascon, li tiers parloit irois et li quars bourgegnon, et li quins alemans et li sistes breton, li septimes galois, li octimes frison.*

[3] *traite est de geste tote ceste chançon* (*l'ystoire fu trovée droit en un dromon, de la terre d'Egypte l'aporterent Noon). un clers la fist c'om apelle Symon* (I 238). ist statt des unverständlichen *l'aporterent Noon* vielleicht *l'aporta gent Maon* zu lesen? jedesfalls scheint mir der misverstandene anfang der historia cap. 1 *Sapientissimi namque Aegyptiorum . . . domantes undas maris . . . tradiderunt* zu grunde zu liegen.

[4] *ceste ystoire n'est mie d'Auberin li canoine*, l. *est prise?*

zeigte. beide male haben wir es meinem gefühl nach deutlich mit schreiberversen zu tun[1].

Ein unbekannter[2] hat dann, die gemischte redaction in der form von Ars. benutzend, auch den in zehnsilblern geschriebenen anfang in alexandriner umgearbeitet und den ganzen roman durch interpolationen erweitert.

Da nun bereits die fassung in zehnsilblern ihrem ende zu stark ändert und erweitert, wie uns ein flüchtiger vergleich vor allem der letzten scene, der besiegung des Nicolas, mit den wenigen zeilen Lamprechts, dessen weise das kürzen seiner quelle gegenüber doch sonst nicht ist, lehrt, da wir ferner annehmen können, dass diese änderungen und erweiterungen vielleicht zum teil im anschluss an die dem clerc Symon bekannte Historia im verlaufe der erzählung immer stärker und stärker wurden, da dann weiter noch Lambert und endlich der unbekannte umarbeiter des ganzen kam, — so darf es uns nicht wunder nehmen, wenn der ähnlichkeiten mit dem in S vorliegenden, überarbeiteten Lamprechtschen gedichte nur wenige geblieben sind. denn Lamprecht selbst hat seinerseits wider seine quelle erweitert, misverstanden, geändert, und ebenso ist sein bearbeiter ihm gegenüber verfahren. aber was nach alle dem doch noch an ähnlichkeiten zurückgeblieben ist, haben wir ein recht der gemeinsamen quelle zuzuschreiben.

Hampe hat diese ähnlichkeiten übersichtlich s. 44 ff zusammengestellt. der spanische roman (s. 52 ff) würde eine besondere quellenuntersuchung erfordern. Walther von Chatillon (s. 57 ff) ist natürlich erst von S benutzt worden. dass S auch die Historia gekannt hat, wissen wir aus dem vergleich mit V, doch können wir natürlich nicht entscheiden, wo die benutzung ihm zur last fällt.

H.s schrift schien mir auf falschen grundlagen, deren tragkraft er allerdings auch nicht um das geringste verstärkt hat, aufgebaut, und gegen diese muste sich meine polemik hauptsächlich richten. nur scheinbar führte mich daher meine auseinandersetzung von seinem buche ab. dieses selbst ist eine tüchtige leistung, eine gute und gewissenhafte arbeit, die nur

[1] *ci fenisent li vers, l'estorie plus ne dure. ce reconte Al. de Bernai à seüre. qui unques nen ot jor longement adventure, s'un jor la trova blanche. . . . . . ci fenisent li vers d'Alisandre.* dies das ende des gedichtes in Ars., Meyers lesung I 105 und II 235 differiert ein wenig. die andere stelle lautet: *Alixandre nous dist, qui de Bernai fu nés et de Paris refu ses scurnoms apelés, qui chi a les siens vers o les Lambert joustés, que li 'fuerres de Gadres' est ichi afinés* (II 227). ich mache besonders auf den vers 'welcher hier seine verse neben die Lamberts gestellt hat' aufmerksam. den Al. de B. als verf. der *siège d'Athènes* hat P.Meyer II 235 ff wol endgültig ins reich der fabel verwiesen.

[2] es könnte allenfalls Pierre de S. Cloud sein, doch würde ich trotz den einwendungen Meyers die stelle (II 229 ff) ihrem character nach eher für citat halten.

leider etwas unübersichtlich ausgefallen ist, dadurch dass der verf. seinen stoff nach den quellen geordnet vorführt. ASchmidts arbeit, die sich an den gang des gedichtes hält und nach den beiden ersten abschnitten eine sehr practische tabelle beifügt, ist viel bequemer benutzbar. neben der italienischen Historia wäre Quilichinus von Spoleto nach den mitteilungen von Neuling (Beitr. 10, 315ff) heranzuziehn gewesen.

Wien im januar 1891. S. SINGER.

Geschichte der deutschen dorfpoesie im 13 jahrhundert I. von ALBERT BIELSCHOWSKY (Acta Germanica II heft 2). auch unter dem titel: 'Leben und dichten Neidharts von Reuenthal'. — Berlin, Mayer & Müller. 1890. VII und 294 ss. 8⁰. — 9,50 m.*

Der wert dieser sorgsamen und ungewöhnlich gut geschriebenen arbeit liegt mehr in der vollständigen und verständigen nachprüfung des sonst schon für Neidhart geleisteten als in neuen gesichtspuncten oder neuen ergebnissen. der autor hat sowol den text selbst (nicht immer auch die lesarten) als die arbeiten seiner vorgänger mit grofser aufmerksamkeit studiert und sich kritisch zu eigen gemacht; dass unter diesen arbeiten sich auch handschriftliches material befand, welches rec. ihm neben gedrucktem zur verfügung stellte, hätte der sonst mit dank nicht kargende verf. um so weniger verschweigen sollen, als er gegen mich mit vorliebe und nicht ohne voreingenommenheit polemisiert. — die gründlichkeit in ausnutzung und besonders besprechung der vorarbeiten geht mir oft sogar zu weit; es wäre für den ruf der deutschen philologie besser, wenn nicht immer wider in langen capp. der beweis geführt würde, dass Mohammed kein römischer cardinal gewesen. zu den überflüssig breiten betrachtungen rechne ich besonders die erneute darlegung des volkstümlichen ursprungs der Neidhartischen dichtung, bei der es jedoch an hübschen bemerkungen nicht fehlt (so s. 16 über den mädchenchor), und vieles in der biographie des dichters (cap. II), zb. die untersuchung über seine heimat[1].

Trotz dieser gründlichkeit in der durcharbeitung der litteratur begegnet es dem autor nicht selten, dass er die citierten stellen falsch versteht, so zb. s. 56. Haupt hat (zu 102, 32) keineswegs die lieder, welche er an den schluss seiner sammlung stellt, für bairisch erklären wollen, wie eben schon diese anordnung beweist. Wackernagel meint, Neidhart habe damals an der bairi-

* [vgl. Litt. centralbl. 1891 nr 8. — Litbl. f. germ. und rom. phil. 1891 nr 4 (EMartin).]

[1] auch eine frage wie die, wo die tochter, welche 24, 13f sich mit ihrer mutter streitet, schläge erhält, verdient wol bei mündlicher interpretation erörtert zu werden, aber schwerlich waren in einem buche über die geschichte der deutschen dorfpoesie 13 zeilen daran zu wenden (s. 157); es handelt sich doch schliefslich nicht um den ort der Varusschlacht!

schen grenze gelegen, Haupt erwidert, er müsse auf der fahrt ins Baierland begriffen gewesen sein, und deshalb nahm ich eine rückkehr aus Österreich nach Baiern an in allerspätester zeit; daran ist nichts 'unerfindlich'. — oder s. 151: in seinem widerspruch gegen meinen tadel des überganges in den liedern 9, 13 und 16, 38 (deren datierung ich aufrecht erhalten muss) hat B. völlig das moment übersehn, auf das ich den hauptton legte: die zähe anknüpfung an ein einzelnes schlagwort. — am schlimmsten s. 170: hier sagt B. mir nach, ich hätte von 48 fällen, in denen die directe rede ohne einführung beginnt, nur 5 gesehn. aber er hat seine zahl dadurch zusammengebracht, dass er fälle mitzählt, in denen nicht eine figur, sondern der dichter selbst redet (wie 6, 19. 8, 12. 28, 36 uö.). Neidhart kann doch unmöglich anheben: in dem tal erhebt sich — wie ich euch mitteilen will — von neuem der gesang der vögel!

Anderseits wird der text Neidharts oft ungebührlich gepresst; so sind zb. die auslegungen von *'des meien stiuwer'* (s. 18), *'durch des landes êre'* (s. 91) und andere gezwungen und unwahrscheinlich. —

Sieht man von solchen kleinen schwächen ab, so bleibt eine verdienstliche und beachtenswerte arbeit übrig. das erste cap. widerholt und ordnet die zeugnisse über die vorgeschichte der dorfpoesie. das zweite bespricht Neidharts leben; einige wertvolle neue gesichtspuncte sind geschickt zur datierung mitbenutzt, und eine übersichtliche tabelle ist beigefügt. cap. III—VII behandeln die sommerlieder, VIII—XIV die winterlieder. als gelungen hebe ich hervor die beobachtungen über die umwandelung des natureingangs (s. 35 f), über den wortgebrauch in den reien (s. 129 f) und besonders über die figuren der substantivverbindung (s. 133 ff. 224 f — leider nicht auf ihre metrischen bedingungen geprüft), über die reimeröffnung und andere metrische eigenheiten, die sommer- und winterlieder scheiden (s. 257; 261). minder glücklich scheinen mir B.s versuche, über Neidharts lebensverhältnisse neues zu ermitteln; die *drîzec jâr*, wie das *korn koufen* (s. 48. 52) bleiben doch wol formelhaft, und dass des dichters frau eine wenn auch unbemittelte, doch tüchtige und energische person war, die das kleine lehensgut zusammenhielt und das gegengewicht gegen den künstlerischen leichtsinn Neidharts bildete (s. 68), würde ich aus dem umstand allein, dass sie auf Reuental keine nebenbuhlerin haben wollte, noch nicht zu erschliefsen wagen. dass Neidharts 'ich' in den reien nahezu verschwinde (s. 106), ist eine mehr als kühne behauptung; dass er die in ihn verliebten bauernmädchen als närrinnen darstelle (s. 176), ist ein satz, der auf völligem verkennen von Neidharts selbstgefälligkeit beruht. wie viel schnaderhüpferl gibt es, in denen der bursch halb in vergnüglichem stolz und halb in abwehrender selbstironie seine unwiderstehlichkeit schildert! hübsch

ist die zusammenstellung Waltherischer und Goethischer verse (137, 2) und die anmerkung über das flachsschwingen (s. 189). in der beurteilung derjenigen dichter, die auf N. gewürkt haben, hat B. Morungen in überzeugender weise in den vordergrund gestellt (s. 195); der hauptgrund der übereinstimmungen ist wol aber doch der, dass der geniale führer der thüringischen schule so gut wie der geniale reformator der bajuvarischen lyrik aus dem volksgesang schöpfte. — die stilistischen untersuchungen halten sich mit recht eng an Burdachs feststellungen zu MSF und Walther; den worten, dass ein gutes beispiel mehr wert sei als alle blofse statistik (s. 219), stimme ich gern zu. ebenso gebe ich meine eigene beurteilung der lieblingsreime Neidharts preis; die philologische statistik hat seit jener zeit — besonders durch Sievers und Wilmanns — grofse fortschritte gemacht; und übrigens hätte ich es schon damals besser machen sollen. das einzig richtige war natürlich, alle reime zu prüfen, wie schon Strauch (Anz. 10, 299) hervorhob. B.s eigene rechnungen sind freilich seltsam genug; er hätte besser getan, einfach auf die berichtigungen bei Zöpfl Höfische dorfpoesie s. 71 zu verweisen. in bezug auf Neidharts verhältnis zu den pastourellen stehe ich ihm auch in den von ihm bekämpften worten viel näher als er glaubt (s. 283 f). aber es bleibt die éine tatsache: unter den winterliedern sind ein paar stücke, die durch ihre halbepische concentration auffallen; sie könnten durch die ähnlich componierten pastourellen beeinflusst sein, obwol sie inhaltlich diese keineswegs nachbilden, könnten durch sie gerade deshalb beeinflusst sein, weil bei deutsch volkstümlichen mustern ihre seltenheit doppelt auffiele. indes wird man ein urteil über diese frage aufschieben müssen, bis wir über das verhältnis der deutschen lyrik zu der der nachbarn endlich einmal mehr wissen, als dass Rudolph von Neuenburg der erste meister der deutschen übersetzungskunst war. —

Es gibt noch mehr dinge, über die ich mit B. verschiedener meinung bin, ohne schon beweise für möglich zu halten. so hat in der frage der lieder und einzelstrophen mich die ruhelose tätigkeit der minnesangphilologen allmählich durch die nervosität hindurch zur apathie geführt. rastlos und unerschrocken hat man die strophen bald losgehauen, bald angeklemmt, bald, wie Haupt (Opusc. 3, 41) einmal bei anderer gelegenheit sagt, wie würfel im becher durcheinander geschüttelt — allemal mit unwiderleglichen gründen natürlich. mich würde es nicht wundern, wenn dies 'atomisieren' nächstens zu der lehre von der absoluten einstrophigkeit führen sollte, wonach alle strophenverbindung den spielleuten oder sammlern zur last fiele. aber ich bin kein skeptiker, sondern erhoffe von einer systematischen durcharbeitung der liederbücher auch hierfür licht; bis dahin will ich jeden nach belieben über die souveränität oder lehnspflicht der strophen entscheiden lassen. und ebenso muss ich es wol mit der strophik

machen, wo immer noch die meinung herscht, ein dichter habe neue verse gebildet, indem er verse auflöste, die zahl der hebungen erweiterte (s. 273), reime verlegte usw. meinen versuch, gesetze statt der willkür nachzuweisen, hat bis jetzt niemand besser oder auch nur anders widerholt; B. war dazu gewis nicht verpflichtet, so sehr auch gerade Neidharts strophen dazu reizen, über die zahl der verse und hebungen zu der eigentlichen organisation der metrischen form herabzusteigen. —

Berlin, februar 1891. RICHARD M. MEYER.

Zu Tannhäusers leben und dichten. von ALFRED OEHLKE. Königsb. diss. 1890. Mohrungen, WEHarich. 71 ss. 8°. — 1,20 m.

Wunderbar genug, dass heutzutage, wo kaum ein minnesinger sicher ist vor dem schicksal, held einer dissertation zu werden, nicht schon längst der Tannhäuser seinen liebhaber gefunden hat. freilich, er gibt rätsel auf, wie kein anderer unter den mhd. lyrikern; aber mit seinem höchst eigenartigen halb gelehrten, halb volkstümlichen humor, der den hauch einer ganz besonderen lebenssphäre in sich birgt, lohnt er die mühe wahrlich. so heifse ich diese erste Tannhäuserdissertation willkommen, wenn sie gleich wenig mehr bietet als eine zusammenfassung des bisher geleisteten und den vielseitigen anforderungen des stoffes, der nicht nach dem üblichen schema abgetan werden durfte, nur zum kleinsten teile gerecht wird. ihr selbständiger wert liegt besonders nach der chronologischen seite hin, wo Ö. durch gründliche ausnutzung der historischen anspielungen für Tannhäusers leben und dichten neben vielem unsicheren [1] auch allerlei erwägenswerte resultate erzielt hat: nur ist keineswegs alles neu, was er für neu hält; es ist doch ein wenig stark, dass er Müllenhoffs bekannte datierung des 6 leichs (Nordalbing. stud. 3, 94) nicht zu kennen scheint: sie stimmt ganz zu Ö.s resultat. als leidlich gelungen darf auch die characterisierung der Neidhartschen und der Tannhäuserschen poesie, teils in ihrem verhältnis zur höfischen minnedichtung, teils im gegensatze zu einander, sowie die schilderung der an die beiden anschliefsenden parodistischen dichtergruppe bezeichnet werden, wenngleich sie neues nicht bringt und auch nichts weniger als erschöpfend ist [2]. der

[1] auf einer bedenklichen prämisse beruht die übertragung der zeitbestimmung von XII 1 auf die übrigen unter dieser nummer stehnden sprüche (s. 40), zumal da str. 3 auch metrisch von den andern abweicht. auch die datierung von XIV ins jahr 1246 (s. 41) kann zunächst nur für die str. 1. 2. 4 und 5 gelten (s. u.). die datierung von III und IV im verhältnis zu V (s. 41) steht auf gar zu schwachen füfsen. falsch ist endlich die von VIII—X, worauf ich in anderem zusammenhange unten zurückkomme.

[2] ich vermisse hier zb. den Kol von Niunzen. Steinmar hätte im besonderen auch als parodist des tageliedes genannt zu werden verdient.

gedanke, Tannhäuser mit den dichtern der Carmina Burana zu vergleichen, ist Ö. sehr zum schaden seiner arbeit nicht ernstlich gekommen, obgleich er jene lat. lieder ein paar mal heranzieht; ihm ist Tannhäuser ein ritter wie Neidhart. nun hat aber die höchst eigentümliche zerfahrene gelehrsamkeit, die zuweilen heidnisch naive, keineswegs rohe sinnlichkeit Tannhäusers nirgends im deutschen minnesang, wol aber in der lat. vagantendichtung ihres gleichen; es ist sicher viel eher erweisbar, dass er vagant, fahrender kleriker, als dass er adliger war, was durch jenes ja freilich nicht ausgeschlossen wird. dadurch dass sich Ö. diesen höchst fruchtbaren gesichtspunct entgehn liefs, ist seine diss. von vornherein zu unerlaubter einseitigkeit in der litterarhistorischen auffassung des dichters verdammt gewesen. höchst einseitig gehalten ist endlich auch der metrische abschnitt, den der verf. in ermüdender ausführlichkeit und noch dazu mit manchen versehen der äufserlichen aufstellung und erläuterung der einzelnen metrischen gerippe widmet, während er auf die behandlung anderer naheliegender und meist interessanterer fragen fast vollständig verzicht leistet. ich habe hier in erster linie die leiche, zumal die tanzleiche im auge: das längenverhältnis ihrer teile zu einander, die wechselnde lebhaftigkeit der touren, rückschlüsse aus dem metrum auf die beschaffenheit der melodie, betrachtung der dactylen mit rücksicht auf ihr auftreten in den einzelnen teilen (bei I dactylen ausnahmsweise bereits im ersten teile: I 15. 16), die verteilung der respondierenden abschnitte auf die verschiedenen teile (in der regel verlaufen sie innerhalb des ersten teiles; weit seltener erstrecken sie sich über beide teile, wie es bei der gesteigerten lebhaftigkeit des zweiten begreiflich ist; nur 2 widerholungen gehören allein dem zweiten teile an: I 20. 21, IV 22. 23, beide ihn einleitend), endlich das verhältnis zwischen inhalt und form: die andeutungen Roethes, Reinmar v. Zweter 355 ff, sind für Ö. vergeblich geschrieben gewesen. er hätte meines erachtens durchweg besser getan, die inhaltliche und die formell-metrische seite nicht an ganz verschiedenen stellen seines buches zu behandeln. bei dem spruchgedichte XVI hätte ihn eine zusammenhängende betrachtung von inhalt und metrum vor der abenteuerlichen auffassung desselben als eines dreiteiligen leiches vielleicht bewahrt (s. 59: vgl. dagegen in diesem Anz. oben s. 79). bei II scheint er, aus seinem stillschweigen s. 21 zu schliefsen, unteiligkeit anzunehmen: mit str. 18 ist aber doch wol ein zweiter teil zu beginnen (bezugnahme auf den gegenwärtigen tanz und allgemeine reflexionen). IV fasst er als zweiteilig (s. 21): ich betrachte *nû dar* (28) als anfang eines dritten teiles (vgl. *nû dar* I 20), worin im gegensatz zu den beiden vorangehnden teilen gesprungen wird; anderseits ist der zweite teil des dritten leiches verhältnismäfsig so kurz ausgefallen, weil dort die sprungtour sofort nach schluss des ersten teiles einsetzt.

Am dürftigsten ist die arbeit in rein philologischer beziehung, in der kritik und erklärung des schwierigen Tannhäusertextes, ausgefallen. dass Ö.s leistung viele lücken lässt, das ist kein wunder und ist ihm an sich noch nicht zum vorwurf zu machen: es gehört nicht nur gelehrsamkeit, es gehört sicherlich auch viel glück dazu, um hinter all die absichtlichen und unabsichtlichen rätsel zu kommen, die uns dieser coquett halbgelehrte vagant aufgibt. aber etwas mehr, als Ö. bietet, durfte immerhin erwartet werden. es sei mir gestattet, hier einige fragen zur sprache zu bringen, die Ö. nicht aufgeworfen oder doch nicht befriedigend beantwortet hat.

Grundsätzlich wird Ö. wol mit mir einig sein, dass wir zunächst versuchen müssen, die confusen geographischen, historischen, sagengeschichtlichen curiositäten, die uns Tannhäuser so massenhaft auftischt, zu verstehn, dass wir möglichst zögern müssen mit der annahme, der schalk habe sich allerlei scheingelehrsamkeit einfach aus den fingern gesogen oder: 'der ganze abschnitt soll jedenfalls gar keinen rechten sinn haben'. gewis, Tannhäuser wirft absichtlich zu komischer würkung nicht zusammengehöriges durcheinander: das einzelne muste dann aber gerade der contrastwürkung wegen verständlich bleiben. demgemäfs ein paar vorschläge, zu denen auch Roethe beigesteuert hat: sollte *Latricia* (IV 3), die sich heimlich sehn liefs, nicht Lucretia meinen, die Tarquinius unter vier augen überwältigte? *c* und *t* werden bekanntlich sehr leicht verwechselt. — mit der *Amarodia* (IV 4), die dafür büfsen muste, dass infolge des anstiftens der Eris Helena geraubt wurde, könnte etwa Andromacha gemeint sein. — die *Lûnete diu was von hôher art* (IV 5) kann kaum die dienerin aus dem Iwein sein; eher wol die *Lûnete* der mantel- oder hornprobe, die Tannhäuser ja kennt: vgl. Warnatsch Der mantel s. 77 f, eine stelle, die Ö. wider entgangen zu sein scheint. — sicher ist *Cûraz* (IV 9) kein phantasiegebilde des dichters. bei Boppe (MSH II 382[b]) wird ein doch wol mit ihm identischer *Gûras* als *trût den vrouwen allen* erwähnt. der an sich naheliegende gedanke, dass der schüler hier den meister bestohlen, ist schon deshalb zurückzuweisen, weil einerseits die Tannhäuserschen worte *ze Cûraze si* (Sarmena) *dâ mit zorne sprach* keinerlei anlass zu der von Boppe gegebenen characteristik des ritters boten, dann weil dieser bei Boppe inmitten von fast allbekannten persönlichkeiten auftritt. zum überfluss aber kommt derselbe *Cûrâz* auch noch im Weinschw. 344 vor in einem zusammenhange, der in ihm einen mittelalterlichen Leander ahnen lässt: vgl. Edw. Schröder in diesem Anz. 13, 119. — es folgen 11, 3 die unaufgeklärten worte: *Tyspe was Elyon bekant.* nur ein kleiner schnitt, und der vers macht ein anderes gesicht: *Tyspe was ein lion bekant.* — ohne weiteres fernerhin erledigt sich v 4, 3: *ze Jerûsalem zem Cornetal bin ich*

komen. die stillschweigende voraussetzung, dass *Cornetal* in oder bei der stadt Jerusalem zu suchen sei, hat Ö. s. 67 zu der unannehmbaren identificierung mit Golgatha verleitet. schon der bestimmte artikel in *zem* zeigt, dass es sich um eine zusammensetzung mit *-tal* handelt. gemeint ist offenbar das vom Jordan und Orontes durchströmte *Ghôrtal* (vgl. zb. Daniels Lehrb. der geogr. s. 74) in dem den grösten teil desselben umschliefsenden, von Friedrich II neubegründeten königreich Jerusalem. — mit *Tanagran* (v 7) ist vielleicht einfach 'Donaugran', Gran an der Donau gemeint. — unter den winden XIII vermisst Ö. den westnordwest, und jedesfalls scheint einer zu fehlen, da Tannhäuser selbst von 12 winden spricht. steckt vielleicht in dem merkwürdigen *der kriec* misverstanden der *Circius* (wnw), der zb. in der Zs. f. d. phil. 9, 137 mitgeteilten windrose verzeichnet ist?

Auch die beziehungen Tannhäusers zu den anderen minnesingern erledigt Ö. nicht. zwar die entlehnung von: *er hât unt mac unt getar getuon* (I 9) aus Walther: *er mac, er hât, er tuot* (35, 3) ist ihm (s. 64) nicht entgangen. aber er bemerkt nicht, dass Tannhäuser hier das lob des vaters auf den sohn überträgt. dies verfahren wird noch dadurch interessanter, dass er, wie Lachmann zu W. 12, 3 notiert, bei Heinrich von Meifsen, dem sohne des von Walther 12, 3 und 106, 7 gelobten Dietrichs von Meifsen, VI 27. 28 eine gleiche manipulation vornimmt. — das parodistische element tritt beim Tannhäuser am klarsten hervor in den liedern VIII—X. parodiert er die höfische dichtung nur im allgemeinen oder schlägt er gelegentlich auch auf einzelne dichter mit deren eigenen waffen los? Ö. glaubt eine derartige stelle gefunden zu haben, aber hier ist sein versuch zurückzuweisen und um so mehr, als er einen chronologischen ansatz darauf baut. er belegt die in dem refrain von X vorkommenden worte: *swaz si* (d. geliebte) *mir tuot, daz sol mich allez dunken guot* durch verschiedene, sämmtlich aber mehr oder weniger von der obigen stelle abweichende parallelen. auf grund zweier derselben, welche er in Ulrichs frauendienst aufgetrieben hat, hält er es s. 27 für sehr leicht möglich, dass dieses lied und somit auch die beiden anderen, inhaltlich sich mit ihm deckenden, im anschluss an das Ulrichsche buch, also nach 1255, gedichtet sind (vgl. auch s. 41). parodiert Tannhäuser einen bestimmten dichter, so kehrt er die spitze vielmehr gegen Reinmar (MSF 184, 8): *ez sol mich allez dunken guot, swaz si mir tuot*[1]. auf jeden fall entbehrt Ö.s beweis hiernach jeglichen

[1] die übrigen stellen, an denen Tannhäuser an Reinmar anklingt, beweisen mit einer ausnahme an und für sich noch keine nachahmung, sind aber dadurch bemerkenswert, dass die Reinmarschen fast alle grade dem obigen liede angehören: *ich sach vil wunneclîchen stân die heide: diu heide stât gar wunneclîch* (II 1, 5); *zergangen ist der winter lanc: der winter ist zergangen* (III 1, 1); *dô liez ich vil der swære mîn: liez ich vil der swære* (XV 1, 14); vgl. noch unten s. 211.

untergrundes. — noch an einer andern stelle könnte directe verspottung vorliegen. Walther v. Metze (MSH I 309[b]) äufsert selbstbewust, er könne wol einen den sommer hindurch ihn erfreuenden *varnden lôn* erringen, aber dennoch will er in hoffnung bei dem bisherigen liebesverhältnis ausharren: *in ger eins varnden lônes niht, mich vröut noch baz ein lieber wân.* wenn Tannhäuser, der auf seite des *varnden lônes* steht, den minnedienst auf *lieben wân* hin persifliert und hierbei (IX 2, 1) die worte fallen lässt: *mich vröut noch baz ein lieber wân,* so ist dies ebenfalls wol mehr als blofser zufall[1].

Als spruchdichter tritt Tannhäuser aufser in dem rätselspruche (XVI) in XII auf. in str. 1 befindet sich eine bisher übersehene, auffallende übereinstimmung mit dem Spervogelschen spruche: *sô wê dir armüete* (MSF 22, 9); die worte: *swenn er des guotes niht enhât; si kêrent ime den rugge zuo und grüezent in vil trâge; so hât er holde mâge* kehren fast wörtlich beim Tannhäuser wider und füllen dort ungefähr v. 2—4 der ersten strophe. nur die erste hälfte von v. 2 *'ich wær den liuten sanfte bî',* die zweite von v. 3 *'die mich dâ gerne sâhen'* steht nicht schon bei Spervogel: beide finden sich zusammen bei Reinmar d. a. (MSF 164, 35): *die mich gerne sâhen eteswenne, die mir dô sanfte wâren bî.* ich zweifle also nicht, dass auch diese an sich belanglosen zwischensätze auf reminiscenz beruhen, und dieser eclatante fall eines ungewöhnlich deutlichen doppelplagiats ergibt jedesfalls die methodische forderung, auf die auch anderes hinführt, bei jedem scheinbar originellen Tannhäuserschen gedanken oder worte immer die frage im auge zu behalten, ob da ein selbständiger geist redet oder nur die reiche, uns noch vielfach nicht einholbare belesenheit des gewanten, gedächtnisbegabten vaganten sich offenbare. — sodann gehe ich auf eine von Roethe gelegentlich aufgeworfene frage ein: ist XIV, wie bisher, als lied oder als spruchgedicht zu betrachten? zunächst ist klar, dass der inhalt der 6 strophen eher für sprüche spricht. auch das metrum ist von dem der unter XII stehenden sprüche nur insofern verschieden, als die beiden letzten, dort selbständig reimenden zeilen hier zu einer, im reim den vorhergehenden angeglichenen zeile zusammengeschrumpft sind. die chronologische betrachtung hilft nicht weiter, denn die beobachtung, dass die strophen, wenigstens die hälfte derselben, ungefähr gleichzeitig abgefasst sein müssen (1 hinweis auf die agitation für Raspe, 4. 5 auf den tod Friedrichs), verträgt sich mit beiden annahmen. lauter einzelstrophen sind es jedesfalls nicht. die auf den *helt ûz Ôsterrîche* (in 4) zurückweisenden pronomina *im* und *in* (in 5) schliefsen wenigstens str. 4 und 5 unlöslich zu-

[1] wenn Heinrich vStretelingen (MSH I 111[b]) in den worten: *mich twinget daz mich ê dâ twanc* mit Tannhäuser IV 31, 6 zusammenklingt, so wird jenem wenig originellen dichter die reminiscenz an Tannhäuser im kopfe gelegen haben.



sammen. der letzte vers von str. 1 und 2 ist gegenüber den entsprechenden versen der andern strophen je um einen fufs zu kurz; beide strophen fallen also, ähnlich wie — nur noch auffallender — der spruch XII 3, aus dem metrum der übrigen strophen heraus. da die genannten strophen auch das gleiche thema behandeln, das verhältnis des dichters zum hofe, so trage ich kein bedenken, sie als zweistrophigen spruch aus den übrigen auszusondern. die nunmehr übrig bleibenden str. 3 und 6 sind zwar nach stimmung und inhalt nahe verwant, aber ihre stellung lässt ein zusammenrücken unrätlich erscheinen: es sind einzelsprüche, demselben gegenstande gewidmet, wie der einzelspruch XII 3.

Zum schluss noch einige verbesserungsvorschläge. der text Tannhäusers ist in erster linie, wie ein blick auf vdHagens und Bartschs besserungen zeigt, durch auslassungen einzelner, meist mit ziemlicher sicherheit zu ergänzender worte entstellt. noch an folgenden stellen sind einschiebungen vorzunehmen: I 10, 6 *dar zuo* vor *guoten;* II 20, 3 *und der klê* (C *unde klê*); IV 1, 2 *noch* vor *schœner;* 8, 1 *an* vor *allen* (I 3, 4 *an allen dingen wîs*); V 15, 3 *von* vor *Tennemark* (4 *des von Österrîche*); IX 1, 7 *von* (oder *dur?*) vor *Provenz;* XII 4, 6 *der* vor *Sahsen* (8 *dur der Unger lant*); tiefer liegend, aber auf gleiche ursache zurückzuführen ist die verderbnis am schluss des 6 leiches. ein den namen des verherrlichten fürsten enthaltendes reimpaar muss ausgefallen sein, entweder nach 36, 8 oder besser, weil hierdurch der unbefriedigende parallelismus von *sîn* (9) und *des* (11), der freilich auch 33, 3. 4 begegnet, seine erklärung findet, nach v. 10. Ö.s ansicht, dass der gepriesene der damals höchstens 14jährige Konradin sei (s. 12. 13), bleibe dahin gestellt; für verfehlt halte ich jedesfalls sein verfahren, die letzten 4 verse zu streichen und den schluss als verstümmelt anzusehn (s. 13. 70). die fraglichen verse geben mit ihrem verallgemeinernden gedanken einen möglichen abschluss, und die reimlosigkeit ist ihr einziger fehler. gegen vdHagens gelegentlichen vorschlag, die reimbindung durch *daz : baz, sît : lît* herzustellen, spricht nun aber nicht nur die unsymmetrische terrassenförmigkeit der dann entstehenden verse, sondern auch der umstand, dass in diesem falle zwischen 11 und dem folgenden eine wenig wahrscheinliche lücke angenommen werden muss. die einsprengung der reime scheint sich am leichtesten auf folgende weise bewerkstelligen zu lassen:

11. *des munt ist kiusche und süeziu wort,*
daz vüeget nieman hie und dort
baz danne reinen wîben, sît ir güete hilfe gît
mangem senden man, der in ir minne banden lît[1]. —

I 21, 6 muss *vor* fallen (XV 2 *ich hân dien jungen vil dâher gesungen*). — durch umstellung löst sich XIV 6, 7 *mir ist gebachen*

[1] 12 *hie und dort* ergänzt. 13 *hilfet* in C.

noch gemaln (C *gemaln noch gebachen*). — ohne eigentliche änderung des überlieferten sind heilbar IV 29, 4 und XIII 4, 7; die str. IV 29 ist, was die sicher dactylische und gleich der unsrigen anhebende folgende strophe wahrscheinlich macht, dactylisch zu lesen, woraus sich für v. 5 die änderung *machentz* für *machent ez* ergibt (XIV 1, 3 *teilentz*); an der anderen stelle ist mir die von vdHagen und Bartsch befolgte interpunction unverständlich: ...... *die welle und ouch die ünde gênt mir grôz ungemüete, daz si vür mîne sünde der reine got mîn hüete:* nach *sünde* ist zu interpungieren und *sî* als verbum substantivum zu verstehn. — I 9, 2 'das lob Friedrichs wird weit und breit verkündigt, sodass niemand — davon abraten kann'? vielmehr: 'widerspruch dagegen erheben kann'. also *widerredent.* grund der corruptel: der anfang des vorigen verses *sînem râte.* — III 21, 9 *der ist enzwei* halte ich für verdorben, teils wegen des gleichlautenden schlussverses, teils weil das prädicat den worten *der minne grunt* nicht zukommt. der kurze vers sollte offenbar die lange reihe der auf — *unt* endigenden vierhebigen verse durch einen gleichen reim markant abschliefsen. ich vermute: *der ist enzunt.* — V 14, 4 l. *noch der nigromanzie* (C *von d. n.*).

Goslar. E. KÜCK.

Hans Hesellohers lieder. von dr AUGUST HARTMANN, custos an der k. hof- und staatsbibliothek in München. Erlangen, Fr. Junge, 1890. 70 ss. gr. 8°. (separatabdruck aus der festschrift für Konrad Hofmann, Romanische forschungen, bd. V heft 2). — 1,80 m.

Von den vier unter des Hesellohers namen überlieferten liedern war bis vor kurzem nur eines, das umfangreichste und interessanteste, gedruckt. gleichzeitig aber mit obiger schrift, in welcher die drei übrigen gedichte aus einer Münchner hs., die schon Schmeller für sein Bayrisches wörterbuch und Uhland für die anmerkungen zu den volksliedern benutzt hatte, veröffentlicht wurden, gab dieselben JBolte in seiner hübschen sammlung 'Der bauer im deutschen liede' (Acta germanica I 3) aus der gleichen quelle heraus. in der sammlung der sogenannten Fichardschen hs. (gedr. Frankfurtisches archiv für ältere d. lit. und gesch. III 1815, s. 203—323) entdeckte Hartmann (vgl. s. 46 ff) ferner ein lied, welches gleiches versmafs und gleichen inhalt, ähnliche behandlung und sprache zeigte, wie das erste Heselohersche lied seiner ausgabe, und brachte den verderbten text desselben aus dem Frankfurt. arch. aao. 283 ff ziemlich unverändert zum abdruck. wir haben es hier entweder mit einem fünften auf uns gekommenen liede desselben dichters zu tun, wie H. zu glauben geneigt ist, oder mit einer directen nachahmung des Hesselloherliedes I, was ich für wahrscheinlicher halte. endlich weist H. in der liedersammlung, die unter dem namen 'Neidhart fuchs' noch im 15 jh. im druck erschien, eine überarbeitung

des liedes II seiner ausgabe nach (vgl. s. 41—45). er vergleicht diese aufnahme Heselloherscher dichtungen in die beiden alten liederbücher ganz richtig mit der ebenso rasch erfolgten einreihung Wolkensteinscher poesien in dieselben sammlungen, worauf H. s. 45 und 47 anm., soviel ich weifs, als der erste aufmerksam macht. bei gleicher gelegenheit gibt der verf. noch andere interessante nachweise über den bestand des Neidhartdruckes, die alle Bobertags einleitung zu seiner ausgabe dankenswert ergänzen.

Wir sehen die tradition der winter- und dörperlieder Neidharts in Bayern reichlich zwei jahrhunderte nach dem tode ihres classikers noch ganz frisch in der erinnerung (vgl. s. 66 und Anz. 17, 4), und die lieder Hesellohers (auch er, wie der Reuentaler, ein edelmann, der auf dem lande unter den bauern lebte) unterscheiden sich nicht viel mehr von den echten erzeugnissen der Neidhartschen poesie als etwa, wenn wir von den veränderungen in sprache und metrum absehn, die Neidharte, die unter Gölis namen liefen (s. Haupt, Neidhart XXI 7 ff). nicht nur motive und form, sondern auch die allerkleinsten züge, den ganzen vorrat an worten und wendungen, wie Heselloher sie zeigt, könnten wir in den echten und falschen Neidhartliedern und in den älteren oder jüngeren reimpaarsatiren auf bauernhochmut nachweisen. es mögen sich wol viele der verspotteten sitten aus der zeit der Neidharte und Tannhäuser erhalten haben bis in die zeit, als man um Pähl und Weilheim die Heselloher, bald wol auch wider unechte neben den echten, tanzte; manches mag aber in den späteren gedichten dieser art starrgewordene überlieferung sein. was und wie viel? es wäre eine interessante aufgabe dies zu ergründen und festzustellen, wie der vorrat an namen, worten, phrasen, formeln und einzelzügen vom 13 bis ans ende des 15 jhs. der gleiche bleibt, anderseits vermehrt und vermindert wird!

Dem günstigen urteil H.s über des Hesellohers kunst (s. 54) schliefse ich mich an. die popularität von wort und weise (vgl. s. 65) des gedichts *'von yppiklichen dingen'* war wolverdient. wie hübsch ist das überkommene motiv von des dichters schadenfreude über das unheil, das aus den bäuerlichen raufhändeln entsprang: 'so viele wurden verwundet und so viele blieben tot, ich freute mich, wären es mehr' am schlusse des liedes IV gewendet! der amtmann beeilt sich nicht sehr den streit zu schlichten. je gröfser die wunden, desto höher die geldbufse. das mag den verwundeten wenig gefallen, aber 'die herschaft' verdirbt dabei nicht, davon blüht des amtmanns und des baders weizen. wir hören den landrichter von Pähl, der dieses dichtet.

Die H.sche publication bringt zunächst s. 1—11 die texte der vier überlieferten lieder Hesellohers.

Für den text von I—III lag dem verf. nur eine hs. vor, uz. Cgm. 379, aus welchem auch Bolte aao. die drei lieder herausgab. vergleicht man H.s und Boltes texte, so fallen zunächst

eine anzahl discrepanzen in der lesung der hs. auf: I 8 *pringend* H.] *pringen den* B; 60 *myt* undeutlich] *mut;* 67 *zäch*] *jäch;* 87 *sprechen*] *sprenzen;* 92 *anderen*] *andern;* 96 *sein*] *ain fein;* 102 *den*] *der;* 103 *köm*] *käm;* 111 *rechte*] *rechtr;* II 29 *zwüe*] *zwür?* 30 *mir* fehlt B. III 4 *sein* (2) fehlt B; 15 *fie/s*] *siess;* 36 *tragts*] *tregts* (s. v. 32)*. wer hier immer die richtige lesart gibt, kann ich nicht entscheiden; nach I 102. III 15. 36 zu schliefsen scheinen H.s lesungen mehr gewähr zu besitzen; nur I 87 mag Bolte genauer gelesen haben. zwar bietet Schmellers auf uns gekommene abschrift dieser lieder I 8. 57 und 96. II 29. III 15 gleiches oder ähnliches wie Bolte; gerade weil sich aber H. (s. 68 anm.) hier des gegensatzes zu Schmeller bewust ist, flöfsen seine lesungen mehr vertrauen ein. — häufig bleibt B. bei der hs., wo H. die (jedesfalls nötige) besserung versucht; freilich wollte ich nicht sagen, dass diese besserungen stets wahrscheinlich seien. den geringsten glauben wird wol der vorschlag zu II 30 finden, jedoch kann ich der verderbnis auch nicht aufhelfen; lag vielleicht eine obscönität in den zwei letzten zeilen? — ein lesefehler zwang B. I 102 (und 87?) zu falscher auffassung und interpunction, sonst interpungiert er hier und da richtiger als H., so I 22 ff (*rot: 'se — schleck!'*); I 64 ff (*henden : list*); III 2 ff (*watten : geraten, tůt*). auch H.s auffassung und interpunction von II 26 f ist sicher falsch und mit B. *mein, dichten;* zu schreiben: auf *recht* z. 27 liegt der nachdruck, im gegensatz zu *hinder sich ze messen* 25. — ich möchte noch vorschlagen: *joppen* für *kappen* I 37. *a* und *o* reimt auch sonst, von der *kappe* war schon v. 31 die rede; vgl. ferner Neidh. 41, 5 und Uhlands Volksl. 246, 6. *tunt* I 42. *wider* für *vntter* 78, vgl. Wittenw. Ring 11[a], 16. 40[c], 8. I 105 ist hinter *selbs* wol *nit* einzuschalten: es ist nicht schön, dass du (nur andere, und) n i c h t dich selbst (spottend) besingst. der dichter antwortet: das ist bald getan, nur geduld: *ich pin ain nar und pin ain lapp* usw. eine beziehung zu dem verlorenen von Wig. Hundt citierten liede *'von jhme selbs': Hänsl Heseloher, wie lang wilt leppisch sein* (s. auch Bolte, aao. 222 anm.) liegt hier jedesfalls vor; vielleicht gab dieses lied Ellen antwort auf unser gedicht. — für III kommt noch die überarbeitung in dem alten drucke von Neidhart Fuchs in betracht. leider hat H. diese quelle zur textherstellung nicht herangezogen. er hätte doch nicht, wie Bolte, III 16 *ein wunden als ellen* in *ein wunden als ein ellen* bessern sollen, wenn der alte druck *einer wunden lang als ellen* gibt. ferner macht mir die lesart des Cgm. 379: v. 43 *tzwing* für *tzwingt* bei H. und B. es sehr wahrscheinlich, dass der druck mit seinem: *es wil der selbig Öselszwing (: sing : kling)* das

[* eine gelegentlich von mir vorgenommene collation des 1 liedes, die allerdings von Boltes text ausgieng und unvollständig sein mag, bestätigt Hartmanns lesungen v. 8. 102. 103; v. 87 ist die hs. sehr undeutlich; v. 32 *ein* aus *sein* corr.; v. 99 *flickēt;* v. 119 *jm.* R.]



richtige bewahrt habe. endlich mag v. 66 des Neidhartdrucks die richtige ergänzung des in Cgm. 379 ausgefallenen verses 48 bieten. der sinn des letzten verses von III braucht uns wol nicht erst 'erschlossen' zu werden (vgl. s. 16): der bauer tanzt (in der wirtsstube) so *gemefs*, als hätte er (oder man?) drinnen (nach dem tacte) gedroschen.

Für lied IV ist die überlieferung ganz anders geartet als für I—III. es ist vor H. schon fünfmal neu gedruckt worden, uz. in Uhlands Volksliedern (als nr 249) nach Hundts aufzeichnung (H); im neudrucke des Ambraser (resp. Frankfurter) liederbuches vom jahre 1582, ed. Bergmann, Lit. ver. 1845 (F); im 4 bande von Arnims Wunderhorn (ed. Erk, 1854, s. 312ff) nach einem fliegenden blatte, Nürnberg, Jobst Gutknecht, c. 1515—1536 (G), endlich in Böhmes Altdeutschem liederbuche (als nr 451) und in Liliencrons 'Deutschem leben im volkslied um 1530' nr 107 nach PSchöffer und MApiarius '65 teutschen liedern', Strafsburg 1536 (S). dazu kam für H. der text der Wiener hs. 3027 (W). alle genannten editionen sind unkritische abdrücke aus guter oder schlechter quelle. der neudruck des in anderen, viel benutzten sammlungen stehnden liedes hätte durch eine kritische behandlung des textes seine berechtigung dartun können. das material lag bereit, die aufgabe war nicht schwer; doch hat der verf. sie nicht zu lösen versucht. er gibt den text nach der recension in Wig. Hundts Stammenbuch, teil III (Cgm. 2298 vom jahre 1588), welche schon in der allgemein zugänglichen volksliedersammlung Uhlands zu grunde gelegt war. hier und da verbessert er diese überlieferung in eclectischer weise durch die Wiener hs. 3027. der teil dieser hs., welcher unser gedicht enthält, stammt aus dem 16jh.[1], ist jedoch sicherlich älter als der Cgm. 2298 (vgl. s. 17); 'gleichwol, sagt H., scheint Cgm. 2298 die ältere vorlage gehabt zu haben, weil der sprachliche ausdruck und das versmafs in der Münchner hs. besser erhalten sind'. dies ist richtig, wenn auch H.s gründe nicht zwingend sind. jedoch wäre der text bei methodischerer benutzung von W und vor allem durch zuhilfenahme der alten drucke GSF vielfach zu berichtigen gewesen. des verf.s geringe beachtung der Wiener hs. wird dadurch einigermafsen entschuldigt, dass die abschrift, welche AvWeilen für ihn anfertigte, ungenau und fehlerhaft war. ich gebe im folgenden eine collation der hs. mit dem in den anmerkungen wider brauch und not vollständig gebrachten abdruck von Weilens abschrift[2]: 8 *mayde*] *maydt* hs.; 17 *stich*] *stiefs*; 21 *gemaincklich* hs.; 31 *er hett*] *hett er*; 36 *schnopficzer*; 49 *stee*; 53 *varen*] *verren*; 56 *eh*] *es*;

[1] dies wird auch dadurch bewiesen, dass die hs. auf bl. 118ᵇ—121ᵇ (also vor dem lied Hesellohers) das schlaraffengedicht: *uns ist in khurtz vergangen jaren das narrenschiff vom landt gefaren* bringt, das Zarncke, Brants Narrenschiff, s. CXXII f nach unserer hs. zum abdruck brachte.

[2] dabei wurden einige ganz uninteressante abweichungen orthographischer natur übergangen.

vngelek] *vngelck*; 61 *chumbt*; 69 *fram*] *kām*; 72 *hör*. vor 90 schalte man in H.s anmerkungen der vollständigkeit halber ein: 88, 89 W = H; 90 *her*; 91 *ains*; 92 *scharmuczeln*; 107 *hait*] *heut*; 109 *thett*] *chött*; 112 vor *hatt* ist *vnd* getilgt; 113 *gām* ganz deutlich; 114 *mich* ... *vnd*] *m. deich v.*; 115 *der*] *ja der*; 116 *fuert*] *trueg*; 133 *wirtt verheret*] *wortt vercheret*; 138 *das*] *des*; 140 *solicher*; 144 *Am solichen*] *Ain solich*; 149 *der*] *der der*; 150 *dy sach*] *dy sach dy*; 151 *den*] *dem*; 160 *augentl.*] *aigentl.*; 163 *pald*. das hs.-verhältnis liegt nun so: die drucke GFS bilden zusammen eine gruppe, ihr text ist stark überarbeitet, die zahl der gemeinsamen fehler ist legion. GF sind eng verwant und bieten an sehr zahlreichen stellen (bes. zu anfang des gedichts) überarbeitung, wo S das ursprüngliche erhalten hat und zu H oder W stimmt. jedoch geht der text von GF nicht auf die directe vorlage von S zurück, denn es finden sich auch einige fälle, in denen GF mit H oder W gegen S das richtige bewahrten, zb. 6 *auff ainem ebenpfat* HW, *bey aines dorffes pfad* FG, *an einem abend spat* S; 8 *in ainem* FGHW, *mit irem* S; 17 *in* FGH, *an* S; 42 *du fuerst ain freies scheffel* HW, *und sprach du tregst ein scheffel* FG, *und truog ein freies scheffel, sprach* S; 43 *aynen* fehlt S gegen FGHW; 51 *ich schlach* FGHW, *ich hau* S; 90 *hör auf* FGHW, *ge hin* S uam. GFS zeigt an keiner stelle gegen die übereinstimmung von H und W die richtige überlieferung. da ferner überall, wo eine der beiden hss. mit den drucken gegen die andere hs. zusammensteht, die betreffende lesart ebenso gut sein kann oder besser ist, als die der einzeln stehnden hs., so ist die methode der textherstellung sehr einfach: steht HW gegen S(GF), so bietet HW die gute lesart, stimmen bei verschiedenheit von H und W die drucke näher zu H, so ist die lesart von H, stimmen sie näher zu W, so ist die von W in den text zu setzen. es bleiben noch die ziemlich zahlreichen fälle, wo H und W nicht übereinstimmen, die lesart von GFS aber vollständige überarbeitung bietet. hier mag man, wo nicht andere erwägungen entscheiden, im allgemeinen H vorziehen, schon deshalb, weil dort, wo die drucke nicht versagen, W häufiger gegen HS(GF) allein steht als H; dazu kommt, dass W, aber nicht H, so grofse fehler aufweist, wie strophen- und zeilenversetzungen. ich schliefse noch eine diese frage betreffende bemerkung an. man kann beobachten, dass die güte der überlieferung in H und in W in verschiedenen strophen verschieden ist. so ist str. VI (v. 66 ff) und str. XI (v. 131 ff) in W, besonders aber str. IX und X (v. 105 ff) mit ausnahme von zeile 123 f in H ausnehmend schlecht überliefert. der grund dieser erscheinung mag darin liegen, dass die überlieferung hier über verschiedene mittelglieder doch auf aufzeichnungen aus dem gedächtnis, dem einzelne strophen weniger genau erinnerlich waren als andere, zurückgeht. auf grund des gesagten möchte ich folgende änderungen des H.schen textes vor-

schlagen: 3 *ain wenig;* 5 *geschach pey;* 7 *sach man;* 9 *gelat?;* 21 *als gemaincklich;* 24 *gross vechten und rach;* 32 *do hiefs er in;* 43 *des;* 46 *uns;* 48 *chüd ich?* (vgl. v. 109 W, *sag ich* SGF); 54 *strauss;* 87 *und lind* (ich hau dir 'ganz sachte' eine herunter, *als wer ich plind,* ohne zu schauen, wo ich treffe, s. Neidh. Fuchs xvii str. 10: *er schlueg als sam er wer plind*); 94 *ein chleppern und ein glitzen;* 97 *von letzer h.;* 101 *trostlich* (= W, *frutig* SGF); st. ix (v. 105—117) ist ganz nach W herzustellen, nur ist 109 *sprach* HS statt *chött* W; 114 *deicht;* 116 *in sedel* H für *in den sessel* W zu schreiben; 119 *vnd*] *er;* 121 *zu letzt da;* 123 *ridel* (s. Lexer, Hwb. ii 422, aber wol kurzes i); 126—128 *nun wye umb dye, so lob* (*lobt?*) *ich ye, do das vergie* (dh. ich lobte es immer, wie die sache in bezug auf diese, die verwundeten, ausgieng. die alte freude des dichters Neidhartscher lieder über die verluste der bauern. vielleicht ist v. 127 und 128 umzustellen und liegt hier ein fehler des archetypus vor. die folge der 10 und 11 strophenzeile ist in den hss. öfter verwirrt, so 49, 50 und 101, 102 in W, 62, 63 in SGF); 144, 5 *ain solich czank und hader verderbt* usw.; 147 *den a. und den;* 149 *vil pas dann;* 151 *den fraidigen* (s. la. von H in 101); 156 *pey sechs;* 164 bietet SGF das richtige *gueten* gegen *guette* in HW, doch ist der fehler zu gering und naheliegend, als dass er als beweis für die verwantschaft der beiden hss. gelten könnte. in bezug auf die interpunction möchte ich noch vorschlagen, v. 46 und 48—52 als erwiderung auf Steffels rede zu kennzeichnen (was schon Uhland und Erk taten), und ebenso 74—78 als antwort auf die worte des zu boden geschlagenen 'üppigen' tänzers (68—73).

S. 11—21 schliefst H. an seinen text die lesarten und anmerkungen an. letztere sind nach dem muster der anmerkungen gemacht, die Uhland, Schriften zur gesch. d. dichtung und sage, iv 223 ff den einzelnen versen des Hesellohers *von yppiclichen dingen* mitgibt, und so decken sich denn auch mehr als die hälfte der anmerkungen H.s zu diesem liede (iv) mit denen Uhlands. meist sind es worterklärungen mit citaten aus Schmellers Bayrischem wörterbuch. vieles würde man da gerne missen; wozu zb. die anm. zu i 13, ii 15 (vgl. zu i 119 auf derselben seite!), iii 34 (schluss)? dagegen hätten die nachweise von parallelstellen aus Neidhart und seinen nachahmern reichlicher ausfallen können.

S. 21—41 bringt die mit umsicht und fleifs aus gedrucktem und ungedrucktem material gesammelten urkundlichen nachweise der beiden brüder Hans und Andreas, landrichter zu Pähl und Weilheim, und ihres vaters Niclas. freilich tut der verf. hier und da wol etwas zu viel des guten, so wenn er die urkunden, in denen beide brüder zusammen genannt werden, doppelt bringt, unter den zeugnissen für Hans und nochmals unter denen für Andreas. H. geht aus von Wig. Hundts Stammenbuch, teil iii,

mit dessen nachrichten sich bisher litteraturgeschichten und liedersammlungen begnügt haben; nur RSpiller gab Zs. 27, 284 einige weitere urkundliche belege aus den Monum. Boica. so ward bisher allgemein das jahr 1470 mit Hundt als das todesjahr der beiden Heselloher angeführt, während aus H.s zusammenstellungen hervorgeht, dass dieselben in der zeit zwischen 1483 und 1486 gestorben sind. wenn sich H. aber über die stelle in Ulrich Fueterers Lohengrin, die neben einem Jörg von Eisenhofen nicht Hans, sondern Andre Hesenloher als kunstgeübten dichter nennt, mit einer naheliegenden conjectur Docens (*und Andre*] *der ander*) hinweg helfen will, so wird dies wenig glauben finden, da die existenz eines Andre Heselloher in gleicher zeit und gegend feststeht. auch kann *der eine,* dem H.s *der ander* notwendig entsprechen soll, dasselbe heifsen wie *der einer* oder *der ein* dh. deren einer, s. Wb. I 417ᵃ, 22. der dichter der bauernlieder wird gleichwol Hans gewesen sein, da das directe zeugnis Wig. Hundts mit dem überlieferten anfang des liedes *'von jhme selbs': Hänsl Heseloher, wie lang* usw. schwer in die wagschale fällt. Andre's dichtungen mögen dasselbe schicksal erfahren haben, wie die seines genossen Jörg von Eisenhofen. — auf s. 41—50 werden dann die schon eingangs erwähnten nachweise Hesselloherscher lieder in dem bestande des Neidh. Fuchs und der Fichardschen liederhandschrift gegeben.

S. 51—69 verzeichnet der verf. die neuere litteratur über unseren dichter, uz. in chronologischer reihenfolge. die angaben über das allmählige bekanntwerden eines neuen dichternamens in der litteraturgeschichte sind immer von interesse. wenn aber im weiteren verlaufe einschlägige ausführungen und urteile aus compendien und litteraturgeschichten gebracht und zum teil citiert werden, die gar nichts neues gaben, ja nicht einmal das bereits bekannte zusammenfassten, so kann man dem verf. den vorwurf der breite nicht ersparen. an einzelne dieser litteraturangaben hat H. zusätze und längere ausführungen angeknüpft, so über herkunft und ältestes vorkommen des namens Hesselloh, s. 51 ff, über das geschlecht der Holensteiner, nach dem sich jene jungfrau von Holenstein nannte, die ihr 'freier'[1] Hans Heselloher nach Liebs zusätzen zu Hundts stammenb. besungen haben soll, s. 55 ff. dieselbe quelle gibt uns den anfang des liedes zu ehren dieser dame, die erste zeile eines tageliedes: *es taget von dem Holenstain,* zu welcher ein unberufener eine altdeutsch sein sollende erste strophe hinzugedichtet hat, die Hefner in seinen 'Bayrischen antiquarius' aufnahm. Hartm. tut ihr zu viel ehre an, wenn er sie s. 64 mit anmerkungen und parallelstellen herausgibt; übrigens kann auch er seine zweifel an ihrer echtheit nicht unterdrücken.

[1] daher weifs Schmeller, dass die jungfrau von Holenstein Hansens 'braut' war, ohne dass er den ganzen text des tageliedes gekannt zu haben braucht, wie RSpiller, Zs. 27, 284 anm. meint.



Auf s. 68—70 endlich gibt der verf. kurz rechenschaft über die grundsätze, die er bei der orthographischen widergabe der benutzten hss. befolgte, welchen ausführungen man wol zustimmen kann.

Wien, 31. 3. 1891. KONRAD ZWIERŽINA.

Luther, Crotus und Hutten. eine quellenmäfsige darstellung des verhältnisses Luthers zum humanismus von dr WILHELM REINDELL. Marburg, OEhrhardt, 1890. VIII und 134 ss. 8°. — 2,70 m.*

Im mittelpunct der forschung über Luthers verhältnis zum humanismus stand das litterarhistorische problem der entstehungsgeschichte seiner schrift an den christlichen adel deutscher nation, bis vor kurzem Knaake in seiner voruntersuchung zur ausgabe der schrift im Weimarer werk (VI 381 ff) diese verbindung mit heftigem, aber festem griff zerriss. eine neue auffassung hat Knaake hiermit nicht zum ausdruck gebracht: denn Luthers theologische biographen protestantischer confession haben mit ausnahme von Kolde, der sich gegen Knaakes vorwurf der halbheit in dieser frage neuerdings in den Gött. gel. anz. 1890, s. 484 ff vergeblich zu verteidigen gesucht hat, die aufstellungen von Kampschulte, Universität Erfurt, über des reformators abhängigkeit vom humanismus nicht angenommen, ohne jedoch ihre meinung kritisch zu verteidigen. man wird Knaake das verdienst nicht bestreiten können, dass er mit seiner kritischen voruntersuchung die grundlagen von Kampschultes darstellung, auf deren festigkeit nicht nur die ultramontane lügende unter Janssen, sondern auch die protestantische historie unter Maurenbrecher baute, gesprengt und zerstört hat. für wissenschaftliche kritik wäre auf diesem gebiet kaum noch etwas zu leisten gewesen, wenn nicht mit jener ironie des zufalls, die auch in der geschichte der wissenschaft ihr spiel treibt, im selben jahre mit Knaakes aufsatz von protestantisch-theologischer seite ein versuch erschienen wäre, auf Kampschulte mit reichlicherem material weiter zu bauen. so ergab sich die dankbare aufgabe, im gegensatz zu dem buch von Werckshagen über Luther und Hutten das von Knaake nur in kurzen zügen und lediglich in beziehung auf Kampschulte behandelte problem des weiteren und tieferen zu untersuchen: in einer schrift über Luther, Crotus und Hutten hat WReindell eine quellenmäfsige darstellung von des reformators verhältnis zum humanismus versucht, in deren mittelpunct widerum, da die untersuchung sich negativ-kritisch an die constructionen Kampschultes und Werckshagens anschliefst, die schrift an den adel steht. indem R. das von seinem gegner Maurenbrecher zur lösung der frage vorgeschlagene verfahren, 'eine litterarhistorische vergleichung der betreffenden schriften im detail vorzunehmen und

* [vgl. DLZ 1891 nr 19 (KKnaake).]

ebenso den historischen verlauf dieser beziehungen im detail noch einmal zu entwickeln', in anwendung bringt, gelingt es ihm, all die künstlichen canäle und canälchen abzugraben, die von jenen forschern mühsam zwischen den beiden grofsen strömungen der zeit hergestellt wurden. nach einigen kurzen andeutungen über die wichtigsten momente der entwickelung des humanismus und des reformators, sowie über die gründe ihrer annäherung kommt R. zum ersten hauptteil seiner untersuchung, dem verhältnis zwischen Luther und Crotus. hatte schon Knaake in Kampschultes constructionen gewaltig bresche gelegt, so zerstört R. sie samt Werckshagens fortführungen in grund und boden; und er begnügt sich nicht mit der vernichtung dieser geschichtsspielerei, sondern setzt an ihre stelle den wolgegründeten versuch, Luthers einfluss auf Crotus zu erweisen. ein kleiner abschnitt über Luthers späteres verhältnis zu Erasmus und zum humanismus, der inhaltlich und formell als störender einschub erscheint, trennt den ersten hauptteil vom gröfseren zweiten: Luther und Hutten.

Mit einer besonnenen kritik, die ihn vor gewissen überstürzungen Knaakes bewahrt, und einer umfassenderen belesenheit, durch die er schon allein die kurzsichtigen behauptungen Werckshagens leicht überwindet, führt er den nachweis, dass Luthers nationale wendung von Hutten im wesentlichen durchaus unabhängig ist und vielmehr auf frühere einwürkungen zurückgeht. statt wie Werckshagen mit einer gegenüberstellung nichtssagender parallelstellen zu der schrift an den adel aus Huttens Trias sich selbst und urteilslose leser zu täuschen, gibt R. in dem umfangreichsten abschnitt, für den ihm wol Benraths commentar zu gute kam, mit einer analyse der adelsschrift die umfassendsten nachweise analoger erscheinungen in der sachlich und zeitlich angrenzenden litteratur, darunter also auch bei Hutten, ohne jedoch im einzelnen die frage nach der abhängigkeit Luthers zu untersuchen. dieser teil könnte noch mancherlei ergänzung erfahren, so durch die inhaltreiche arbeit von BGebhardt über die Gravamina oder wenn man einmal jene vorgänger Luthers durchnähme, die einer seiner ersten kritiker zusammen mit den erst von der modernen forschung herangezogenen dialogen Huttens und des Faustus Andrelinus schon 1520 genannt hat (vgl. mein buch Ulrichs von Hutten deutsche schriften, s. 152). aber auch ohnedies wird man R. darin beistimmen können, dass die schrift an den adel die frucht eines längeren kirchengeschichtlichen studiums Luthers ist und in der frage der quellen, der stofflichen abhängigkeit, in keiner beziehung zu der Trias oder den Inspicientes steht. der erste schritt in das gebiet, das R. ohne Knaakes leitung betreten muss, die zeit nach der schrift an den adel, ist kein glücklicher: er versucht, in ähnlicher weise wie bei Crotus die behauptung der gegner umdrehend, den nachweis, dass nicht sowol Hutten auf Luthers schrift als vielmehr diese auf jenen gewürkt

habe, und führt hierfür drei belege an: Huttens übergang zur deutschen sprache und zum biblischen stil und seine wendung zu den städten. für den ersten punct kann ich auf meine eingehenden untersuchungen (aao. s. 63 ff) verweisen, nach denen Luthers einfluss erst in letzter reihe in betracht kommt; für den zweiten punct hätte R. die treffenden bemerkungen von Straufs (s. 303 f) über Huttens zuschrift an erzherzog Ferdinand vom anfang des jahres berücksichtigen sollen; hinsichtlich des dritten punctes genügt ein hinweis auf Straufs (2¹, 165) um so eher, als R. sich nicht die mühe gibt, seine behauptung irgendwie zu begründen. — der folgende teil polemisiert glücklich gegen die auffassung, nach der Luther und Hutten von der zeit der schrift an den adel bis zur zeit des reichstages als solidarisch verbundene revolutionsmänner erscheinen; insbesondere sind die Luther betreffenden ausführungen gegen Maurenbrecher gut befestigt. durchaus verfehlt aber ist die darstellung von Huttens entwickelung zum revolutionär: R. ist über die gerade für diesen teil ganz ungenügenden ausführungen von Straufs so wenig hinausgekommen, dass er nicht einmal Briegers depeschenpublicationen heranzieht und sich für einen so wichtigen punct wie die Ebernburger verhandlungen auf die alte Lutherhistorie von Seckendorf beruft. Huttens entwickelung zum revolutionär, die durchaus nicht in gerader linie erfolgte, ist nur an der hand der deutschen schriften vollkommen zu verfolgen, die allerdings in der chronologischen unordnung bei Straufs und Böcking bisher nicht ausgenutzt werden konnten (vgl. jetzt mein capitel 'Historisches' aao. s. 53 ff). auf dieser grundlage hätte R. auch erkennen können, dass in jenen verhandlungen sich nicht der antirevolutionär und der revolutionär, sondern vielmehr der radicale dogmatiker und der conciliantere politiker auseinandersetzen: nur so ist auch Huttens berühmte äufserung gegen Luther über den unterschied ihrer pläne zu verstehn (aao. s. 105). wenn R. diese worte, statt auf die unmittelbar vorhergehnden von Butzer geführten verhandlungen, auf einen älteren uns nicht erhaltenen brief Luthers an Hutten bezieht, so übersieht er auch die von ihm selbst erwähnte tatsache, dass dieser brief den adressaten gar nicht erreicht hat. trotz diesen mängeln, die ja mehr das verhältnis des humanismus zu Luther als das umgekehrte treffen, wird man auch in diesem teil R.s ergebnis zustimmen dürfen, sodass wir mit ihm zu dem gesamturteil kommen: Luthers vorgehn in den jahren 1518—1521 und die bestrebungen Huttens stellen zwei strömungen dar, deren inhaltliche verwantschaft im wesentlichen nicht aus einem gegenseitigen einfluss erklärt werden darf; vielmehr daraus, dass beide auf gemeinsame quellen, verhältnisse und schriften, zurückgehn. aus diesem negativen ergebnis der untersuchung folgt die aufgabe, die entstehungsgeschichte der schrift an den adel nicht

mehr mit rücksicht auf Luthers beziehungen zum humanismus zu schreiben, sondern von ihrer gemeinsamen grundlage auszugehn, der nationalen bewegung des beginnenden 16 jhs. einen ansatz zu einer solchen betrachtung besitzen wir bereits in einer älteren abhandlung, die von der forschung bisher nicht gewürdigt, ja kaum beachtet worden ist: in seinem aufsatz über Luther (Hist. zs., bd. 41, 229 ff) hat Waltz bereits all die nationalen elemente in Luthers entwickelung dieser jahre aufgezeigt, die dann Werckshagen von neuem aufspürte und aus humanistischen einflüssen ableitete, und überzeugend ihren ursprung aus den Augsburger verhandlungen dargetan. Waltz schliefst allerdings seine vorzüglichen ausführungen seltsamerweise mit dem hinweis auf eine fortsetzung, die dem anschein nach sich mit dem humanistischen einfluss beschäftigen sollte: 'geschah es zunächst unter einwürkung der reichsständischen verhandlungen, dass Luther 1518 die nationale bahn betrat, so machten sich doch fast gleichzeitig noch andere einflüsse geltend, welche nicht minder mächtig und minder merkwürdig waren'. wenn nun diese fortsetzung nicht erschienen ist, so ist das kaum als zufall zu betrachten.

Berlin, märz 1891. SIEGFRIED SZAMATÓLSKI.

Martinus Balticus. ein humanistenleben aus dem 16 jahrhundert. von KARL VON REINHARDSTOETTNER. zeichnungen von Philipp Sporrer. Bamberg, Buchner 1890. 86 ss. — 1,40 m. (Bayerische bibliothek. begründet und herausgegeben von KvReinhardstoettner und KTrautmann. 1 band. subscriptionspreis 1,25 m.)*

Aventin. von FRANZ X. VON WEGELE. zeichnungen von Peter Halm und Toni Grubhofer. Bamberg, Buchner 1890. (Bayerische bibliothek. 10 band.) 70 ss. — 1,40 bezw. 1.25 m.**

'Zu allen zeiten der nun nach jahrtausenden zählenden geschichte der menschheit hat es besondere träger des wissens gegeben, die meist zugleich treue unterrichter in demselben waren'. mit diesem einleuchtenden satze beginnt nicht etwa die biographie eines juristen, sondern die lebensbeschreibung eines humanisten, der durch seine tätigkeit an den schulen zu München und Ulm einen bescheidenen platz in der schulgeschichte, durch seine lateinischen elegieen und epigramme, besonders aber durch seine lateinischen dramen Josephus, Daniel, Christogonia und Senacheribus, sowie durch die verdeutschung des Joseph einen ebenso bescheidenen platz in der litteraturgeschichte sich verdient hat. mag er immerhin in der ADB vielleicht gar zu kurz gekommen sein, auf eine besondere schrift hat er keinesfalls ein anrecht,

* [vgl. Zs. f. vgl. litt. und ren.-litt. NF III 249 ff. — Jahresberichte über das höhere schulwesen IV s. I 9.]
** [vgl. Zs. f. vgl. litt. und ren.-litt. NF III 391.]

und Reinhardstoettner hat, um eine solche zu stande zu bringen, zu mafsloser übertreibung der verdienste des Balticus, zu reichlicher einflechtung nicht zur sache gehörigen materials und zu halblyrischen ergüssen über schulmeisterloos im allgemeinen seine zuflucht genommen. am wenigsten gehört das heftchen an die spitze der Bayerischen bibliothek, die wesentlich populäre zwecke verfolgt und das gelehrte material in die anmerkungen verweist. R. hat sich nun freilich bemüht, durch populäre stilisierung seine leser zu entschädigen, aber die oben widergegebenen eingangsworte bilden nur eins von den zahllosen beispielen, die beweisen, dass der verfasser doch gar zu tief heruntergestiegen ist; auch die eingestreuten übersetzungen lateinischer verse des Balticus sind wenig gelungen. ebenso ist der versuch, im interesse des weiteren leserkreises die specialdarstellung auf eine allgemeinere grundlage zu bauen, nicht recht geglückt; denn auf der wilden jagd, auf der in wenigen seiten die bildungsgeschichte vieler jahrhunderte durchgehetzt werden soll, wird mancher bock geschossen. wie weit dann die besprechung von leben und schriften B.s neues bringt, kann ich nicht feststellen, da mir Trautmanns aufsätze über B. in nr 86 und 87 der Münchener neuesten nachrichten vom jahre 1884 nicht zugänglich sind; das beste sind jedesfalls die in den anm. gegebenen mitteilungen aus dem Ulmer stadtarchiv, die Trautmann beigesteuert hat, und für den abdruck des interessanten reformgesuchs, das B. betreffs der unterrichtsgegenstände an den Ulmer rat richtete (anm. 222), kann die schulgeschichte R. aufrichtig dankbar sein.

Auf der anderen seite vermissen wir manches wichtige. mit ausnahme des Josephus, für den in den langen citaten aus Weilens Aegyptischem Joseph gelegentlich auch einige quellennachweise herübergenommen werden, fehlen solche ganz und gar; nichts als analysen und lobende worte: nicht einmal der naheliegende versuch ist gemacht, das verhältnis der dramatik des B. zu der des Hieronymus Ziegler zu bestimmen. über die wichtigsten lebensdaten, soweit sie sich nicht ohne weiteres aus urkundlichem material ergeben, wird man mit dem verf. kaum einer meinung sein können. mit dem alten Veesenmeyer setzt er (s. 10) B.s geburt 'um das jahr 1532' an. die grundlage dieser aufstellung bildet die metrische unterschrift, die sich unter einem noch heute vorhandenen ölbilde des dichters findet, der zufolge er bei der herstellung des gemäldes 42 jahre alt und seit 20 jahren schulmeister war. das bild ist also, so schliefsen die biographen, 20 jahre nach seiner ernennung zum Münchener 'poeten', also 1574 angefertigt, B. 1532 geboren. nun ist aber erstens (vgl. R. s. 17) B. schon 1553 schulmeister zu St. Peter in München: wir kommen also für seine geburt spätestens auf das jahr 1531; ferner aber können wir gar nicht sagen, ob die anstellung zu

St. Peter würklich sein erstes amt bedeutet, ob er nicht schon vorher, etwa zu Wittenberg, schule gehalten hat. — die übersiedelung an die Münchener stadtschule erfolgte nach der angabe des textes s. 18 erst 1554, nach dem urkundlichen nachweis auf s. 75 (anm. 63) schon 1553, — wo ist der fehler? — die auf s. 19 stehnde behauptung, B.s litterarisches würken datiere erst von der zeit nach dem antritt des Münchener rectorats, beruht offenbar nur auf der tatsache, dass die sammlung seiner gedichte erst in dieser periode gedruckt worden ist; über die zeit der entstehung dieser arbeiten hat R. keinerlei untersuchungen angestellt. nun steht aber, was R. entgangen ist, ein gedicht des B., und zwar Eleg. II 6, in dem drucke des Zieglerschen dramas 'Regales nuptiae' fol. A 3 f; dieser druck stammt bereits aus dem jahre 1553 und zwar ohne frage aus der zeit, wo B. noch schulmeister zu St. Peter war: denn die elegie ist dem Anton Aresinger, decan zu St. Peter (danach zu verbessern R.s anm. 75) gewidmet. B. hat also schon vor der Münchener poetenzeit gedichtet. gedichte B.s stehen auch, was R. ebenfalls übersehn hat, in Zieglers 'Dramata sacra duo' (Ingolst. 1555) vor dem zweiten stücke; ich habe das buch nicht gesehn, — wenn sie in die sammlung der gedichte des B. aufgenommen sind, gewinnen wir damit einen anhaltspunct für die bisher unbekannte zeit der drucklegung der 'carmina'. endlich ist es falsch, wenn s. 63 als datum der absetzung in Ulm der 1 februar 1592 genannt wird. an diesem tage erfolgte nur die entscheidende beschwerde der prediger; aus dem von R. anm. 237 zu anderem zwecke mitgeteilten material geht hervor, dass B. am 8 märz noch im amte war. dazu kommen zahlreiche fehler im einzelnen. s. 22 f zb. braucht R. zur erläuterung eines B.schen epigramms nicht erst Schiller zu bemühen, wo er eine grobe entlehnung aus Terenz hätte erkennen müssen; die s. 55 herangezogene Terenzübersetzung ist nicht von 1567, der 'decan von Tübingen' entschuldigt sich ihretwegen vielmehr schon 1539, und 1567 erscheint nur die letzte auflage seines werkes. anm. 206 kennt R. von der Christogonia nur die ausgabe Ulm 1589; Goedeke (II² 141) nennt bereits einen druck Augsburg 1588, sein artikel über Balticus stellt indessen eine so auserlesene sammlung von fehlern dar, dass auch diese angabe erst der nachprüfung bedarf.

Die drucklegung der R.schen schrift ist ziemlich sorgfältig und die ausstattung so allerliebst, dass der preis überraschend billig erscheint.

Auch der Wegeleschen arbeit über Aventin muss eigentlich die daseinsberechtigung abgesprochen werden, aus andern gründen freilich wie der Balticusbiographie. die geschichte der modernen Aventinforschung weist drei wichtige erscheinungen auf: Wiedemanns biographie vom jahre 1858, die trotz mancher mängel in antiquarischer hinsicht das wesentlichste geleistet hat; Döl-

lingers ausgezeichnete academierede vom jahre 1877, die ein scharfes bild von der historischen stellung des grofsen geschichtschreibers entwarf, und endlich die grofse Aventinausgabe der Münchener academie aus den jahren 1881 — 1886, in der Riezlers nachwort zum III band die arbeiten Wiedemanns und Döllingers vorzüglich ergänzt. dazwischen stellen sich populäre darstellungen von mehr oder minder grofsem umfang: die tüchtige preisschrift Dittmars, die trefflichen aufsätze Kluckhohns, die minder gelungene arbeit WVogts im I band der werke und endlich die zusammenfassende behandlung Wegeles in der ADB, die durch die auf Aventin bezüglichen abschnitte in der 'Geschichte der deutschen historiographie' ergänzt wird. an specialarbeiten (von Muncker, Oefele, WMeyer, Rockinger, vDruffel) ist ebenfalls kein mangel. was hier noch zu leisten wäre, ist eine auf grund des neuen materials, das die Münchener ausgabe bietet, hergestellte gesamtdarstellung, die ohne frage zu vielen neuen ergebnissen kommen müste. nachdem W. diesen grundsatz 1882 in seinem eben genannten buche mit gutem grund ausgesprochen, durfte man mit recht auf eine von ihm nach der vollendung der grofsen ausgabe verfasste biographie gespannt sein. aber enttäuscht legt man die jetzt gebotene aus der hand, denn sie bringt wenig mehr als eine neue darstellung des altbekannten oder oft behaupteten. noch dazu kann von einem 'gesamtbilde' des grofsen mannes, wie es auf s. 2 in aussicht gestellt wird, nicht die rede sein. für die lebensführung sind freilich die älteren darstellungen sämtlich benutzt, und so begegnet hier zum ersten male in einer gesamtbiographie A.s nicht mehr die durch Riezlers glänzenden nachweis aus der welt geschaffte behauptung, dass A. sein geschichtliches programm von den behörden erhalten habe. aber den nichthistorischen arbeiten widmet W. nur ein paar sätze, die nichts characterisierendes enthalten, und nicht nur der germanist wird sich darüber wundern, dass W. für A.s verdienste um die deutsche sprache nicht ein wort übrig hat. die partien endlich, die A. als historiker behandeln, sind zum grösten teil wörtlicher abdruck aus W.s Geschichte der deutschen historiographie, ohne dass dabei gänsefüfschen zur verwendung kommen.

Indessen die darstellung trifft — von einigen sehr wunden puncten abgesehn (s. 28, 1; 52, 6 f. anm. 63 usw.) — im ganzen viel besser als Reinhardstoettner den richtigen ton, die ausstattung ist ungemein reich, der preis sehr niedrig, und so mag bei dem guten klange, den die namen des grofsen historikers und seines biographen haben, vielleicht doch einmal eine zweite auflage nötig werden. in ihrem interesse ist es nötig, darauf hinzuweisen, dass das büchlein eine solche fülle von irrtümern und fehlern enthält, wie sie mir bisher nur in Wegeles Geschichte der deutschen historiographie vorgekommen ist; zumal die anmerkungen sind in ihrem gegenwärtigen zustande einfach unbe-

nutzbar. was mir aufgefallen, verbessere ich in der ordnung, auf die die darstellung W.s führt, weil sich in vielen fällen nicht entscheiden lässt, ob der fehler bei der drucklegung oder schon bei der abfassung hineingekommen ist; nur einige puncte spare ich für eine zusammenhängende besprechung auf.

S. 1: bei der säcularfeier in Abensberg 1877 galt es nicht der enthüllung des A.-denkmals — dies steht schon seit dem october 1861 —, sondern der befestigung einer tafel an A.s geburtshaus. — anm. 1: st. 187 l. 189. — anm. 2. z. 7: st. 1882 l. 1862; z. 16: streiche *beilage.* — anm. 7: l. *Rosa.* — s. 3, 9 bis 4, 2: kein beweis. — anm. 8: st. *SW* (dh. Aventins Sämtliche werke) 5 l. *SW* III. — s. 4, 14—17: kein beweis. — anm. 15, 1: hinter 137 l. *bes.* II 486. — anm. 16, 4—5: l. *Solchs . . . maiestat*; 6: st. *wie* l. *ain.* — anm. 21, 5 f: l. *künst . . . nützlichesten . . . dan . . . kan sich*; 9: *clöstern . . . spiegelfechten.* — s. 9, 11. A. bricht im märz von Krakau auf und gelangt im mai nach hause. — s. 10, 11: unbewiesen. wenn es dann anm. 25 heifst: *'seine kenntnis des griech., die ihm von einem seiner neueren biographen abgesprochen wird, wird schon durch . . . seinen hauskalender bestätigt'*, so kann das nur auf Dittmar gehn, der aber s. 93 nur schreibt, dass A. des griechischen 'damals noch' nicht mächtig war. unter den stellen des kalenders, die für A.s griech. kenntnisse sprechen, fehlt bei W. die früheste vom jahre 1509: *SW* I 664, 28 f. — s. 11, 20: st. 1507 l. 1505. — anm. 30, 7: st. 647 l. 617. — s. 12, 26 f: die absicht, die geschichte Bayerns zu schreiben, geht aus den in der anmerkung angeführten versen nicht hervor. — anm. 31, 1: st. 66 l. 663. — s. 15, 10: hinter *wurde* füge ein *im januar* 1509. — anm. 35, 1: st. *Nr.* l. *v*; 2: st. 12 l. 14 . . . *priori* . . . 3: *Mattheus.* — s. 17, 4: st. 12 l. 13; 7 ff: der zwist der brüder beginnt auch erst 1514. — anm. 37, 1: st. *O* l. 60; 2: st. 8 l. 31. — anm. 38, 2: st. 673 l. 672. — anm. 40, 1: st. *Nr.* l. *v.*; 5: st. 775 l. 575, st. *Nr.* 38 l. *v.* 30 *f*; zu 6 f hätte der erklärende zusatz gehört, dass Nicolaus Perotus und Aldus Manutius hier grammatische bücher sind; denn die biographen, die die stelle benutzen, verstehn darunter zeitgenössische italienische universitätslehrer (ebenso Zeifsberg, ADB 6, 249), und fast scheint es, dass W. derselben ansicht ist. — s. 20, 23: hinter *lehrer* füge *und schüler.* — anm. 43: st. 2007 l. 200. — anm. 47: st. 100 *etc.* l. 99 *f.* — s. 22, 11—14. hier hat W. den cod. lat. Mon. 1370 mit dem Oefeleschen adversarienmanuscript verwechselt und die auf fol. 55 der letztgenannten hs. eingetragenen worte Aventins *'Hoc chronicon in Burghusio invenimus anno* 1509 *in Decembri, posthac in Monachio a.* 1511 *in januario'* (mitgeteilt bei Vogt, A.s SW I, p. XVI anm. 1) auf den ersten annalenentwurf, statt auf den fund des geheimnisvollen chronicon Ludovici IV bezogen. jene ersten annalen sind erst in München 1511 geschrieben (vgl. Riezler, SW III 553 anm. 3). — s. 22, 22:

st. 1516 l. 1514 (und was bedeutet zwei zeilen vorher das *in jenem jahre*?); z. 34—36: nicht so sicher (vgl. SW I 1; III 557). — anm. 52: bei Mederer steht das gedicht nicht. — anm. 54, 6: st. 1517—1520 l. 1513—1521; es handelt sich also nicht um die zeit seit Luthers auftreten; die z. 1 ff aufgestellte behauptung wird dadurch ziemlich haltlos. übrigens bin ich mit den älteren biographen dafür, dass diese einzeichnungen im gegenteil für äufsere frömmigkeit sprechen. — s. 24, 31: st. *sieben* l. 4—5 (vgl. anm. 31). — anm. 57, 4: st. 22 l. 4; 5: l. *perscribere*. — anm. 58, 2: l. *Boiariae... perreptavi*. — s. 26, 33: st. 1519 l. 1518. — anm. 62, 2: st. 20 l. 21; 4: l. *cursum*; 5: st. 4 l. 9; 6: st. 4 l. 24. — s. 27, 20: vermutung; 22: l. *'bayrischen Cronik'*; 24: tilge *sogen.* (Aventin: *ein kurzer auszug*), l. *des 'bayrischen Chronicon'*. — anm. 64, 1: st. 111 l. 110; 5: vor *v.* 15 l. *p.* 678. — anm. 66, 1: st. 5 *juli* l. 18 *august*; 2: st. 3 l. 6; 3 st. 13 l. 12, st. 16 l. 15 *f*; 4 f: ?? im kalender heifst es zum 12 oct.: '12 *dux Ernestus, Ludovicus Abusinae*'. — s. 28, 11: die Homerstudien sind im kalender bis ins einzelne geschildert, der name Euripides einmal erwähnt. — anm. 68: erstlich ist der brief aao. tatsächlich undatiert, aus dem jahre 1521 stammt nur der nächste; zweitens aber kann er nicht in dies jahr gehören, denn Reuchlins berufung erfolgte schon ende 1519. — s. 28, 23: *ohne zweifel*? — anm. 70, 1: st. 29 l. 24, st. *mai* l. *juni*. — s. 29, 18 fehlt *merkmal*. — anm. 72, 7: st. 335 l. 334. — s. 33, 4: *ein paar jahre vorher*? Beatus Rhenanus' 'Rerum Germanicarum libri III' sind doch eben im jahre 1531 erschienen, also fällt gar nichts auf. — s. 33, 34: st. *rühmen* l. wol *rügen*. — s. 34, 14: nicht sowol der kirche als dem clerus; 31: st. 77) l. 76a); 32: hinter *hervor* füge ein 77). — anm. 76a: st. *nr* 25 l. *v.* 26—27. — anm. 77, 2: st. 688 l. 680. — s. 35, 11: *in dieser zeit*? 1522? — anm. 80, 1: st. 9 l. 8*f*; 5: l. *drauf*; 6: st. 28 l. 22. — anm. 82, 1: tilge 213; 2: l. *Chronik*. — anm. 83: citat ganz falsch. — s. 39, 6: st. 1525 l. 1526; 10: *beiden*?? — anm. 89, 3 f: eigentlich darf W. die einwände vDruffels gegen Muncker doch nicht *auf sich beruhen lassen*, und tatsächlich hat er manches von ihm übernommen. — s. 39, 36: l. *bei uns und*. — anm. 94: st. 224 l. 223. — s. 42, 1: beweis? — anm. 97, 1: st. 613 l. 683, st. 1507 l. 1527; 3: st. 60 l. 22 *ff*. — s. 42, 3—6. der abschluss des ersten buches der chronik erfolgte offenbar nicht in Abensberg, sondern in Regensburg, vgl. SW I 683 v. 31. — anm. 97a: st. 1627 l. 1527. — s. 42, 6: *hierauf* ist unrichtig, denn vorher ist vom december, im nächsten satz von mai bis september des jahres 1527 die rede. — anm. 98: st. 1507 l. 1527. — anm. 101: st. 26 l. 14. — anm. 103, 2: tilge *bez.* das falsche datum 1529 ist aus Horawitz-Hartfelder ruhig übernommen; Pirckheymers brief gehört natürlich in das jahr der verhaftung A.s, also ins jahr 1528. — anm. 104: W.s behauptung, vDruffel scheine geneigt, politische gründe der verhaftung A.s anzunehmen,

ist ganz aus der luft gegriffen. D. polemisiert (Sitz.-ber. d. Münch. acad. hist. cl. 1879 s. 362) nur mit gutem recht gegen Munckers (er hätte besser sagen sollen Wiedemanns) allzu phantastische quelleninterpretation und stellt fest, dass wir nur an A.s angabe *'captus ob evangelium'* uns zu halten haben. — anm. 106, 4: die schrift über das herkommen der stadt Regensburg ist nicht 1532, sondern 1528 entstanden (s. SW I 256); das von W. z. 1—4 gesagte wird dadurch hinfällig. — anm. 106a: st. 645 l. 685. — anm. 107, 2: st. 14 l. 18. — anm. 108, 4: st. 41 l. 43. — anm. 109, 2: st. *von* l. *an*, st. *am* l. *vom*; 3: st. 1529 l. 1528 (s. o.) — anm. 111: st. *s.* 111 l. *s.* 1 *und* 267. — anm. 118: st. 407 l. 409. — anm. 119, 2: was heifst *N. C.*? — s. 48, 3: hinter *müssen* füge ein 122); 8: st. 122) l. 123); 18: st. 123) l. 124). — anm. 122: st. 371 l. 372. — anm. 123. die zahlen 272, 278, 335, 588 sind falsch. — anm. 124: st. 397 l. wol 36. — s. 51, 30: l. *im* 57 *jahre.* — anm. 126: st. 3 l. 2, st. 48 l. 41. — endlich ist nicht einzusehen, warum W. die briefe von und an Aventin, die von Horawitz-Hartfelder aus der grofsen Aventinausgabe abgedruckt sind, nicht nach dieser, sondern nach dem abdruck citiert.

Die erörterung einer anzahl anderer fragen habe ich mir für den schluss verspart, weil ich mich hier nicht nur gegen W., sondern gegen die ganze bisherige Aventinforschung wende und weil durch sie meiner ansicht nach die bis heute geltende ansicht über die letzte lebenszeit A.s nicht unwesentlich verändert werden muss. für W. steht ungefähr folgendes fest: nachdem es der in Bayern allmächtigen streng katholischen partei geglückt war, männer zweiten ranges ihrer evangelischen gesinnung wegen unschädlich zu machen, wagte sie sich auch an Aventin, der ihr wegen seiner mafslosen angriffe gegen den clerus längst ein dorn im auge war und der sich in letzter zeit in Regensburg der neuen lehre ziemlich ergeben gezeigt. am 8 oct. 1528 wurde er in Abensberg 'ob evangelium' verhaftet und nur durch die fürsprache des kanzlers Leonhard von Eck am 18 oct. befreit. trotzdem er nachher noch manche jahre der herstellung der Bayrischen chronik widmete, wurde er doch seit jener katastrophe des lebens in Bayern nicht mehr froh. nachdem ihn schon 1529 Spalatin zu sich nach Altenburg geladen, trug er sich in den jahren 1530—1531 würklich mit auswanderungsplänen; er versuchte 1530 sich eine stellung beim pfalzgrafen Friedrich zu Amberg zu schaffen, er bemühte sich 1531, durch Melanchthons vermittelung eine zufluchtsstätte in Wittenberg und pecuniäre unterstützung für die geplante 'Germania illustrata' zu erhalten, er verhandelte gleichzeitig mit dem cardinalerzbischof von Salzburg, dem er seine schriften zur herstellung einer copie übersante und der ihm eine stellung an seinem hofe anbot. all das zerschlug sich, und A., der inzwischen in Regensburg lebte und geheiratet hatte, war

schliefslich froh, von L. v. Eck zur erziehung seines sohnes nach Ingolstadt gerufen zu werden; er starb schon 1534 bei einem besuche in Regensburg.

Quellen für diese darstellung sind A.s hauskalender, der aber für diese zeit aufser den nachrichten über gefangennahme, Regensburger leben und heirat nur zwei interessante einträge bietet: SW I 687, 21 (dazu 30. 31. 33; 688, 4. 16—18), '1530. *Jan. Scripsit C(omes) Palatinus Fridericus mihi ut ad se venirem'* und 688, 30, '1531 *Oct.* 22. *emi .... misi libros Myldorphium cardinali'*; ferner A.s brief an Spalatin vom 12 sept. 1529 (I 649); ein vom sept., aber ohne jahr datierter brief Melanchthons an A. (I 650f.), der sowol von A.s Wittenberger plänen als auch von der Salzburger einladung spricht und den W. wie die meisten andern biographen in das jahr 1531 verlegt, um ihn mit jener kalendernotiz vom 22 oct. zusammenzubringen; endlich die Aventinbiographie des Hier. Ziegler.

Beginnen wir mit einer betrachtung der kalendernotiz vom 22 oct. 1531. zwischen A. und dem cardinal bestanden lange jahre freundliche beziehungen, und so liegt nicht der geringste grund vor, aus den angeführten worten einen zusammenhang mit der in Melanchthons brief angedeuteten berufung an den Salzburger hof herauszulesen. mir scheint es nicht einmal notwendig, unter den *libri* Aventinsche schriften zu verstehn, die sich der cardinal abschreiben lassen wollte: wahrscheinlich wäre das höchstens, wenn A. oct. 1531 grade ein neues werk abgeschlossen hätte; die notiz besagt vielmehr weiter nichts, als dass A. für den cardinal in Regensburg bücher gekauft und ihm zugesendet hat. wir haben somit für die datierung des Melanchthonbriefes völlig freie hand. in der grofsen ausgabe ist (SW I 650 f, vgl. Vogt ibid. p. LVII) auf 1530, in dem abdruck bei Krafft, Briefe und documente aus der zeit der reformation (Elberfeld 1876, p. 58) auf 1529 geraten, — keine von diesen anschauungen ist richtig. Melanchthon sagt zum schluss: '*iam senui hic perpetua febri, cum nondum ingressus sim annum tertium supra tricesimum*'; er hat das 32 jahr noch nicht vollendet. 32 jahre wurde Melanchthon am 16 febr. 1529: der brief ist also sept. 1528 geschrieben. dadurch gewinnt er nun eine ganz neue und überaus merkwürdige bedeutung. A. hat sich also vor seiner verhaftung nach einem anderen wirkungskreis umgesehen. von Salzburg hatte er eine einladung, — an den protestantischen hof von Wittenberg wollte er gern gehn, um von den einkünften säcularisierter klöster bezahlung für die geplante Germania illustrata zu erhalten. vielleicht ist grade diese verhandlung den gegnern zu ohren gekommen und hat ihnen stoff gegeben, um den groll des hofes zu schüren; jedesfalls sehen wir nun, dass es nicht erst die erbitterung über die gefangensetzung war, die ihn den Wittenbergern näherte, ferner dass er schon 1528 den längst

gehegten plan des 'Zeitbuchs über ganz Deutschland' zu verwürklichen gedachte.

Weiter aber lässt sich feststellen, dass sich unmittelbar nach seiner freilassung seine bemühungen fortsetzten, den heifsen boden so rasch wie möglich zu verlassen. jener dankesbrief an Spalatin ist zwar erst im sept. 1529 geschrieben, aber er beginnt mit den worten: '*Rettulit mihi superiore decembri tuas litteras Ammonius* ...', Spalatins ruf wird also schon im nov. 1528, jedesfalls unmittelbar nach dem eintreffen der kunde von A.s traurigem loose ergangen sein (hier ist Pirckheymers brief an Beatus Rhenanus vom 20 nov. 1528 zu vergleichen). A. antwortete vor der hand nicht, sondern sah sich zunächst anderweitig um.

Nun ist durch Horawitz und Hartfelder zum ersten male ein brief Martin Butzers an Beatus Rhenanus gedruckt worden, in dem der adressat gebeten wird, alles daran zu setzen, dass Aventin für Strafsburg, speciell für das dortige schulwesen gewonnen werde. die herausgeber setzen ihn ohne rechten grund unter die briefe der jahre 1523—1524; einen andern versuch macht W., der als erster der Aventinbiographen veranlassung hatte, sich mit ihm abzufinden. Er führt (anm. 76) zunächst — wol für die Horawitz-Hartfeldersche deutung — ins treffen, dass der satz '*patriae ... interesse existimo talem virum hic suum fetum in lucem referre*' auf die zeit vor die vollendung der Annalen schliefsen lasse, meint aber, dass man wegen des als bevorstehend bezeichneten reichstages vielleicht eher an 1526 zu denken habe. warum man indessen unter dem '*fetus*' durchaus die Annalen verstehn muss, lässt sich nicht einsehen; ebensogut wäre an die Bayrische chronik zu denken, aber auch diese hat Butzer mit seinem Elsässer localpatriotismus schwerlich im sinn; viel wahrscheinlicher ist es, dass er die Germania illustrata meint, über die A. seit 1525 mit Beatus Rhenanus correspondierte und an die er, wie wir sahen, seit 1528 eifriger denn je dachte. den brief in eine zeit vor 1528 zu setzen, ist aber überhaupt unmöglich. im anfang heifst es nämlich mit bezug auf Aventin: '*Praefecti scholarum nostrarum LX florenos ei in singulos annos adsignaverunt* ...'; die hier genannte behörde aber gibt es in Strafsburg erst seit dem jahre 1528, wie folgende stelle in der vom 1 märz 1529 datierten vorrede der 'Catechesis puerorum' des Otto Brunfels (s. o. 1529, Berlin Ep 3030) beweist, welche '*clarissimis senatoribus D. Jacobo Sturmio, D. Nicolao Cnyebsio et D. Jacobo Meyer, inclytae urbis Argentinae s c h o l a r u m p r a e f e c t i s*' gewidmet ist: '*Vidit id procul dubio prudentissimus senatus noster, qui e x a c t o a n n o publicas scholas instituit, stipendia et praemia dedit, viros undecunque doctissimos accersivit ... Idque senatus consultum ... prudentias vestras surrogavit, simul id negotii dans, ... si qua in re quaestio fieret, vel de doctis*

viris adhibendis, vel de pecunia suppeditanda, ad vos recurreretur ...' zu den frühesten geschäften, die hier den drei scholarchen zugewiesen werden, gehörte nun gewis die verhandlung mit Aventin, der grade zu haben war; denn unter dem bevorstehnden reichstag, den Butzer erwähnt, werden wir jedesfalls den zweiten reichstag von Speier zu verstehn haben, der am 2 februar 1529 ausgeschrieben wurde.

A. blieb indessen in Regensburg; was ihn dort hielt, wissen wir nicht, aber schon im september 1529 schreibt er an Spalatin von der arbeitsüberlastung, die ihn nötigte, ruhig hinter den büchern zu sitzen. was W. s. 45—46 von den auswanderungsplänen A.s in den folgenden jahren erzählt, gehört jetzt völlig ins reich der mythen; denn auch jenem kalendereintrag vom jan. 1530 und den widerholten besuchen A.s in Amberg und Neumarkt darf man nunmehr, wo sie ganz allein stehn, nicht mehr mit sicherheit entnehmen, dass es sich dabei um eine dauernde anstellung am pfalzgräflichen hofe gehandelt habe; vielleicht waren es nur archivalische studienreisen, wie sie A. so eifrig zu unternehmen pflegte. phantasie ist nun auch die annahme, dass er 1533 nach der mentorstellung bei Oswald von Eck wie nach einem letzten rettungsmittel griff. wir wissen von der ganzen angelegenheit nur durch Ziegler, und wie weit wir sie überhaupt als tatsache betrachten dürfen, wird erst der künftige biograph Aventins beurteilen können, der sich endlich einmal der Wiedemannschen quellenkritik gegenüber auf eigene füfse stellen wird.

Berlin, 29 märz 1891. MAX HERRMANN.

Friedrich Ludwig Schröder, ein beitrag zur deutschen litteratur- und theatergeschichte von BERTHOLD LITZMANN, prof. an der universität Jena. 1 teil. Hamburg und Leipzig, LVoss 1890, xv und 330 ss. — 8 m.*

Eine biographie des grofsen schauspielers und schauspieldirectors Schröder, welche in bezug auf inhalt und form allen anforderungen der heutigen wissenschaft entspricht, war schon lange ein dringendes bedürfnis geworden. das ältere, sehr geschätzte und viel gesuchte werk von Meyer ist eine wertvolle materialiensammlung, aber von künstlerischem geiste so völlig verlassen, dass es den modernen leser kaum mehr zur lectüre lockt und nur als nachschlagebuch fleifsig benutzt zu werden pflegt. leider stellt sich bei genauerem zusehen immer mehr heraus, dass das werk auch im einzelnen nicht immer zuverlässig und mit völliger sicherheit zu gebrauchen ist. muss schon aus diesen gründen ein neues werk, welches in ansprechender form einen

* [Litt. centralbl. 1890 nr 49 (C.). — Revue critique 1890 nr 50. — DLZ 1890 nr 30 (AvWeilen).]

gediegenen wissenschaftlichen inhalt bietet, herzlich willkommen geheifsen werden, so sucht der verfasser nach dem vorwort seinem buche auch eine selbständige bedeutung zu geben, indem er ‘die stellung Schröders in und seine beziehungen zu den litterarischen fragen und bewegungen seiner zeit’ zum hauptgesichtspuncte nimmt. während Meyer nur das theater berücksichtigte, will L. auch einen beitrag zur litteraturgeschichte liefern, welche ja mit der theatergeschichte in engem zusammenhang steht.

Der vorliegende erste band führt uns nur bis an die schwelle von Schröders eigentlicher künstlerischer tätigkeit: bis zum 23 jahre des helden, der noch im ballet seine stärke hatte, als die Ackermannsche gesellschaft dem Hamburger nationaltheater platz machte und der junge Schröder sich auch als schauspieler zum ersten mal ganz auf sich selbst gestellt sah. den inhalt bildet, aufser der vorgeschichte der eltern, im wesentlichen eine geschichte der Schröderschen und Ackermannschen theatergesellschaft, deren wanderzüge im norden und im süden höchst anschaulich und zum grofsen teil auf grund neuen handschriftlichen und archivalischen materials geschildert werden. der zusammenhang mit der litteraturgeschichte wird schon hier fest ins auge gefasst. wir sehen noch Schönemann nach dem zurücktreten der Neuberin mit Gottsched anknüpfen und die regelmäfsige Alexandrinertragödie aufrecht halten; wir wohnen der ersten aufführung von Lessings Miss Sara Sampson in Frankfurt a. O. und der ersten aufführung von Wielands Johanna Gray in Winterthur bei; wir verfolgen den sieg des bürgerlichen trauerspiels der Engländer über die frostige Alexandrinertragödie der Franzosen auf der lebendigen bühne. namentlich über die schicksale der Ackermannschen gesellschaft in der Schweiz und im Elsafs orientiert uns der verf. auf grund neu erworbenen materials, das er zum teile hilfreichen Schweizern verdankt. um die verbindung mit der litteratur sich und den lesern immer deutlich vor augen zu halten, entwirft L. von den litterarischen persönlichkeiten, die seiner truppe auf der wanderung begegnen, ausführliche charakterschilderungen, die mitunter vielleicht einen zu breiten raum einnehmen, nirgends aber ohne überlegung und ohne absicht eingeflochten sind. überhaupt aber ergeht er sich in einer gleichmäfsig bequemen und an detailzügen reichen erzählung, welche den leser zwar nicht durch spannung mit sich fortreifst, aber durch behaglichen reiz an das schicksal dieser wandernden comödianten leise und doch sicher zu fesseln vermag.

Nur ein übelstand macht sich bedenklicher geltend: dass der held selbst nämlich zu wenig hervortritt und namentlich am eingang und am schluss der erzählung völlig verschwindet. nun wird allerdings in jeder biographie die jugend eine gröfsere breite für sich in anspruch nehmen als die zeit der reife oder gar des

alters. die umgebung, in welche der held durch seine geburt tritt und welche ihn im leben nach so mannigfachen richtungen zu bestimmen sucht, muss auch in der darstellung zum ausdruck kommen; und jede schüchterne kundgebung des kindes oder des jünglings, die auf eine stellungnahme zu den umgebenden personen und verhältnissen hinweist, verdient berücksichtigung, während in den späteren jahren eine flüchtige begegnung oder ein beiläufiges urteil ganz ohne bedeutung ist. in der biographie eines schauspielers liegt der fall aber doch etwas anders. die schule, ein zwar äufserlicher aber unentbehrlicher gradmesser für die entwicklung der fähigkeiten, kommt hier weniger in betracht. schriftliche documente fehlen meistens und beweisen, auch wo sie vorhanden sind, nicht so viel als in der entwicklungsgeschichte eines schriftstellers, dessen handwerk mit der intelligenz in einer viel unmittelbareren beziehung steht. über die entwicklung der künstlerischen fähigkeiten eines schauspielers sind wir vollends ganz im dunkeln gelassen; wir dürfen zufrieden sein, wenn wir uns von seinen leistungen in der blütezeit seiner kunst und seines ruhmes auf grund der schilderungen der zeitgenossen ein halbwegs zuverlässiges bild machen können. von jedem andern künstler liegen dem biographen die werke vor; von dem schauspieler aber nicht. dessen tätigkeit beginnt für den historiker erst mit dem augenblick, wo sie auf die zeitgenossen gewirkt und in ihren schilderungen sich abgespiegelt hat. nur die selten zuverlässige quelle der autobiographischen aufzeichnungen und die spärlichen nachrichten, welche etwa die genossen der werdezeit eines grofsen schauspielers hinterlassen haben, kann der biograph ausnutzen. die innere entwicklung darstellender künstler ist also für den historiker viel undankbarer und für die leser viel weniger interessant, als die entwicklungsgeschichte grofser schriftsteller, die sich meist an der hand schriftlicher documente verfolgen lässt. so gern man deshalb auch die geschichte der Ackermannschen gesellschaft bei L. lesen wird, so wird sie doch gewis den meisten lesern als basis für die biographie Schröders zu breit erscheinen. an löblichen bemühungen, seinem helden gegenüber der umgebung aufzuhelfen und bestimmte abschnitte in seiner entwicklung fest abzugrenzen, hat es der verfasser nicht fehlen lassen. ganzen erfolg hätten sie nur dann gehabt, wenn er sich hätte dazu entschliefsen können, die geschichte der Ackermannschen gesellschaft zusammenfassend darzustellen, ihre ausführliche erzählung aber in einem besonderen buch oder aufsatz zu geben.

Die arbeit L.s sachlich zu beurteilen, wird leider dadurch unmöglich gemacht, dass der anhang von urkunden und documenten, auf die sich seine darstellung stützt, diesem ersten band nicht beigegeben ist, sondern am schlusse des ganzen folgen soll. den eindruck einer besonnenen kritischen verwertung des materials und genauer sachkenntnis hat man überall, nur auf s. 179 hat

mich der lapsus calami gestört, dass das lied 'Wer nur den lieben gott lässt walten' Paul Gerhardt zugeschrieben wird.

Als besonderes verdienst sei der darstellung L.s nachgerühmt, dass sie sich aller spuren des garstigen theaterdeutsch enthält, in welchem solche bücher fast gemeiniglich geschrieben sind. mancher glaubt, seiner darstellung eine besondere theatralische färbung zu geben, indem er sie mit ein paar brocken aufstutzt, die er da oder dort in einer kneipe von einem fettschminker aufgegriffen hat. solchen billigen und unedlen effecten verdankt die erzählung Litzmanns nirgends ihre lichter, trotzdem er sich in das lustige und traurige leben der wandernden comödianten des 18 jhs. gut eingelebt hat und mit sichtlichem behagen an ihrem wol und weh anteil nimmt.

Es ist alles in allem ein buch, wie jetzt nur wenige im laufe eines jahres erscheinen, und man darf auf die fortsetzung begierig sein.

Wien, im januar 1891. MINOR.

Das repertoire des Weimarischen theaters unter Goethes leitung 1791—1817. bearbeitet und herausgegeben von dr CAHBURKHARDT, grofsh. sächs. archivdirector (Theatergeschichtliche forschungen. herausgegeben von BLitzmann I). Hamburg und Leipzig, Leopold Voss, 1891. 8⁰. XL und 152 ss. — 3,50 m.*

Die neue schrift von Burkhardt ist eine bis zu absoluter vollständigkeit erweiterte ausführung jenes repertoireentwurfs, den der verf. vor einigen jahren im 4 bande des Goethe-jahrbuches veröffentlicht hat. welch eine fülle andauernden fleifses nötig war, um diese sauberen register herzustellen, das wird jeder dankbar anerkennen, der sich einmal mit theatergeschichte beschäftigt und dabei erfahren hat, wie mühselig das sammeln solches materials ist. B. hat sich darauf beschränkt, die titel der stücke und die daten der aufführung ohne commentar zu verzeichnen. und erst der künftige geschichtschreiber des Weimarischen hoftheaters, dem es zugleich vergönnt sein wird, die kürzlich wider aufgefundenen bedeutenden überreste des theaterarchivs zu benutzen, wird uns erzählen, welch reicher inhalt sich zwischen den zeilen dieser anscheinend trockenen register verbirgt. nur eine kurze, leider stilistisch etwas ungelenke einleitung schickt B. voraus. er zeichnet darin im wesentlichen die geschickten operationen Goethes, des finanzmannes, wie er durch die stattlichen sommereinnahmen seiner filialbühnen Lauchstädt, Erfurt usw. das deficit deckte, das jede wintersaison in dem kleinen Weimar verursachte. dabei wird widerum der eigen-

* [vgl. Beilage zur allg. ztg. 1891 nr 85 (EKilian).]



art jeder dieser auswärtigen bühnen rechnung getragen. andeutend zeigt B. weiterhin, dass ein auffälliges numerisches übergewicht mittelmäfsiger und sogar schlechter stücke im repertoire widerum durch die finanzverhältnisse erklärt wird: mittelgut, das der menge gefiel, muste die casse füllen; nur dann war es möglich, ein ensemble guter künstler auch für die darstellung von meisterwerken beisammen zu halten.

Dreifach hat B. das repertoire des weimarischen hoftheaters registriert. zuerst erhalten wir chronologisch ein verzeichnis sämtlicher vorstellungen, wie sie vom 7 mai 1791 bis zum 12 april 1817 in Weimar und an den filialbühnen stattfanden. dann folgt die alphabetische aufzählung und numerierung aller stücke (mit abzug von nr 499 sind es genau 600); und endlich sind in einer dritten zusammenstellung die namen sämtlicher autoren alphabetisch geordnet. das dritte register verweist rückwärts auf das zweite, das zweite auf das erste, sodass für übersichtlichkeit ausreichend gesorgt ist. für die statistik hätte noch ein letztes getan, nämlich die gesammtzahl der aufführungen jedes stückes, die summe der werke jedes verfassers, sowie endlich die anzahl der theaterabende, an denen jeder zu worte kam, tabellarisch geordnet werden können. doch dieser mangel ist gering gegenüber dem schwereren vorwurfe, dass trotz alles fleifses das buch von B. in hohem grade unzuverlässig ist und nie ohne strengste controle benutzt werden darf. es sollen dabei einfache druckfehler nicht hervorgehoben, auch willkürlichkeiten nicht gerügt werden, wie sie sich zb. in nr 158 zeigen. ref. hat, so weit es an der hand des buches selbst möglich war, alles, was Schiller betrifft, geprüft und dabei folgendes notiert:

Die im namenverzeichnis unter 'Schiller' angegebene nr 291 gehört zu 'Einsiedel', wo sie fehlt. dagegen vermisst man bei Schiller nr 297 die aufführungen der 'Glocke'. — nr 247 Die braut von Messina: 1804 august 9 war in Lauchstädt, nicht in Weimar vorstellung. — die aufführungen am 3 und 17 october 1808, für welche das chronologische verzeichnis noch die dreiactige bearbeitung angibt, hatten doch wol schon die einteilung in vier acte. — ist es würklich bezeugt, dass nur die zwei vorstellungen Halle 1811 juli 25 und Weimar 1813 november 24 eine fünfactige bearbeitung zu grunde legten? — nr 317 Die jungfrau von Orleans: register A und B widersprechen sich betreffs der vorstellung von 1811 september 4. war nun Halle oder Lauchstädt der ort der aufführung? — nr 352 Die räuber: 1811 december 18 hat keine vorstellung der 'Räuber' stattgefunden. — nr 390 Die verschwörung des Fiesco: register B notiert abweichend von A eine vieractige bearbeitung. wo steckt der druckfehler? — nr 488 Kabale und liebe: mit der vorstellung von 1811 september 9 verhält es sich genau wie mit der vorstellung der 'Jungfrau von Orleans' 1811 september 4 (s. o.). —

nr 513 Macbeth: das stück ist von B. mit einem † bezeichnet, dh. es ist aus Bellomos repertoire übernommen. da aber dieser sicher eine der älteren umgestaltungen gab, günstigsten falls die von Bürger, Goethe dagegen die bearbeitung von Schiller aufführte, so war hier das † wol kaum am platze. ähnlich ist es dem verf. bei anderen Shakespeareschen stücken ergangen, zb. nr 151. und dass Goethe schon 1792 die Schlegelsche übersetzung von Shakespeares 'König Johann' (nr 493) aufführen lassen, ist natürlich unmöglich. — nr 515 Maria Stuart: auch dieses stück (siehe das †) soll aus Bellomos repertoire stammen, was sich von selbst widerlegt. aber selbst wenn Bellomo vielleicht die 'Maria Stuart' von Spiefs aufgeführt hat (was ich nicht weifs), so durfte das † dennoch hier nicht stehn. — eine aufführung von 1801 juni 14 ist zu tilgen, fehlt auch im register A. — nr 525 Nathan der weise (Schillers bearbeitung): zu der vorstellung in Lauchstädt 1803 juni 16 wäre eine kritische bemerkung nötig gewesen; denn Schillers kalender, dessen glaubwürdigkeit nur mit überzeugenden gründen zu bezweifeln ist, gibt den 13 juni an. — nr 587 Wallenstein: 1805 november 20 hat zu Weimar keine aufführung des 'Wallenstein' stattgefunden. — nr 588 Wallensteins Lager: 1801 september 27 wurde das stück nach dem chronologischen verzeichnis nicht in Rudolstadt, sondern in Weimar gegeben. — im jahre 1805 fand nicht die vorstellung vom 11 februar, sondern die vom 25 juli in Lauchstädt statt. — 1811 september 2 streiten sich das verzeichnis A und B, ob Halle oder Lauchstädt der ort der aufführung war. — nr 595 Wilhelm Tell: wie ist auf s. 53 und 54 (1804 december 1 und 1805 märz 9, nur diese beiden male) die auffällige tatsache zu erklären, dass man 'Tell' in vier acten gab? — die vorstellungen 1811 august 22 und 31 fanden, wie auch das register A richtig angibt, in Halle, nicht in Lauchstädt statt.

Soviel mag genügen. das gesamturteil muss lauten: so anerkennenswert die arbeit als ganzes ist, so nötig ist die gröste vorsicht, wenn man die angaben des buches im einzelnen verwerten will.

Hamburg. ALBERT KÖSTER.

NACHLESE AUS DEM BRIEFWECHSEL ZWISCHEN DEN BRÜDERN GRIMM UND SALOMON HIRZEL.

Die im Anzeiger XVI 220—264 *veröffentlichten mitteilungen musten raummangels wegen hauptsächlich auf die für die geschichte des Deutschen wörterbuchs erheblichen briefe und auszüge eingeschränkt werden. im folgenden habe ich nun, von mehreren seiten dazu angeregt, alles aus dem briefwechsel noch mitteilens-*

werte (mit ausnahme einiges persönlichen und geschäftlichen) zusammengestellt, wodurch auch die arbeit am Deutschen wörterbuch noch manche aufklärung erhält.

Würzburg, im märz 1891. M. LEXER.

1. SHirzel an JGrimm. 31 december 1838.

Lieber herr hofrath! Ich schicke Ihnen hier die zeitung, worin der neueste artikel aus Göttingen, der manchem dort die erste nacht im neuen jahr unruhigen schlaf bereiten wird. dass und wefshalb Sie so schnell von Jena aufbrechen mufsten, hat uns recht leid gethan zu vernehmen. desto mehr freuen wir uns, dass es wieder besser geht, und wünschen herzlichst, dass Ihnen das neue jahr heiter anbrechen möge......

Auf einmal heifst es wieder, mit wie viel grund weifs freilich niemand, dass Dahlmann hier angestellt werde. zunächst kommt das gerücht von einem briefe, den Weber aus Dresden erhalten, der aber nur ein privatbrief war. der kriegsminister, der anfang dieses jahres hier in Leipzig sein wort verpfändet, dass D. zu michaelis hieher berufen werde, liegt im sterben. da werden wahrscheinlich die karten neu ausgetheilt werden, und man sagt, herr v. Falkenstein solle minister des cultus werden.

2. SHirzel an JGrimm. 14 october 1839.

Albrecht war aus Teplitz zurückkehrend nur wenige tage hier, ganz von liebesgedanken erfüllt, und reiste dann nach Berlin, wo er sich letzten sonntag vor acht tagen wirklich verlobt hat, mit der tochter von prof. Ideler, einem blutjungen mädchen mit namen Pauline. mehr wissen wir hier zur stunde noch nicht. ich mufs ihm nun eiligst eine wohnung suchen, da er ende des monats hieher zurückkommen und den winter wieder lesen will. eine solche radical-cur thut ihm sehr noth, denn die stimmung war den sommer, ehe er nach Teplitz ging, von der art, dass ihm seine freunde zuletzt nur zureden konnten, nach Danzig zu gehen. wir freuen uns alle über diese unerwartete wendung seines schicksals und wünschen, dass sich auch die nachricht von dem bevorstehenden rufe nach Tübingen bestätigen möge, so leid es uns in vieler hinsicht thäte, ihn zu verlieren. aber der sächsischen regierung möcht' ichs gönnen, dass sie den verlust erlitte....

Haupt ist von Zittau zurück, mit Mafsmanns urtheile über den Erec, dass er 'sauber gearbeitet' sei, nicht völlig begnügt. er und Klee, zuerst aber meine frau, grüfsen Sie aufs herzlichste....

[*Nachschrift.*] Mafsmann empfiehlt einen jungen mann, den er aber nicht nennt, der zeit zum excerpiren habe und für dessen treue und fleifsige arbeit er einstehe. er wünscht aber für denselben ein regelmäfsiges honorar, da er dessen bedürftig sei.

Haben Sie denn auch von einem bundestagsbeschluss ge-

hört, wornach den juristenfacultäten der deutschen universitäten verboten werden soll, rechtsgutachten über streitige puncte in der bundesverfassung oder der verfassung eines einzelnen deutschen staates ohne vorherige genehmigung der regierung zu ertheilen? Mecklenburg soll das loos getroffen haben, den beschluss zuerst zu verkünden. es ist, als ob die herrn in Fr. an ihrem sarge zimmerten.

3. SHirzel an JGrimm. 15 december 1840 (nach Berlin).

Während wir uns mit vermuthungen beschäftigen, wann Sie wohl in der Leipziger vorstadt Halle eintreffen möchten, um Sie dort zu sehen und wo möglich in die stadt hinein zu locken — müssen wir heute hören, dass Sie schon seit tagen in Berlin sind. Haupt wollte eben den inliegenden brief nach Kassel senden: ich benutze die gelegenheit Ihnen zu melden, dass schon seit einigen wochen eine altfranzösische schrift von Imm. Bekker für Sie bei uns liegt, die wir in der erwartung, sie Ihnen persönlich einhändigen zu können, bisher nicht absendeten.

Zweimal werden Sie uns doch nicht vorüberreisen. schon Ihrer gesundheit wegen müssen Sie unterwegs einmal ruhen und sich wärmen, und dazu ist Leipzig, wo Sie auch nahe an Jena sind, viel geeigneter als Halle. sonnabend ist Hermanns magisterjubiläum und dienstag muss Haupt nach Zittau, und vor weihnachten wollen Sie gewifs wieder in Cassel sein.

4. SHirzel an JGrimm. 24 august 1841.

Die anwesenheit Ihres bruders ruft uns lebhaft die schönen tage zurück, wo wir Sie bei uns hatten. wären Sie doch mitgekommen! .... Gustchen gefällt es im garten, da glücklicher weise die pflaumen reif sind. sie ist ein liebes Hessenmädchen, mit der wir bald vertraut geworden sind.

5. SHirzel an WGrimm. 3 october 1841 (nach Jena).

Wenn Sie nun donnerstag oder freitag hier ankommen, bitte ich Sie bei uns vorzufahren ... Sie kommen noch in dem besten mefslärm, dem das schöne wetter und die Berliner eisenbahn täglich frische nahrung zuführen. einige Türken wollen noch so lange warten, bis Gustchen kommt, für das es sonst noch mancherlei zu sehn gibt, was ich nicht im voraus verrathen will.

6. SHirzel an WGrimm. 4 december 1841 (nach Berlin, Lennéstrafse 8).

Gestern sollen sie hier die Herweghschen lieder verboten haben, doch ist der rathsbote bei uns noch nicht gewesen. auch die Lebensbilder werden ohne zweifel verboten werden, da herr v. Falkenstein ein exemplar gekauft hat, das gewöhnliche anzeichen der bevorstehenden confiscation ... dass der bundestag die bekannten ordonnanzen über die universitäten wieder auf 6 jahre verlängert hat, haben Sie vielleicht noch nicht ge-

hört. diefsmal hat Sachsen den beschluss zuerst veröffentlichen müssen.

7. SHirzel an JGrimm. 30 april 1842.

[*Nachschrift.*] Arndt schreibt, dass die universität Bonn aufs neue Dahlmann vorgeschlagen.

8. SHirzel an JGrimm. 26 februar 1847.

Die beiden glücklichen, welche von früh bis abend so lange es tag ist die wörterbuchzettel sortiren, sind seit etwa zwei wochen bei dem zweiten theil ihrer aufgabe beschäftigt, dh. beim sortiren der beiden hauptabtheilungen A—L und M—Z in die einzelnen buchstaben. diese anscheinend so durch und durch mechanische arbeit übt augenscheinlich einen geistigen einfluss auf die jungen leute aus, die, während sie früher oft fragen aufwarfen, dass man an dem vorhandensein der ersten elemente jedes unterrichts zweifeln konnte, nunmehr nicht selten den sie instruirenden Haupt-mann mit sprachphilosophischen bemerkungen überraschen.

Nächstens werden wir uns erlauben, nachdem ja über alles wesentliche gegenseitiges verständnifs vorhanden zu sein scheint, Ihnen den entwurf eines neuen contractes vorzulegen.

9. SHirzel an JGrimm. 15 februar 1849.

Kehrein ist vor einigen tagen bei uns eingekehrt, aber der passagier flöfste uns kein vertrauen ein, und Ihr brief scheint unserer meinung nicht zu widersprechen.

10. SHirzel an JGrimm. 8 juni 1849.

Unter meine unerledigten papiere war leider auch das blatt von Haupt gerathen, auf dem er seine gedanken über die neue orthographie des wörterbuchs niedergeschrieben. sie sind zum glück nicht veraltet, indem ich sie Ihnen erst heute übersende. auf die sache selbst einzugehn, kann ich diefsmal meinerseits füglich unterlassen. es ist vielleicht eine schicklichere gelegenheit darauf zurück zu kommen, wenn wir Ihnen das material zum Wb. senden, wozu wohl binnen 8—14 tagen rath werden kann, da bis dahin endlich Schiller eingeordnet sein wird.

11. SHirzel an JGrimm. 23 november 1850.

Ich hatte schon überall nach der Jubelschrift, von deren existenz ich in den zeitungen las, vigilirt, nun darf ich wohl stolz darauf seyn, sie als ein geschenk aus Ihrer hand in meinem besitz zu wissen. die vorrede, um die es sich natürlich bei mir vorzugsweise handelt, ist so hinreifsend geschrieben, dass man gleich wieder von vorn anfängt wenn man sie zu ende gelesen hat.

12. SHirzel an JGrimm. 18 mai 1852.

Ein höchst verdankenswerther aufsatz über das Wb. steht in der A. allgem. zeitung, ohne zweifel von prof. Häusser in Heidelberg. das Wb. war das allgemeine mefsgespräch unter den buch-

händlern, die, höchstens mit ausnahme einiger neidhammel alle die günstigste meinung davon hatten. es gilt mit recht für das gröſste literarische unternehmen des jahrhunderts.

13. SHirzel an JGrimm. 24 mai 1852.

Zarncke hat sich vernehmen lassen, ich denke gut .... ich habe Goethes briefe an frau von Stein und an Lavater excerpirt und schicke Ihnen hier den buchstaben A, dem zur rechten zeit B und ff nachfolgen sollen. es wird viel unnützes dabei sein, aber Sie sehn den guten willen an.

14. SHirzel an WGrimm. 15 juni 1852.

Dass das Wörterbuch neben der freudigen anerkennung, die es überall findet, auch einige angriffe, vielleicht zunächst durch jene hervorgerufen, erleiden würde, war vorauszusehn. aber dass die Nationalzeitung gerade, im widerspruch mit sich selbst den reigen eröffnen würde, war überraschend. der artikel des herrn B—s, den ich nicht zu errathen vermag, macht indeſs keinen nachhaltigen eindruck, da er den geruch von einer, gott weiſs wo und wann, verletzten giftkröte an sich trägt.

15. SHirzel an JGrimm. 28 juni 1852.

Durch Dietrich Reimer schickte ich ... auch die badische landeszeitung, worin ein starker ausfall auf die verleger des Wb. es ist billig, dass auch diese einmal ihr theil abkriegen, und es sollte mich recht freuen, wenn von jetzt an alle angriffe auf das Wb. lediglich auf diese sich richteten.

16. JGrimm an SHirzel. 30 juni 1852.

Zur einstweiligen beschwichtigung des setzers folgt hier ms. 1077—1180. im sommer, merke ich, fällt die ausarbeitung schwerer, zumal wegen der besuche, die stunden und viertelstage in beschlag nehmen. auf nächsten monat sind angekündigt Gervinus, der die meusebachischen bücher gebrauchen will, Uhland, in gleicher absicht, aus Groningen kommt ein prof. de Vries fünf tage her, um sich wegen eines niederländ. wörterbuchs zu berathen (als fände er meinen plan nicht ausreichend im erschienenen heft!) und mein bruder aus Cassel mit seinem töchterchen. setzt man die wörterbucharbeit nur zwei tage aus, so hat sie den dritten mehr schwierigkeit. auch leide ich seit einem halben jahr wieder viel an kopfschmerzen, die mir jede woche einen tag verderben ....

Es gehn manche verkehrte, unnütze beiträge ein, doch auch bessere, neulich sogar, was mich rührte, ein päcklein aus Neuwied von Hoffmann von Fallersleben ... unter Ihren büchern sind noch manche aus dem 17 jh. sehr beachtenswerth. Meusebachs bibliothek würde einen haufen darbieten, wenn ich zeit hätte. besitzen Sie Dedekinds Grobianus? der verdiente excerpte.

[*Nachschrift.*] Danziger und Badische zeitung liegen wieder

bei. ich weifs nicht was schulmeister mit dem vollständigen wörterbuch sollen; für die müssen Sie demnächst, wenn es fertig sein wird, einen auszug, ein handbuch in zwei bänden machen lassen, der dann sehr wohlfeil sein kann.

17. JGrimm an SHirzel. 16 juli 1852.

Empfangen Sie wiederholten dank für die verdienstliche mühe, die Sie sich ums Wb. durch eigne beiträge wie durch vermittlung anderer machen.

18. SHirzel an JGrimm. 26 august 1852.

Ich bin den sommer immer in stiller bewunderung gewesen, dass Sie so unermüdlich fortarbeiten konnten, und habe mich an Ihrem beispiel gestärkt, wenn ich meinte, es sei in Leipzig nicht auszuhalten . . . .

Verdiente Salomon Gefsner nicht bescheiden ausgezogen zu werden? ich würde den Heinrich Schweizer in Zürich, der das besser als ich verstünde, darum bitten.

19. JGrimm an SHirzel. 6 september 1852.

Da mir beide freunde ausdrücklich zur pflicht gemacht haben, zu verreisen, so folge ich, und gehe morgen als den 7 sept. auf etwa zwei wochen weg. so lange musz also der druck ruhen, ich habe eben 47a corrigiert und zurückgesandt.

20. SHirzel an JGrimm. 21 september 1852.

Zum willkommen in Berlin übersende ich Ihnen einiges in Ihrer abwesenheit eingegangene, dabei auch eine recension aus der Schulzeitung.

21. JGrimm an SHirzel. 28 september 1852.

Es war hübsch lieber Hirzel, dasz wir von Braunschweig bis Magdeburg zusammenfuhren, doch müssen Sie sehr müde gewesen sein, weil Sie meistentheils schliefen.

22. SHirzel an JGrimm. 20 december 1852.

Haupt meinte letzthin, bei Schmellers lebzeiten hätte Wurms machwerk in den Münchener gel. anzeig. keine aufnahme gefunden. aus Ihren mittheilungen ergibt sich erst was für eine bodenlose gemeinheit und frechheit demselben zu grunde liegt.

23. SHirzel an JGrimm. 15 januar 1853.

Die eingetretene unterbrechung thut mir wahrlich um ihrer ursache willen nicht geringer leid als der sache selbst wegen. folgen Sie doch ja dem rathe des arztes und gehn fleifsig spazieren, es gibt ja jetzt oft so milde tage, wie man zu dieser jahreszeit nicht gewohnt ist. ich wollte, dass ich Sie jeden tag abholen könnte, Sie brauchten kein wort mit mir zu sprechen, und ich wollte mich auch still halten, man wird selbander wandelnd weniger müde als allein. doch würde es Ihnen ja, wenn Sie geleit bedürften, an bessern, als meines gleichen nicht fehlen . . . .

Vorgestern ist Otto Jahn zurück gekommen. er war in München und versichert, dass die academie die Wurmsche anzeige desavouiren werde. Thiersch wäre empört gewesen, dass der streich in seiner abwesenheit gelingen konnte.

24. SHirzel an JGrimm. 13 august 1853.

Die liebe beschäftigung mit dem Wörterbuch habe ich [*während Grimms reise*] recht entbehrt. freilich haben die hunde wieder lärm gemacht: ich denke aber, Sie setzen Ihr schweigen fort. auf Wurm wollte Zarncke gar nichts erwidern, den Sanders hatte er gleich abgethan.

25. SHirzel an JGrimm. 22 august 1853.

Das letzte Wurmsche pamphlet habe ich noch nicht gelesen, mich reuen die paar groschen und noch mehr reut mich der verdriefsliche tag, den es mir voraussichtlich machen wird .... mich bekümmert bei diesen geschichten nur eins ... die nahe liegende befürchtung, dass Ihnen nach und nach die frische lust am weiterschaffen verkümmert und vergällt werden könnte; das ists, was mich manchmal quält. indessen wenn mich an trüben tagen solche gedanken heimsuchen, muss ich mir auch bald wieder zum troste sagen, dass es eine thorheit sei, an Sie den mafsstab einer kleinen gewöhnlichen menschennatur zu legen.

In der ostermesse voriges jahres, als das erste heft mit so allgemeinem jubel begrüfst wurde, sagte ein ruhiger verständiger college zu mir: 'das wäre doch ein wunder, wenn dieser beifall nicht auch einige derbe angriffe hervorriefe'. solche mifshandlungen müssen also doch zu den deutschen erfahrungen gehören.

26. SHirzel an JGrimm. 4 october 1853.

Ich ärgere mich recht, nicht zu rechter zeit an Goethes
'nur die lumpe sind bescheiden'
gedacht zu haben, es wäre doch ein schickliches citat gewesen [*s. Dwb.* I 1556; *das citat ist also wol erst bei der druckrevision ins Wb. gekommen*].

27. SHirzel an JGrimm. 13 october 1853.

Heute habe ich die zweite hälfte des 100sten bogens mit vielen stillen glückwünschen an Sie abgesandt.

28. SHirzel an JGrimm. 29 october 1853.

Dass Simrock zu viel schreibe, höre ich von allen seiten. Den Walther mochte ich Wackernagels wegen, der ihm gerathen an mich zu gehn, nicht abschlagen.

29. SHirzel an JGrimm. 22 november 1853.

Obgleich das B so viele prächtige artikel enthält, fange ich mich doch manchmal an vor ihm zu fürchten, da es sich wie ein bandwurm fortspinnt und uns den ersten band über erwarten anschwellt. einmal kam mir der einfall, ob man die citate aus

der bibel etwas beschränken könnte; doch sagte ich mir gleich, dass Sie Ihre gründe haben werden, sie in dieser fülle zu geben.

30. JGrimm an SHirzel. 31 januar 1854.

Lieber freund, dieser monat soll nicht ablaufen, ohne dasz ich Ihnen manuscript zur vorrede sende, worauf Sie mit schmerzen gewartet haben werden; es kamen viel störungen über mich, auch war ich nicht recht wol und es hielt schwer, so vielerlei dinge, die sich in der vorr. zusammen drängen, zu überschlagen. hierbei folgt also manuscript zum ersten bogen, das übrige soll schneller nachkommen, ich wünsche, dasz der anfang Ihnen gefalle.

31. SHirzel an JGrimm. 1 februar 1854.

Ich habe nicht gezögert, es [*manuscript zum* 1 *bogen der vorrede*] zu lesen und habe diese 32 seiten mit steigender freude gelesen. es ist alles eigenthümlich, interessant, überzeugend, für jedermann verständlich, ich wüfste nicht was man anders wünschen möchte, aber ich wüfste auch nicht wer das so schreiben könnte als Sie. auch die stimmung, in der Sie geschrieben haben, hat etwas ungemein wohlthuendes.

Aus einer stelle muss ich schliefsen, dass Sie mit Ihrem herrn bruder sich über die art und weise seiner mitarbeit besprochen und geeinigt haben. wie sehr würde es mich beruhigen zu hören, dass hierbei das resultat erzielt worden, das mir noch immer, und immer mehr, als das für das gedeihen des werkes einzig mögliche erscheint.

32. JGrimm an SHirzel. 21 februar 1854.

Viel hat mich in dieser woche gestört Holtzmanns schrift über die Nibelungen, gegen Lachmann gerichtet, dessen ansicht ohnehin schon unhaltbar geworden war und es dadurch noch mehr wird. doch stellt auch Holtzmann viel seltsames auf, es kommen aber natürliche und feine bemerkungen vor.

33. SHirzel an JGrimm. 22 februar 1854.

Dass Sie [*in der vorrede*] die namen Sanders und Wurm nicht unerwähnt lassen, finde ich in der ordnung.

34. SHirzel an JGrimm. 3 märz 1854.

Auch der schluss der vorrede ist richtig eingetroffen: ich darf nichts dazu sagen, aber bei dem lesen des einen blattes überlief es mich heifs.

35. JGrimm an SHirzel. 15 märz 1854.

Gott sei dank, dasz dieser streifzug durch drei jahrhunderte unserer literatur zu ende ist; Sie erhalten auch zum ersten carton das ms. auf Ihre und Hildebrands (der wie Sie früher einmal schrieben über viele citate den kopf schüttelte) berichtigungen bin ich nun gespannt .... aber jetzt werden Sie und Reimer einsehen, dasz unmöglich gleich mit der ersten lieferung, wie

damals begehrt wurde, vorrede und quellenverzeichnis gegeben werden konnte....

Wollen Sie druckfehler anzeigen? ich kann noch mit mehr aufwarten.

36. SHirzel an JGrimm. 28 märz 1854.

Der erste band schliefst also nun mit biermolke, nicht eben für jedermann. bis gestern hatte ich noch die absicht 1 1/2 columnen dazu zu geben, bieten wäre dann ein schöner anfang des neuen bandes gewesen. aber das hätte neuen aufenthalt gemacht, und Hirschfeld rieth mir auch ab.

37. JGrimm an SHirzel. 1854 (ohne datum).

Mich freut sehr, dasz hinter biermolke am schlusz des bandes kein strich gesetzt steht, was mir verbürgt, dasz der zweite band mit dem nächsten worte (biernahrung oder was es ist) ganz oben anfängt....

Nun geht der krieg los, was unserm wörterbuch vorläufig auch nichts nutzt.

38. JGrimm an SHirzel. 1854 sonnabend (ohne datum).

Lieber Hirzel, ich habe, den lockungen von Ammon und Kerner zum trotz, die badereise aufgegeben, weil ich das regenwetter und die langeweile fürchte. dagegen ist mirs lieb vom Wörterbuch ein wenig aufathmen zu können, um eine academische abhandlung auszuarbeiten, die ich den 10 august lesen musz. bin ich fertig damit, so sende ich Ihnen wieder msp. und reise in der zweiten hälfte august noch ein wenig. auch liegt ein berg von briefen zur beantwortung vor mir, der abgethan sein will.

39. JGrimm an SHirzel. 13 november 1854.

Der artikel buch ist einer, wo Sie viel zu berichtigen haben werden.

40. JGrimm an SHirzel. 30 december 1854.

Ich kann diesmal nur wenig msp. beilegen, um diese zeit sind die abhaltungen zu viele und besonders viel briefe zu schreiben, womit ich leider noch nicht zu ende bin. auch war gerade der artikel bursch schwierig zu behandeln und erforderte vieles nachlesen, wobei man stets auf nebendinge geräth. dann langte Gödekes Gengenbach an, worin auch viel langweiliges zu lesen ist.

41. JGrimm an SHirzel. 3 september 1855.

Wilhelm und Hermann sind den letzten briefen nach noch zu Cassel, von wo die reise nach Göttingen, Hermanns vielleicht auch Harzburg gehen soll, damit wird die bummelei zu ende sein.

42. JGrimm an SHirzel. 12 october 1855.

Lieber freund, ich wollte nicht eher antworten, bis ich Ihnen Wilhelms rückkehr melden könnte, die nun endlich vorgestern abend erfolgt ist. ich finde durch diese ausreise seine gesundheit wenig gebessert, die empfindliche schwäche in seinen füszen

hat eher zu als abgenommen. hoffentlich wird er Ihnen nächstens auskunft über das wörterbuch geben, dessen versäumnis mir natürlich am herzen liegt.

Ich selbst habe seit drei wochen wenig vor mich gebracht, sodasz ich zweifle ob ich zur versprochnen zeit das manuscript werde liefern können. viele empfinden hier den einflusz der bösen choleraluft und mehrere tage war mir nicht sonderlich zu mute, doch ists vorübergegangen.

Von Kosegartens niederdeutschem wörterbuch ist die erste lieferung heraus und der verleger meint überhaupt mit sechs lieferungen durchzukommen. der glückliche! das ist doch eine arbeit, deren ende man absieht, die wahrscheinlich im manuscript schon ganz fertig liegt. die einrichtung ist vergnüglich und breit, das ganze werk höchst willkommen und nützlich, auch recht fleiszig, dennoch eigentlich ungelehrt und auf der oberfläche hergehend. das mögen aber gerade viele leser.

43. WGrimm an SHirzel. 16 october 1855.

Vor wenigen tagen bin ich endlich wieder hier eingerückt. gleich anfangs hat krankheit mich in Bonn zurückgehalten, dann in Hannover, wo ich wochen weilen muste, und wohin meine frau vom Harz kam: so bin ich gerade noch einmal so lang weggeblieben als meine absicht war. nun steht mir der winter bevor, und ich wünsche dasz er sich gnädig erweise.

Ich habe in stunden wo ich etwas thun konnte, manches nicht unwichtige ausgezogen. Sie werden in der folge citate finden aus Kotzebues dramatischen spielen, wo er sich gehen läszt und nicht ziert, aus Ifflands werken, Freitags [*so*] soll und haben, Gutzkows ritter vom geist. Mercks briefe und Jeans Pauls Siebenkäs habe ich nochmals mit nutzen durchgesehen. . . .

Die cholera schleicht noch immer herum. wie bin ich erschrocken über den plötzlichen tod der frau Haupt, die meine frau im Harz noch so heiter gefunden hat.

44. JGrimm an SHirzel. 10 december 1855.

Warum wollen wir uns in briefen, die doch natürlich manches ungenau und unvollständig ausdrücken, die sorge vervielfältigen die uns bedrängt? ich habe, meines wissens, Ihnen nicht das geringste von dem verheiszenen abgesagt. das wb. geht mir zu herzen und sobald diese meine gedanken erfüllende neue arbeit beseitigt ist, beginne ich den buchstaben E und fahre rasch darin fort.

45. WGrimm an SHirzel. 13 april 1856.

Es war mir lieb, dasz Sie mir das ganze denken [*zur correctur*] zugesendet hatten, so konnte ich noch eins und das andre nachtragen, und der etwas schwierige artikel ist nun zu ende gebracht . . . es wäre mir lieb gewesen, wenn das neue heft mit der die das hätte beginnen können.

46. WGrimm an SHirzel. 11 mai 1856.

Mein sohn Hermann hat sich entschlossen, mit Joachim, der von Hannover hierher kam, eine erholungsreise nach Venedig, das in dieser zeit alle seine reize entfalten soll, über Wien zu machen. von daher habe ich schon einen brief, morgen soll es weiter nach Triest gehen. seine novellen sind eben fertig geworden, er scheint mir dafür nicht unbegabt zu sein. die geistreichste ist das kind, am besten gefällt mir der landschaftsmaler.

47. WGrimm an SHirzel. 20 mai 1856.

Von Hermann habe ich briefe aus Venedig, die zusammenfallenden paläste, die verfallne pracht machen ihm einen traurigen eindruck und er wird nicht, wie er vorhatte, länger dort weilen. die reiselust überhaupt scheint sich bei ihm gemindert zu haben.

Ein dr Kelle aus Augsburg [*so*], der sich hier schon ein jahr aufgehalten hat und hofft professor in Würzburg zu werden, gibt den Otfried heraus, der schon grösztentheils gedruckt ist.

48. WGrimm an SHirzel. 29 mai 1856.

Ich habe mich über die anzeige [*in den Grenzboten*] gefreut, besonders da sie nicht etwa veranlaszt ist, und danke Ihnen für diese freundliche mittheilung. meiner frau und tochter haben Sie damit einen besondern gefallen gethan. Hermann hat noch eine grosze procession in Venedig mit angesehen, und ich denke wir werden in einer novelle davon zu lesen haben. eben erhalte ich einen brief von ihm aus Mailand, wo der dom einen mächtigen eindruck auf ihn gemacht hat ....

Heute abend kommt der russische kaiser und es werden an verschiedenen stellen musikchöre aufgestellt, die ihn mit der russischen hymne empfangen sollen. ich werde nichts davon hören, da wir eine sitzung der academie haben.

49. WGrimm an SHirzel. 11 juni 1856.

Hermann ist schon am 1 d. m. zurückgekommen, wo wir ihn noch nicht erwarteten. er hat sich nach haus gesehnt und ist nur einen tag in München geblieben, wo das treiben der parteien im schwang zu sein scheint.

50. WGrimm an SHirzel. 26 juni 1856.

Der artikel d e r wird noch etwa zwei halbe bogen in anspruch nehmen; er hat mir mühe genug gemacht und in den auszügen fand ich sehr wenig vor.

51. WGrimm an SHirzel. 22 october 1856.

Wenn Sie Zarncke sehen, so bitte ich ihm zu sagen dasz ich seine ausgabe der Nibel., die ja schön ausgestattet ist, erhalten habe und ihm bestens dafür danke.

Müllenhof [*so*] ist, wie ich aus der zeitung ersehe, hier angelangt, und ich vermute daher, dasz man mit ihm in unterhandlung steht.

52. SHirzel an JGrimm. 3 januar 1857.

Vergönnen Sie, theurester herr hofrath, dass mit den vielen, die morgen Ihnen ihre huldigungen und wünsche darbringen, auch ich zu Ihnen hineinzuschlüpfen versuche. wo so viel gewünscht wird, bleibt für mich kein besonderer wunsch übrig, und wenn ich einen solchen äufserte, wäre es ja auch nur einer, den tausende mit mir theilen und auf seine erfüllung hoffen.

Mögen Sie den glücklichen tag heiter und ungestört verleben! wir werden es uns auch nicht nehmen lassen, auf Ihr wohlergehen anzustofsen, und wissen, dass wir damit gott wohlgefälliger sind als die Berliner mefsjuden, die in Auerbachs keller 'auf die eroberung der Schweiz' anstofsen.

53. WGrimm an SHirzel. 8 januar 1857.

Sie wissen dasz ich das mscrpt. so lange als möglich behalte, um noch nachträge machen zu können, und Sie quälen mich durch Ihre forderung nicht; im gegentheil ich rechne auf Ihre erinnerung. ich will nur bemerken, dasz es mir nicht möglich ist jede woche, eine in die andere gerechnet, manuscript zu einem halben bogen oder zwölf spalten zu liefern. welche vorzüge hat, auszer noch andern, mein bruder, der gleich fertig mahlt, freilich auch ungestörter arbeiten kann.

54. WGrimm an SHirzel. 15 märz 1857.

Gestern abend waren alle meine fenster besetzt von bekannten, die den fackelzug zu Böckh, der sein doctorjubiläum feierte, sehen wollten. es waren an 400 studenten und der qualm von den fackeln so stark dasz uns das gesicht geschwärzt war, und mein zimmer davon ganz angefüllt. heute ist ein groszes essen, an dem nur Jacob theil nimmt.

55. WGrimm an SHirzel. 17 märz 1857.

Ich danke für die mittheilung der beiden recensionen. der beitrag aus Valenciennes ist eine dummheit und der andere von der malabarischen küste hätte auch die weite reise nicht brauchen zu machen.

56. WGrimm an SHirzel. 16 october 1857.

Ich danke Ihnen für die bemühung wegen der stelle aus Göthe, ich weisz dasz Sie solche am ersten finden. schon oft hat mich solches nachsuchen mühe und zeit gekostet. indessen findet sich auch wol noch eins und das andere bei der gelegenheit. so trefflich Klees auszüge aus Göthe sind, so habe ich doch noch vieles nachgetragen und manche stelle vervollständigen müssen.

Prof. Weigand aus Gieszen war mit seiner tochter acht tage oder länger hier, ein guter, fleisziger und verständiger mann, der an dem wörterbuch theil nimmt und mir öfter beiträge sendet, alle so schön geschrieben, als wenn sie in kupfer gestochen wären.

57. WGrimm an SHirzel. 16 november 1857.

Mein bruder hat einen unfall gehabt, der noch glücklich abgelaufen ist. vor einigen tagen biegt er in der dämmerung um die ecke in unsere strasze, da stöszt ihm ein laternenanzünder die quergetragene leiter heftig ins gesicht. wäre der stosz einen zoll höher gekommen, so war das auge verloren: so erhielt er auf den backen neben der nase eine wunde, die heftig blutete und die eine narbe zurücklassen wird. indessen heilt sie gut und schnell und ich hoffe, dasz er in einigen tagen wieder ausgehen kann.

Haupt klagt über einen rückfall in seinen krankhaften zustand und hält seine vorlesungen nur mit anstrengung. er musz durchaus längere zeit die arbeit aufgeben und in voller ruhe leben.

58. WGrimm an SHirzel. 18 februar 1858.

Hierbei abermals futter für den setzer .... die vielen kleinen artikel bei d r e i haben meine geduld sehr in anspruch genommen.

59. WGrimm an SHirzel. 25 februar 1858.

Hochgeehrter freund, es ist sehr freundlich von Ihnen dasz Sie sich meines geburtstages erinnert und mir so gute wünsche dazu gesendet haben. je weiter man in den jahren voran schreitet, je lebhafter und dankbarer empfindet man die fortdauer wohlwollender gesinnung. ich habe mich an dem tage nicht stören lassen durch die grippe, die mich noch immer nicht freigeben will, mich an dem hellen himmel erfreut, der zum fenster hereinleuchtete, und die kälte in dem erwärmten zimmer nicht empfunden. Jacob war noch schlimmer daran und muste den gröszten theil des tages im bett zubringen, kam aber doch zu tisch um meine gesundheit auszubringen.

Hr Siegfrid in Königsberg schreibt mir, dass bei Ihrem schwager eine kleine schrift gegen Lewes erscheinen werde, vermutlich eine rechtfertigung der Bettine. Bettine ist fortwährend krank, erhebt sich manchmal auf einige zeit und zeigt eine grosze lebenskraft.

60. SHirzel an JGrimm. 17 mai 1858.

Diese messe ist für mich die wichtigste von allen gewesen, die ich noch erlebt habe, ich hoffe auch die glücklichste. ich weifs, dass Sie an der nachricht, die Ihnen das gedruckte blatt gebracht hat, herzlichen antheil nehmen, und wenn Sie das glückliche brautpaar sähen, würden Sie so grofses wohlgefallen daran finden wie wir alle. freilich hätten wir das liebe kind gerne bei uns behalten, aber die kinder sind ja nicht der eltern wegen da, und wenn ich denke, wie meine eigenen eltern mich einst mit schwerem herzen, aber zufrieden wenn nur ich zufrieden war, von ihnen weg in weite ferne ziehen sahen, will auch ich das opfer bringen, und so denkt auch meine liebe frau. Ottilie ist jetzt 19, ihr bräutigam 24 jahre. die hochzeit soll,

wie ich hoffe, erst im nächsten frühjahr statt finden. er ist der älteste sohn des bekannten reisebücher-mannes, mit dem ich im j. 1823 zu gleicher zeit, er als gehülfe ich als lehrling, im Reimerschen hause einwanderte. so ist er in Deutschland mein erster freund geworden und stets mein bester geblieben.

61. JGrimm an SHirzel. 1 october 1858.

Lieber freund, ich hatte vierzehn tage lang in diesem herrlichen september ungetrübtes wetter, holte erst Auguste in Harzburg ab, mit dem plan, sie über Stuttgart und Friedrichshafen nach dem Bodensee zu führen. als wir aber zu Frankfurt saszen, hatte meine heiserkeit so zugenommen, dasz sie mir vernünftig anlag lieber nach Ems zu gehn und meine angegriffene brusthaut zu heilen, wenigstens zu beruhigen, sie wolle sich gern die freude der süddeutschen reise versagen. gedacht gethan, wir kamen über Mainz und Coblenz (denn die Lahnsteiner eisenbahn ist eingestürzt) schnell zum krähnchen und kesselbrunnen, welchen letzteren ich acht tage lang pflichtmäszig trank. zwar sagte der arzt, eine woche helfe so gut wie nichts, es müsse sechs wochen hindurch geschehen. ohne mich daran zu kehren, reiste ich über Weilburg, Wetzlar, Gieszen (wo ich den Weigand im bett überraschte) zurück, brachte einige tage vergnügt in Cassel zu, und bin nun wieder hier, befinde mich auf dem alten punct.

Dadurch ist in der ausarbeitung des ms. ein unvermeidlicher verzug gekommen, denn hier hatten sich unterdessen manche dinge aufgehäuft, die abgewickelt sein wollten. ich werde aber bald wieder in zug geraten und die andere hälfte des hefts soll im november fertig sein.

62. WGrimm an SHirzel. 1 februar 1859.

Mit dem worte dumpfheit werde ich geneckt. eben bringt mir Hermann eine stelle aus den Propyläen, die eine definition davon enthält und noch aufgenommen werden musz. sie ist aus einem brief Wilhelms von Humboldt aus Paris [*nun folgt die im Wb.* 2, 1527 *aufgenommene stelle aus Propyl.* 3, 76].

63. JGrimm an SHirzel. 22 april 1859.

Es ist noch immer möglich, dasz der krieg vermieden wird. wo nicht verdient der unselige anstifter wahrlich absetzung.

64. WGrimm an SHirzel. 19 mai 1859.

Es zieht ein schweres wetter am himmel, noch dürfen wir hoffen dasz es uns nur streift, aber wir müssen auf das schlimmste gefaszt sein. wie betrübt ist die abgünstige verläumderische gehässige gesinnung gegen Preuszen, die es nicht verdient, die es nicht erwidert, die aber in dem grösten theil von Deutschland ausbricht. Sie thun recht dasz Sie die hochzeit jetzt feiern: wie lebendig hat Göthe diesen zustand im Götz geschildert. grüszen Sie die liebe braut von mir und wiederholen Sie ihr

meine herzlichen wünsche. welch ein schöner augenblick für die eltern, wenn sie bei der trauung auf ihr kind hinsehen und sich seines glückes freuen. möge es der anfang einer langen und heitern bahn sein!

65. SHirzel an JGrimm. 18 juni 1859.

Tausend dank für Ihren lieben schönen brief. am Rhein, wo die mobilmachung grofse verstimmung hervorgerufen hat (nicht blos bei meiner tochter) hält man die königin für die anstifterin. wenn es nicht wahr ist, zeigt es doch, wie man von ihr denkt. es ist bald gesagt, dass diese aufstellung am Rhein nur die friedliche vermittelung unterstützen solle. wenn die Franzosen und die Deutschen sich erst zu hunderttausenden gegenüber stehn, wird es nicht lange beim friedlichen einander ansehen bleiben.

Nachdem nun Österreich — man sagt, es sei Metternichs letzter rath gewesen — den oberbefehl und die alleinige diplomatische vertretung an Preufsen überlassen, schreien die mittelstaaten zeter, wollen sich Preufsen nicht unterordnen, sondern für sich als bund losgehn. das soll zur stunde die gröfste schwierigkeit sein.

66. WGrimm an SHirzel. 1 september 1859.

Eine vorrede [*zum zweiten bande des Wb.*] will ich aus verschiedenen gründen nicht schreiben.

67. SHirzel an JGrimm. 18 october 1859.

Hildebrand kam den tag nach meiner rückkehr zu mir, noch ganz erfüllt von dem eindruck Ihres besuchs, der ein ereignifs in seinem leben war . . . .

Mit meinem alten treuen freund Bädeker, mit dem ich seit 1823 in ununterbrochenem innigstem verkehr stand, habe ich ein gutes stück meines eigenen lebens begraben, und fühle das mehr als ich aussprechen kann.

68. WGrimm an SHirzel. 5 november 1859.

Hermanns verheiratung werden Sie schon aus der Kölnischen zeitung, die gleich davon nachricht gab, vernommen haben. die trauung hat am 24 october abends in der Dorotheenkirche statt gefunden. eine festlichkeit war damit nicht verbunden, da die meisten verwandten der braut nicht hier waren. am andern mittag asz das junge paar bei uns. Sie kennen ja wol die Gisel, sie hat von haus aus geist, ist freundlich und liebenswürdig, sie kennen sich von kindheit an, und so hoffe ich dasz es eine glückliche ehe wird.

69. WGrimm an SHirzel. 26 november 1859.

Jacob ist von Lappenberg eingeladen sein jubiläum bei ihm in Hamburg zu feiern. er wird also in acht tagen mit Pertz und Ranke dahin abreisen.



70. JGrimm an SHirzel. 2 december 1859.

Lieber freund, ich danke für das viele geld und die stiefel. Sie hätten das geld in die stiefel stecken können, wie man ehmals ganz gewöhnlich that. morgen früh reise ich nach Hamburg ab.

71. JGrimm an SHirzel. 6 februar 1860.

In diesen tagen will ich eine kleine vorrede [*zum zweiten bande des Wb.*] schreiben; ich kann mich noch immer nicht von meinen schwermütigen gedanken los machen und wollte ich wäre erst wieder mitten in der alten arbeit. in Wilhelms stube steht noch alles ebenso und wir lassen einen mahler ein bild davon aufnehmen.

72. SHirzel an JGrimm. 25 februar 1860.

Das buch mit den briefen zwischen Humboldt und Varnhagen soll schon einige monate zur ausgabe bereit gelegen, die Ludmilla aber diese bis dahin hinausgeschoben haben, dass ihr gesuch um niederlassungsbewilligung in Berlin erledigt war. schwerlich lag es in Humboldts wünschen, dass d i e s e r nachlass so unmittelbar nach seinem tode veröffentlicht werde. der schlechteste dienst ist durch dies buch der Humboldt-stiftung erwiesen worden.

73. SHirzel an JGrimm. 3 september 1860.

Uns ist es in der zeit schlecht genug ergangen. das entsetzliche wetter, das vor acht tagen stadt und umgegend verheert hat, hat auch unser haus verwüstet und unsern garten zerstört. da uns 104 scheiben zertrümmert waren, die erst gestern wieder hergestellt werden konnten, haben wir mehrere tage lang so zu sagen unter freiem himmel gewohnt und nachts den regen zum offenen dach herunter prasseln hören, das mit bretern nicht ausreichend gedeckt werden konnte. der garten war eine grofse eisfläche, ganz besät mit zweigen, blättern, blumen, todten vögeln und dem ganzen reichen segen der obstbäume. nun ist wieder ordnung geschafft, aber es blüht keine blume mehr, viele meiner lieben, vor 16 jahren selbst gepflanzten bäume stehn ganz kahl da, und was sie von zweigen behalten haben, ist wie mit scharfen messern zerhackt. niemand ahnte so ein unglück, nur die hühner hatten sich, wie meine frau bemerkt hat, schon eine stunde vor dem losbruch in den stall zurückgezogen ..... der arme Hildebrand war so verhagelt, dass er sein logis verlassen musste.

74. JGrimm an SHirzel. 1860 (ohne datum).

Ich werfe alle gebrauchten zettel, um nur sie vom hals und tisch zu schaffen, gleich in den papierkorb, verloren ist also verloren. aber aus ungebrauchten zetteln kann ich immer neu zutragen.

75. JGrimm an SHirzel. 5 februar 1861.

Ich hätte beim beginn des buchstaben E nicht gedacht, dasz ich über 1900 seiten [*des manuscripts*] von ihm anfüllen müste.

76. JGrimm an SHirzel. 15 februar 1861.

Ei, was machen Sie, lieber Hirzel, krank werden müssen Sie solchen leuten überlassen, wie ich bin, in meinen gedanken waren Sie nunmehr von Bonn und Coblenz zurückgekehrt, und wieder im stande mit Ihrer stahlfeder in den bogen allerhand hineinzuschreiben, wie in der letzte nicht mehr geschehen ist ... legen Sie sich nicht wieder zu bette, sondern halten sich aufrecht.

77. JGrimm an SHirzel. 4 august 1861.

Das Wb. hat [*während einer reise Hirzels*] seinen fortgang genommen, auf den letzten bogen aber Ihre hübschen zusätze und ausfüllungen entbehrt.

78. SHirzel an JGrimm. 5 august 1861.

Sehr erfreut hat mich, dass das Wb. so rüstig vorwärts geschritten, und ich bin Ihnen auch dafür herzlich dankbar.

79. JGrimm an SHirzel. 5 september 1861.

Für das tagebuch 1810 [*gedicht von Goethe*] danke ich, es wird eine grofse seltenheit werden, da wahrscheinlich nur wenig exemplare gedruckt sind.

80. SHirzel an JGrimm. 30 october 1861.

Ich habe Ihnen immer zu danken, der ungestörte fortgang des druckes macht mich ganz glücklich.

81. SHirzel an JGrimm. 31 januar 1862.

Ich habe mich in Berlin herzlich gefreut, Sie so froh und trotz des unfalls rüstig zu finden. möge es ferner so bleiben!

Eines tages ging ich freilich etwas sorgenvoll von Ihnen, Sie wissen warum. nachher hatte ich wieder bessern muth und halte an der zuversicht fest, dass die zeit des unterbrochenen wörterbuchs sich n i c h t noch einmal erneuern werde. ich würde ganz glücklich sein zu hören, dass Sie den Dümmlerischen den unveränderten abdruck der abhandlungen gestattet haben.

82. JGrimm an SHirzel. 4 juni 1862.

Löbels anzeige war gut gemeint, aber unbedeutend.

83. JGrimm an SHirzel. 25 october 1862.

In Nürnberg [*auf der rückreise aus München*] war es regnicht und das umherlaufen in den vielen straszen, kirchen und häusern hatte einen gründlichen schnupfen in mir angesetzt, der sich nach meiner rückkunft nicht länger zurückhalten liesz, und den gewöhnlichen ungünstigen verlauf nahm, dh. auf die brust warf, so dasz ich schon zwölf tage lang schlechte nächte habe, viel huste und mich angegriffen fühle. hoffentlich gehts nun bald damit zu ende ....

Übrigens habe ich Frommann, Lexer, Meyer (der den Schiller tractiert), Riedel sämtlich gesehen und im rothen rössel zu gästen

gehabt. den folgenden tag kamen die guten leute alle, zum theil mit ihren frauen, auf den bahnhof mir das geleit zu geben. . . .

Die durchlesung des quellenverzeichnisses [*zum dritten bande des Wb.*], dem ich in eile noch einiges anfügte, setzt mich fast in verwunderung. ich habe doch diesen ganzen band selbst geschrieben und nun finde ich einige bücher darin, die ich nie gehabt und nie gelesen habe. gott weisz wer einzelne citate daraus, die Ihnen wol vor augen gekommen sein müssen, eingeschmuggelt hat, zb. Göschens vorlesungen, die sieben bände von Pertz Stein, aus welchen höchstens ein citat vorkommt, das auch wegbleiben könnte. Falk mensch und helden werden nie von mir angesehen. dagegen fehlt jetzt im abdruck Lexers kärntisches wb., das anzuführen weit wichtiger war, ich wollte fast darauf schwören, dasz es im verzeichnis gestanden hat, der setzer musz es unbefugt ausgestoszen haben. so stehts um die quellen des wb.

84. JGrimm an Heinrich Hirzel. 16 april 1863.

Wir lassen oft bei Reimer erkundigung einziehen und hören, dasz das unwolsein Ihres vaters noch dauert, aber ungefährlich scheint. grüszen Sie den kranken und ertheilen mir bald gute nachricht.

85. JGrimm an SHirzel. 30 juli 1863.

Eben ist eine schrift von Jonckbloet über Reinhart Fuchs und Weinholds alemannische grammatik angelangt, die frisch gelesen sein wollen.

86. JGrimm an SHirzel. 1863 (ohne datum).

Haben Sie das neue fr. wb. von Littré angesehen? offenbar durch unser werk hervorgerufen, schön gedruckt, in etwas gröszerm format, mit vielen belegen, aber die verse nicht abgerückt, was dem ganzen die ruhe und anschaulichkeit nimmt; gegen die etymologische behandlung viel einzuwenden.

87. JGrimms letztes schreiben an SHirzel. 15 august 1863.

Liebster freund, endlich nach langem zaudern, bedenken und aufenthalt reisen wir ab, könnten noch richtig zum fürstentag eintreffen, wollen aber vorläufig nur nach Suderode bei Quedlinburg, wissen nicht einmal, ob wir da aufgenommen werden, ist kein platz, so musz der stab weiter gesetzt werden.

In drei wochen denke ich zurück zu sein und dann naht gewitterschwer die reise nach München, vielleicht wird sie ganz aufgegeben ... bleiben Sie mit den Ihrigen gesund und vergnügt.

LITTERATURNOTIZEN.

Die kenntnis Germaniens im altertum bis zum zweiten jahrhundert n. chr. von dr LUDWIG HOFF, director des k. gymnasiums zu

Coesfeld. Coesfeld 1890. progr. nr 343. (Leipzig, GFock). 86 ss. 1,50 m. — die kleine schrift ist aus werken wie Müllenhoffs Deutscher altertumskunde, Ukerts Germania ua. zusammengestellt. ein solches unternehmen kann ja, wenn mit sachkunde und urteil ausgeführt, sehr nützlich sein; die brauchbarkeit jedoch dieses werkchens wird dadurch beeinträchtigt, dass es dem verf. an beidem fehlt. H. gibt eine übersicht über alle antiken autoren, die beiträge zur kenntnis des europäischen westens und nordens gegeben haben oder hätten geben können. der erste teil dieser übersicht konnte ohne schaden sehr gekürzt werden, da bei den wenigsten dieser schriftsteller von einer kenntnis deutscher völker die rede sein kann. auch im zweiten teil durften manche namen solcher autoren, die gar nichts beigetragen haben, fehlen. H. hätte dann raum gewonnen, über die schriftsteller, die würklich etwas bringen, wie Strabo, Plinius und Tacitus ausführlicher zu handeln. Tacitus wird jetzt auf etwa drei seiten besprochen und mit einigen phrasen abgetan. nach meiner meinung wäre es ferner zur einführung der leser zweckmäfsig gewesen, wenn H. auch das bezeichnet hätte, was die alten denn über Germanien wusten; zb. über Eratosthenes sagt er uns allerlei schönes, aber welche vorstellung dieser von den nordischen gegenden hatte oder haben konnte, erfahren wir nicht. es wäre hier am orte gewesen, sich über die ausdehnung der Germanen in älterer zeit und namentlich über ihr verhältnis zu den Kelten auszusprechen. das gleiche gilt bei Polybios ua.

In den notizen, die den einzelnen schriftstellern beigegeben sind, finden sich nicht selten irrtümer. zb. wird s. 26 Hellanikos ins jahr 500 v. Chr. gesetzt, Herodot von 484—404 v. Chr., s. 44 Herodor von Heraklea ins jahr 450 v. Chr., was alles unrichtig ist. zum mindesten misverständlich sind s. 52f die angaben über Dionys von Halikarnass und Nikolaus von Damaskus. Eins der wunderlichsten stücke ist endlich s. 59, wo H. sagt, dass die älteste nachricht der Römer über einen germanischen volkstamm, die Hermunduren, sich in einer schrift des L. Cincius Alimentus über militärwesen finde (Gellius N. A. XVI 4). ich vermute, dass der verf. jene stelle nicht selbst angesehen hat, da er sie sonst kaum für eine nachricht über die Hermunduren erklärt haben würde. In diesen litterarischen dingen fehlt es H. an kenntnissen, wie sie für eine schrift, die fast ganz litterarhistorisch ist, nötig gewesen wären.

Marburg i. H. BENEDICTUS NIESE.

Zur gutturalfrage im gotischen. von HELEN L. WEBSTER. Boston 1889 (Leipzig, GFock). Züricher diss. 90 ss. 8⁰. 4 m.* — die umstrittene erscheinung der labialaffection der gutturale [1] ist

* [vgl. DLZ 1890 nr 51 (ABezzenberger).]

[1] Bezzenbergers aufsatz 'Die idg. gutturalreihen' in seinen Beitr. XVI 234 kannte die verfasserin noch nicht.

schon in vorgerm. zeit vollendet. dies folgt nicht daraus, dass die labialisierung auch kelt., ital., griech. vorliegt: denn diese labialisierenden sprachen zeigen die affection keineswegs immer übereinstimmend bei denselben paradigmen; es folgt jedoch aus lautlichen gründen, namentlich daraus, dass der velar nur vor germ. *a* < idg. *a* labialisiert wird, nicht vor germ. *a* < idg. *o*. aber das germ. kann zur geschichte des idg. labialisierungsproblems wesentliches beitragen, wenn jedes vorkommen eines ursprünglichen velars mit den entsprechungen der andern labialisierenden sprachen verglichen wird und es gelingt, die etwaigen übereinstimmungen oder abweichungen auf bestimmte gesetze zurückzuführen. diese aufgabe sucht vom gotischen aus die vorliegende dissertation zu lösen; sie strebt damit dem ziele zu, welches Kluge in seinen Beitr. z. gesch. d. germ. conjug. s. 46 für die gutturaluntersuchung im germ. bezeichnete: es komme darauf an, von jeder einzelsprache aus die vorhistorischen, wenn man will die idg. grundformen, wo möglich gleich scharf zu präcisieren. dass hier mit dem got. der anfang gemacht wird, hat wol seinen grund nicht blofs in dem fest umschlossenen und leicht zu beherschenden got. wortschatze, sondern vor allem darin, dass das got. in der gutturalfrage den gemeingerm. stand noch am deutlichsten repräsentiert, während die westgerm. dialecte die labialaffection im anlaute z. tl. frühzeitig schwinden, im inlaute nur selten durch dehnung der vorhergehenden consonanz noch erkennen lassen. die verf. sucht den character jedes in got. wörtern auftretenden gutturals zu bestimmen, stellt in jedem falle die germ. wie aufsergerm. parallelen zusammen und nimmt zu den verschiedenen etymologischen ansichten kritisch stellung. sie ist hierin, soviel ich sehe, erschöpfend und gibt daher für zahlreiche fälle die erwünschte ergänzung zu Feists lückenreichem Grundriss d. got. etymol.

Von Kluges aao. s. 43f aufgestellten gesetzen — A: die affectionen *hv (f)* und *q* stehn im anlaut nur vor hellen vocalen; B: die affection *hv* und *q* tritt ein im silbenauslaut bei folgendem *l, r, n*; C: die labiale affection tritt im anlaut vor dunkelen vocalen und vor consonanten nicht ein — bleibt B ganz unsicher, und das got. kann zu seiner entscheidung nichts beitragen (W. s. 87). aber für A und C bringt die verf. die möglichen got. einzeluntersuchungen; und nachdem Bersu (Die guttur. u. ihre verbindung mit *v* im lat.) gezeigt hatte, dass die labiale affection der gutturale im lat. nur vor den hellen vocalen *a, e, i*, nicht aber vor consonant oder *u* und *o* auftritt, kann sie am schlusse ihre resultate dahin formulieren, dass, wenn der labiale nachklang des gutturals in den andern labialisierten sprachen fehlt, er auch im got. fehlt, dass die labiale affection im got. wie im lat. nicht nur nicht im anlaute, sondern an keiner stelle des wortes vor consonanten auftritt, und andrerseits, dass das got. den im vorgerm. vorhandenen

lautstand in bezug auf diese frage beinahe ausnahmslos unverändert beibehalten hat.

Marburg i. H. FERD. WREDE.

De geschiedenis der nederlandsche taal in hoofdtrekken geschetst door J. VERDAM. Leeuwarden, HSuringar 1890. XVI u. 224 ss. 8°. 2 f. 60 c. — V. will dem holländischen publicum ein ähnliches buch bieten wie Behaghel dem unsern in seinem schriftchen 'Die deutsche sprache'. Er hat dieses denn auch vielfach benutzt; doch 'für Holländer muss ein buch anders geschrieben werden als für Deutsche; vor allem muss es klar und verständlich sein, weil wir Holländer nicht gern unsere aufmerksamkeit vom inhalt immer wider ablenken lassen, um uns mit der form des gedankens aufzuhalten'. es soll 'nicht gelehrt sein, sondern nur angenehm zu lesen und geeignet den gebildeten Niederländern eine klare und richtige kenntnis von den schicksalen ihrer muttersprache zu vermitteln'. diese aufgabe hat V. im ganzen recht wol gelöst; das buch ist frisch und flott geschrieben, und der leser wird aus seinen plaudereien manche einzelheit, wenn er recht aufmerksam ist, auch ein leidliches gesamtbild vom werden der sprache gewinnen. ob man aber jemand, der ein buch unter diesem titel überhaupt in die hand nimmt, nicht etwas mehr zumuten und etwas mehr bieten könnte?

In engerer beschränkung auf die geschichte der sprache lässt V. erörterungen, wie sie Behaghel in abschnitt I und III—V seines 'besonderen teiles' über orthographie, syntax, laut- und flexionslehre bringt, fort; dafür widmet er dem 'einfluss der bibel' und dem 'sprichwörterschatz' je ein besonderes capitel. am wenigsten befriedigt der erste teil, der (s. 1—50) von der stellung des niederländischen unter den idg. und germ. sprachen handelt. diese dinge erfordern leidliche ausführlichkeit, während zu viel gelehrsamkeit gerade am anfang leicht abschreckt; aber zb. der vocalismus durfte in diesem interessenstreit nicht ganz verloren gehn: dass auch er eine gesetzmäfsige entwicklung durchgemacht hat, diese allgemeine tatsache muste der leser zum wenigsten erfahren. dagegen konnten die — schlecht genug begründete — erörterung, dass der name 'Grimms gesetz' dem der 'lautverschiebung' vorzuziehen sei, die seitenlangen mitteilungen über mittelalterliche handschriften füglich fortbleiben. — ob die, auch von Behaghel angenommene, gliederung des weiteren stoffes in 'innere und äufsere geschichte der sprache' sehr glücklich ist, lasse ich dahin gestellt.

In der 'äufseren geschichte' (s. 51—140) werden ausführungen über dialect, schrift- und umgangssprache, den einfluss fremder sprachen und der bibel, über sprichwörter und namen vereinigt; ein hübsches cap. über den wortschatz zeigt die vermehrung des erbgutes durch ablaut, ableitung und zusammensetzung an glücklich gewählten beispielen. in der fremdwörter-

frage nimmt V. eine ziemlich scharfe stellung ein; der grofsen fähigkeit des niederländischen, fremdes sprachgut nicht nur äufserlich anzunehmen, sondern durch anpassung zu seinem eigentum zu machen, wird er daher nicht gerecht. sehr zu rühmen ist dagegen, dass er auf die übernahme von redewendungen und syntactischen formen seine aufmerksamkeit gewant hat. — der dritte abschnitt (141—220), die 'innere geschichte', behandelt formveränderungen im sprachschatz, accent, analogie, das veralten von ausdrücken und die vermehrung des sprachgutes durch bedeutungswandel oder neubildung; namentlich unter den sprachaltertümern findet sich manche hübsche einzelheit. ein buch über sprachgebrauch und sprachrichtigkeit wünscht V. als practische, eines über den einfluss der dichter und schriftsteller auf die sprache als theoretische ergänzung zu seinem werkchen; für jenes zweite fehle es allerdings noch an material. mit einem appell an die vaterlandsliebe, in der sprache die nationalität zu verteidigen, schliefst das buch: 'sprache verloren, alles verloren! mit der sprache steht und fällt unser volk!'

Bonn 6. 1. 1891. SEBALD SCHWARZ.

Neue beiträge zur textkritik von Hartmanns Gregorius. von HERMANN SEEGERS. Kieler diss. Kiel, CSchaidt, 1890 (Leipzig, GFock). 47 ss. 8⁰. 1,50 m. — der verf. sucht die übersetzung von Hartmanns Gregorius durch Arnold von Lübeck (ed. vBuchwald, 1886) für die textkritik des mhd. gedichtes heranzuziehen. die resultate sind spärlich. nach einigen einleitenden bemerkungen (§ 2 hätte sich S. durch einen hinweis auf die viel reichhaltigere recension Steinmeyers Anz. 12, 200 ff ersparen können) sucht § 3 zunächst ein bild von Arnolds freiem verhältnis zu seiner vorlage zu geben. nachdem S. hierauf eine anzahl von stellen vorgeführt hat, an denen die lesarten des Hartmannschen Greg. stark auseinandergehn, die freie übersetzung jedoch das verhalten ihrer unmittelbaren vorlage (X) nicht oder nicht mit sicherheit erkennen lässt (§ 4. 5), stellt er (§ 6—9) die fälle zusammen, wo ein bestimmter anhaltspunct für X zu gewinnen ist. § 6 und 7, wo gezeigt wird, wie X einige fehler mit einzelnen hss. nicht teilte, bieten weniger interesse als § 8 und 9, welche 6 stellen bringen, in denen die von X vertretene lesung nicht die auf den ersten blick zweifellos richtige ist. nirgends trifft X mit einer anderen hs. in einer sicher falschen lesart zusammen und kann daher (§ 10) von S. auch keiner hss.-gruppe mit bestimmtheit zugeteilt werden. — hierauf vergleicht S. die von Schmeller herausgegebene lateinische Gregordichtung (Zs. 2, 486—500) mit Hartmanns werk und kommt (§ 13) zu dem resultate, 'dass der dichter überhaupt nicht unmittelbar nach Hartmanns gedicht gearbeitet habe, sondern den stoff aus andern quellen nahm oder vielleicht aus der erinnerung schöpfte'. vielleicht ergäbe die heranziehung von Hartmanns französischer quelle sicherheit über diese frage. — der

dritte teil der dissertation (§ 14 — schluss) beschäftigt sich mit der einleitung des Gregorius. S. kommt da auf wunderlichen wegen zu der 'vermutung', dass Hartm. Arnolds übersetzung gekannt habe und, durch dessen prologus zum Gregorius peccator angeregt, in höherem alter den in A fehlenden, in den recensionen von GIK überlieferten anfang zu seinem gedichte hinzu componiert habe. die germanisten werden über diese vermutung wol zur tagesordnung übergehn können, soviel mühe sich auch der verf. gegeben hat, um sie zu stützen. — überall dort, wo auf die lesarten näher eingegangen wird, ist auch die von mir neu aufgefundene hs. herangezogen, für welche S. eine abschrift zu gebote stand, die sich OErdmann seitdem angefertigt hat. aus dieser Konstanzer hs. werden für die einleitung auch eine reihe von lesarten angeführt, die zum teil als besserungen gelten können (§ 14). ich gehe hier auf diese einzelheiten nicht näher ein, da ich in einem der folgenden hefte der Zs. über das handschriftenverhältnis im Gregorius und den wert der Konstanzer hs. für die textkritik dieses gedichtes zu handeln gedenke.

Wien, april 1891. KONRAD ZWIERŽINA.

Oberammergau und sein passionsspiel. von KARL TRAUTMANN. 5 auflage. (Bayerische bibliothek, begründet und herausgegeben von KvReinhardstoettner und KTrautmann bd. 15). Bamberg, Buchner 1890. 110 ss. 8⁰. 1,10 m.* — dieses überaus zierliche büchlein, welches mit ganz prächtigen feder- und tuschzeichnungen von Peter Halm geschmückt ist (deren beste auf dem umschlage leider durch die untergedruckten bayerischen wappenbilder um ihre würkung gebracht wird), belehrt im angenehmsten plaudertone über alles, was einem pilger nach Oberammergau zu wissen nötig und wünschenswert ist. dabei schöpft der verfasser allerorts aus den besten quellen, fügt auch aus eigener kenntnis und forschung verschiedenes bei. dies alles, verbunden mit der würklich schönen ausstattung zu einem fabelhaft geringen preise, wird dem kleinen buch wol weit über die dauer des passionsspieles hinaus ein bleibendes interesse wahren. und so sei es als eines der gelungensten bändchen der trefflichen 'Bayerischen bibliothek' auch den lesern dieser zeitschrift aufs wärmste empfohlen. ANTON E. SCHÖNBACH.

Miltons Verlornes paradies in der deutschen litteratur des 18 jhs. von GUSTAV JENNY. Leipziger diss. St. Gallen, Zollikofer 1890 (Leipzig, GFock). 8⁰. 97 ss. 1,60 m.** — in gänzlich unzulänglicher weise bearbeitet diese diss. ein thema, das selbst bei geistvollerer behandlung der wissenschaft kaum noch neue resultate hätte zuführen können. mehr als die hälfte der arbeit besteht aus einer zusammenstellung der landläufigsten briefstellen und citate, andere grofse partien stehn in gar keinem zusammenhang mit dem gegenstand der untersuchung. die verschiedenen übersetzungen

* [vgl. Lit. centralbl. 1890 nr 33.]
** [vgl. Zs. f. vgl. lit.-gesch. 1891 s. 120 (MKoch).]

des Verlornen paradieses zu characterisieren, ist auch nicht der leiseste versuch gemacht, geschweige denn, dass der verstecktere einfluss Miltons auf einzelne dichter dargestellt würde. für Bodmers 'Noah' verweist J. einfach auf Mörikofers excerpt; und selbst über den 'Messias' weifs er nichts ausreichendes zu sagen. von der disposition dieses gedichts und der des englischen vorbilds mit ihrer auffälligen zweiteilung, von den mitteln der darstellung vergangener und künftiger ereignisse, vom stil, von den übergängen, dem anrufen der muse, der antiken und christlichen mythologie, der auseinandersetzung mit den theologen, dem hervortreten der persönlichkeit des dichters erfahren wir nichts. einzig die teufel werden ins auge gefasst, aber wider nur oberflächlich. Adramelech tritt auch im Verlornen paradies auf; den character allerdings verlieh ihm erst Klopstock in anlehnung an Miltons Beelzebub. Miltons Ariel heifst nicht einfach im Messias Abbadona, sondern es ist eine spaltung eingetreten in den seraph Abdiel und Abdiel Abbadona. wo aber bleibt Satan? wo der köstliche humor der teufel bei Milton und so vieles andere? — J. hat seiner untersuchung bei Klopstock die gränze gesetzt, nichts desto weniger hätte ein schneller überblick über die spätere litteratur sich noch anschliefsen dürfen. allerdings liegen hier die einwürkungen Miltons nicht so offen zu tage wie in den 30er und 40er jahren des 18 jhs. nur eines: widerholt kommt J. auf oratorientexte zu sprechen. da hätte er doch vor allen dingen erwähnen sollen, dass der text der Schöpfung von Haydn aus den mittelpartien des Verlornen paradieses stammt. — drei anhänge bilden den schluss der diss.: der erste bringt ein excerpt aus der 1797 erschienenen schrift eines gewissen Benkowitz über Klopstocks Messias; der zweite teilt proben von den verschiedenen Milton-übersetzungen mit, aus denen sich der leser die characteristik ableiten muss, die der verf. schuldig bleibt; der dritte enthält zwei briefe Bodmers an Gotter, die mit Milton nichts zu tun haben. sie handeln von Bodmerschen dramen (ich vermute von den schauspielen aus der geschichte der Schweiz), den beiden homerischen erzählungen (1776) und der Eneis. ALBERT KÖSTER.

Über die bildende nachahmung des schönen. von KARL PHILIPP MORITZ. 1888 (Deutsche litteraturdenkmale des 18 und 19 jhs. in neudrucken herausgegeben von BSEUFFERT nr 31). Heilbronn, gebr. Henninger. XLV und 45 ss. 8°. 0,90 m.* — lebhaften dankes wert ist die erfüllung eines langgehegten wunsches aller, die sich mit der deutschen ästhetik zu ende des vorigen jhs. beschäftigen, der neudruck der kleinen anregungsreichen schrift von KPhMoritz über die bildende nachahmung des schönen. war man doch bisher bei der aufserordentlichen seltenheit des allem

* [vgl. Zs. f. österr. gymn. 1891 s. 429 (JMinor). — Litbl. f. germ. und rom. phil. 1890 nr 12 (JVolkelt). — Revue crit. 1891 nr 5 (A. Ch.). — Archiv f. d. stud. d. neuern spr. 1891 s. 320 (FSpeyer).]

anschein nach früh zur maculatur gemachten heftchens auf die wenigen seiten angewiesen, die Goethe im Zweiten römischen aufenthalt (Hempel 24, 489—496) weiteren kreisen zugänglich gemacht hatte. der herausgeber Sigmund Auerbach hat sein verdienst noch vergröfsert, indem er aufser dem an Mendelssohn gerichteten und in der Berliner monatsschrift von 1785 abgedruckten briefe von M. ('Versuch einer vereinigung aller schönen künste und wissenschaften unter dem begriff des in sich selbst vollendeten') noch die posthume, an entlegenem orte mitgeteilte skizze 'Bestimmung des zweckes einer theorie der schönen künste' zum abdruck gebracht hat. freilich wäre zu einer erschöpfenden erörterung der ästhetisch-theoretischen tätigkeit M.s noch ein wort über seine 'Vorbegriffe zu einer theorie der ornamente' (Berlin 1793), ferner über den aufsatz 'Ein blick auf die verschiedenen zweige der kunst' (Deutsche monatsschrift 1793 st. 7, s. 177 ff) erwünscht gewesen. auch wüste ich gerne, welche bewantnis es mit den von Jördens 6, 866 erwähnten 'Grundlinien zu einer vollständigen theorie der schönen künste' hat, die er für seine zuhörer geschrieben haben soll, als er die öffentlichen vorlesungen über jenes thema eröffnete. sind sie identisch mit der oben erwähnten posthumen skizze?

Die einleitung führt mit richtigem tacte Goethes einfluss auf die entstehung der abhandlung, den der greise dichter aus undeutlicher erinnerung wol etwas zu grofs angenommen, auf das bescheidenere mafs einer allgemeinen seelischen läuterung zurück und wahrt M. die priorität seiner gedanken. in dem von dem hsg. angezogenen aufsatze über eine stelle im Werther (1792) kann ich indes nur eine anwendung der gedanken unserer abhandlung erblicken; zur reconstruction von Goethes einfluss finde ich ihn wenig geeignet. sehr fein betont der hsg. eigene erlebnisse des zu selbständigem künstlerischen würken nicht geschaffenen M., die ihn zu seinem hochgeschraubten begriff vom schönen mögen geführt haben.

Leider hat der hsg. den besten weg nicht betreten, um die bedeutung der von ihm edierten abhandlung in klares licht zu stellen. dem kahlen abdruck der bekannten briefstellen von Goethe, Herder, Schiller usw., sowie dem referat über die herzlich unbedeutenden recensionen, die bei Jördens bequem zu finden sind, hätte ich eine kurze darlegung der würkung der abhandlung weit vorgezogen. Schillers 'Briefe über ästhetische erziehung des menschen' waren nicht nur beiläufig zu nennen; Kants name erscheint gar nicht, und doch erinnert sein begriff des schönen als zweckmäfsigkeit ohne zweck sehr an M.s schönes, das in dem maximum von beziehungen seiner einzelnen teile zu ihrem eigenen zusammenhange, d. i. zu sich selber, besteht, im gegensatz zu dem nützlichen, dessen wert in dem maximum von beziehungen zu dem zusammenhang, in dem es sich befindet, liegt (Neudr. 13, 4 ff). auch die auffassung des geschmacks als eines der denkkraft entgegengesetzten organes zur empfindung des schönen

(Neudr. 20, 12) ist kantisch. ja die von Kant in dem jugendaufsatze 'Beobachtungen über das gefühl des schönen und erhabenen' im dritten abschnitte ('Von dem unterschiede des erhabenen und schönen in dem gegenverhältnisse beider geschlechter') angedeutete, von seinem schüler WvHumboldt in zwei Horenaufsätzen breit erörterte parallelisierung des männlichen und weiblichen mit bildungskraft und empfindungsfähigkeit finde ich auch bei M. (Neudr. 24, 3), ein zusammentreffen, das um so interessanter ist, als es uns durch Humboldt zur romantik, speciell zu FSchlegel weiterleitet. die übereinstimmungen mit Kant gewinnen noch an bedeutung, wenn man die polemik Haydenreichs gegen M.s aufstellungen daneben in betracht zieht, die er in seiner Kantianischen ästhetik vor Kant niedergelegt hat. — die schrift von MDessoir 'KPhMoritz als ästhetiker' (Berlin 1889) hat der herausgeber noch nicht benützen können.

Alt-Aufsee, 20. 8. 90. OSKAR F. WALZEL.

Sinn und sinnverwantschaft deutscher wörter nach ihrer abstammung aus den einfachsten anschauungen entwickelt von dr ED. MÜLLER. Leipzig, Herm. Österwitz nachf. VIII und 322 ss. 4 m. — ein mathematiker, dem die deutschen wörterbücher nicht genug wert auf logische begriffsbestimmungen der einzelnen worte legen, will diesem mangel abhilfe schaffen, indem er zu nutz und frommen von lehrern und schülern möglichst viele deutsche worte, der etymologie und dem sinne nach geordnet, scharf definiert. das ist von vornherein ein unglückliches unternehmen. unsere sprache ist etwas lebendiges, das sich jeden augenblick verändert; jedes ihrer worte hat in einer langen lebensgeschichte so viel schicksale durchgemacht, die ihre spuren hinterlassen haben, so viel verschiedenartige nüancen der bedeutung angenommen, dass eine logische definition ein unding ist. reichtum und schönheit der sprache liegt in ihrer wechselreichen freiheit, und das ist ein erbärmlicher lehrer, der sie in die fesseln strenger logischer einschränkungen schlagen will, wie sie für mathematische begriffe passen mögen, aber für nichts lebendiges. immerhin kann es für schulzwecke practisch sein, im einen oder andern falle zwei worte nicht nur an der hand von beispielen — gewis die weitaus beste methode —, sondern auch durch begriffliche erklärungen zu sondern. der verf. aber tut das in einer so abstracten, ungeschickt tiftelnden weise, dass seine erklärungen schwerlich viel nutzen stiften werden, selbst da wo sie richtig sind. noch schlimmer, er zeigt eine so crasse unwissenheit in sprachlichen dingen, dass es geradezu unbegreiflich ist, wie ein wissenschaftlich gebildeter mann — er ist doctor und realschuldirector — heutzutage solche ungeheuerlichkeiten drucken lassen kann. *lugen* zb. soll von *loch* herkommen, bedeuten: 'durch eine lücke sehen'; 'um ein mädchen *freien*' soll heifsen: es von der vormundschaft des vaters frei machen. *selig* ist, wem

ein *sal* eigen, wer also reich ist; *trübselig:* reich an betrübnis. der *truchsefs* setzt dem lehnsherrn den *trog* hin; die *diele* kommt von *teil* her und ist teil eines baumstamms; *innung* soll = *einung* sein, *meinung* zu *mein* gehören, das präfix *er-* mit *eher* und *aus* verwant sein, und was der schnitzer mehr ist. dem hrn mathematicus, der all das verbrochen, kann ich nur raten: schuster, bleib bei deinem leisten!; die lehrer und schüler aber, denen er seine sprachliche belehrung zudenkt, seien dringend davor gewarnt. R.

Zu Zs. 35, 257.

Der Dialogus de divite et Lazaro wurde bereits 1886 *nach zwei Pariser mss.* (nouv. acquis. 1544 *saec.* xv *und* latin 11867 *saec.* xiii *ex.*) *in den Notices et extraits* 32, 1, 299 *ff von Hauréau, der zugleich auf die hss. in Brügge und London hinwies, bekannt gemacht. sein text weicht an folgenden stellen ab:* 4 quid] quod. 8 Et struit insidias lacrymis. 11 cum] cur. 12 miseris. 14 gaudium] ostium. 18 descendes] pervenis (*E* peruenit). 20 Heu quam plus miser. 26 rex est. 36 Si non purgatus. 39 amores. 40 honores. 43 Cum (*E*) res solet crescere magis (*E*). 44 Accensus. 50 quis sit satietur (*dies verb B*). 53 Canes quando veniunt. 54 vel] nec. 57 turpis] vilis (*E*). 60 ad proxima claustra provectus (*vgl. E*). 64 decor aut] decora. in qua] per quam. 65 stenua (*druckfehler?*). 66 es *fehlt.* 73—76 *nach* 84 (*E*). 76 Sed] Sic. 83 Divicie] Deliciæ. mundi sunt. 84 Promunt. quem] quæ. 86 inhias et est (*vgl. B*). 87 delicias. 91 Culpa (*E*). 99 digito miseramine. 100 Cur petis huc ire cum possis digne perire (*vgl. E*). 101 michi] tibi. michi nec licet. 102 hoc. 104 Heu. 106 tamquam] sicut.

Aus diesen varianten erwächst vielen lesarten von E erwünschte bestätigung; nur 86 *wird B geschützt und dadurch noch zweifelhafter, ob dem verderbten passus* 85—89 *durch den auswurf von* 87 *zu helfen ist. das echte substantiv bewahrten die Pariser hss. jedesfalls z.* 8, *da dieser vers, wie Hauréau bemerkte, eine nachahmung von Cato* iii 21 nam lacrimis struit insidias, cum femina plorat *darstellt. auch* 32 *wurde aus Cato* i 21 *entlehnt;* 56 *begegnet gleichlautend in der* Causa viri ementulati et ejus uxoris petentis divortium, *welche Hauréau s.* 289 *leider nicht hat abdrucken lassen.* St.

[Steinmeyers sehr dankenswertem hinweis auf Hauréaus publication lasse ich noch den ausdruck meines bedauerns folgen über die art, in der Hauréau seine beiden Pariser hss., die doch gewis nicht buchstäblich übereinstimmen, verwertet hat. er sagt: 'nous en établissons le texte sur nos deux manuscrits', gibt aber g a r k e i n e lesarten an; es ist also völlig unmöglich, auf grund seines textes eine gruppierung der 4 hss. des dialogs zu versuchen, wie sie allein zu einer begründeten entscheidung zb. über die schwierige stelle 85 — 89 *führen könnte. und sind wir denn unter diesen umständen auch nur sicher, dass er sich aller eigenen besserungen streng enthielt? R.]*

Für das jahr 1894 stellt die philosophische facultät der universität Göttingen folgende

Beneke'sche Preisaufgabe:

Der bedeutenden rolle, die die sprache der kaiserlichen kanzlei in der entstehungsgeschichte der neuhochdeutschen schriftsprache gespielt hat, entspricht es nicht, dass uns eine zusammenhängende und umfassende philologische untersuchung jener sprache bisher noch völlig fehlt. wir wünschen eine geschichte der kaiserlichen kanzleisprache von ihren anfängen bis auf Maximilian, die in angemessenen, zeitlich begrenzten abschnitten das constante und das schwankende in den laut- und flexionsverhältnissen, sowie möglichst auch in wortbildung und wortwahl zur anschauung bringt und mundartlich erläutert; eine beschränkung auf das lautliche würde nicht genügen; benutzung ungedruckten materials wird nicht verlangt. äufsere verhältnisse, wie der wechselnde sitz der kanzlei, heimat und litterarische beziehungen der kaiser und kanzleivorstände, die herkunft der schreiber, der einfluss wichtiger reichstage, die etwaige rücksicht auf die mundart der adressaten und ähnliches sind eingehend zu berücksichtigen und darzulegen. auch das verhältnis der kaiserlichen kanzleisprache zu den anfängen einer oberdeutschen *Κοινή* im 14 und 15 jh. darf nicht aufser acht bleiben: namentlich wird zu untersuchen sein, ob die sprache der Nürnberger kanzlei auf die der kaiserlichen eingewürkt habe oder umgekehrt.

Erwünscht, wenn auch nicht unerlässlich, ist es endlich, dass an der sprache der urkunden und der ältesten drucke einiger aufserbairischen litterarischen centren Süddeutschlands die bedeutung der kaiserlichen kanzlei für die milderung der mundartlichen gegensätze im 15 jh. geprüft werde: neben Nürnberg käme etwa Augsburg, für das vorarbeiten vorliegen, und Strafsburg in betracht.

Bewerbungsschriften sind in deutscher sprache abzufassen und bis zum 31 august 1893 mit einem spruche auf dem titelblatte einzusenden zusammen mit einem versiegelten briefe, welcher auf der aufsenseite den spruch der abhandlung, innen namen, stand und wohnort des verfassers anzeigt. in anderer weise darf der name des verf.s nicht angegeben sein.

Auf dem titelblatte der arbeit muss ferner die adresse bezeichnet sein, an welche die arbeit zurückzusenden ist, falls sie nicht preiswürdig befunden wird.

Der erste preis beträgt 1700 mk., der zweite 680 mk.

Die zuerkennung der preise erfolgt am 11 märz 1894, dem geburtstage des stifters, in öffentlicher sitzung der philosophischen facultät zu Göttingen.

Die gekrönten arbeiten bleiben unbeschränktes eigentum der verfasser.

Am 25 mai d. j. starb zu Bonn der fleifsige beobachter und glückliche darsteller neuhochdeutschen sprachgebrauchs, prof. dr KGAndresen, 78 jahre alt; am 15 juni starb ebenda der langjährige herausgeber der Alemannia, der gute kenner schwäbischer sitte und rede, prof. dr ABirlinger, im 58 lebensjahre. — der ordentliche prof. dr MvLexer in Würzburg geht in gleicher eigenschaft an die univ. München. — der aufserordentliche prof. dr ASauer in Prag wurde zum ordinarius befördert. — es habilitierten sich für deutsche philologie in Berlin dr MHerrmann, in Jena dr ALeitzmann, in Halle dr JMeier, für vergleichende sprachwissenschaft in Heidelberg dr LSütterlin, in Berlin dr PKretschmer. der privatdocent der deutschen sprache dr JWNagl hat sich von Graz nach Wien, der privatdocent der englischen philologie dr KLuick von Wien nach Graz umhabilitiert.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XVII, 4 OCTOBER 1891

Undersökningar i Germanisk mythologi af Viktor Rydberg. andra delen. Stockholm, Albert Bonniers förlag. o. J. 628 ss. 8°. — 12 m.*

Mit diesem zweiten bande schliefst Rydberg sein umfassendes werk ab, dessen erster band im Anz. xiv 55 besprochen worden ist. die an diesem wahrgenommenen vorzüge und fehler kehren hier wider, und zwar, wie ich fürchte, die fehler in verstärktem mafse. scharfsinn und gedankenreichtum streite ich auch dem neuen bande nicht ab, aber in den weiten räumen der vergleichenden mythologie, die R. nun betritt, kann sich seine gefährliche lust am combinieren noch freier ergehn, als in der engeren heimat des nordischen mythus. im 1 cap. behandelt er die germanischen mythen altarischer herkunft, im 2 cap. diejenigen späterer zeit, das 3 cap. liefert einzelbeiträge namentlich zum Baldrmythus, gibt einen überblick über die epische anordnung der germanischen mythen, äufsert sich über mythologische methodik und druckt R.s früheren aufsatz über die Sibyllen und die Völuspa wenig verändert wider ab.

Der schwerpunct des bandes liegt im 1 capitel und in der mythologischen methodik. die in dieser vorgetragene theorie enthält manche gesunde anschauungen, wird aber leider in der praxis des 1 capitels viel zu wenig befolgt. auch verlangt R. darin eine sonderung der mythologischen wissenschaft in zwei wissenschaften, in eine namentlich auf dem Folklore begründete mythogonie, welche die gesetze der praehistorischen phantasiegebilde aufzusuchen hätte, und in eine mythologie im engeren sinne, welche die götter und heroen nicht mehr als personificationen von naturmächten, sondern als poetisch verklärte persönliche mächte von individuellem schicksal characterisieren müste. gewis können beide gebiete mit erfolg von verschiedenen forschern gesondert beackert werden, gewis hat andererseits schon oft das willkürliche hin- und herfahren zwischen dem einen und dem andern eine einträgliche bestellung verhindert. dennoch ist R.s vorschlag im princip durchaus unannehmbar. denn die späteren, wenn auch an sich noch so deutlichen litterarischen mythenfiguren sind doch erst ganz verständlich, wenn man ihre früheren verkörperungen kennt, und keiner wissenschaft soll man wehren, möglichst tief zu ihrer wurzel hinabzusteigen. freilich geraten die forscher bei diesem

* [vgl. Nord. tidskr. f. vetenskap 1891, s. 68ff (ABååth).]



streben unweigerlich unter die mythologen, die sich aus den himmels- und welterscheinungen die lösung so manchen mythischen rätsels holen, und diese bilden nach R. eine sehr minderwertige forscherclasse, weil sie sich nie um kritische sichtung des materials kümmern und nie begriffen haben, dass der litterarisch überlieferte mythus bereits ein rein episches erzeugnis sei, in dem die Indogermanen schon in der praehistorischen zeit das denkbar grofsartigste thema, nämlich das schicksal der welt von ihrem chaotischen anfang bis zu ihrem ende und ihrer erneuerung, im schönsten zusammenhange dargestellt hätten. sind die beiden ersten vorwürfe stark übertrieben, so ist der dritte m. e. völlig sinnlos; denn eine solche indogermanische kosmologie hat nie bestanden. alle drei setzen aber umsomehr in erstaunen, als R. seine kenntnis und auffassung des Avesta und der andern iranischen urkunden, die er als hauptstützen seines vergleichungssystems verwendet, sowie viele vergleichungen, zb. die freilich beide unhaltbaren des Yimawinters mit dem nordischen Fimbulwinter und die Agnis mit Heimdall niemand anders als dem vortrefflichen James Darmesteter verdankt, dh. einem der entschiedensten witterungsmythologen.

Im 1 cap. sucht R. vermittelst der vergleichenden mythologie den einklang der wichtigsten kosmologischen mythen der indogermanischen oder vielmehr der arischen völker und der Nordgermanen darzutun. die auswahl gerade dieser vorstellungsgruppe ist sein erster schwerer fehler. weltschöpfungs- und weltuntergangstheorien fallen streng genommen gar nicht mehr in den bereich der mythologie, sondern in den der philosophie; sie sind nicht mehr reine producte der einbildungskraft, sondern wesentlich solche der reflexion; allerdings einer oft an mythen anknüpfenden und religiös gestimmten reflexion. daher kommen sie auch erst auf den höchsten culturstufen zum vorschein, und wenn wir ihre spuren und ansätze auch bei einem volke mittlerer oder gar niederer cultur antreffen, so können wir sicher sein, dass sie der geistig reiferen fremde entlehnt worden sind. R. hat also die mythenvergleichung beim unrechten ende angefasst. statt die offenbar älteren einzelgebilde, wie die seelen, die niederen und die höheren dämonen und darnach etwa noch die götter und die heroen der Indogermanen auf ihre verwantschaft hin zu confrontieren, glaubt er in den verhältnismäfsig späten und gelehrten kosmologischen systemen arischer und germanischer litteraturdenkmäler die blaue blume einer urzeitlichen kosmologie gefunden zu haben, mit der man auch die verborgensten schätze des indogermanischen volksglaubens erschliefsen könne. aber, wie schon bemerkt, eine solche blume hat nie geblüht! — ein zweiter fehler liegt in dem ausschluss nicht so sehr der allerdings dürftig bezeugten mythologie der Slavo-Letten, Kelten und Italer, als der reichen griechischen mythologie. diese scheint nämlich R. zu

stark mit nichtarischen elementen gemischt. um aber möglichst sicher zu gehn, will er sich nur auf echt arisches verlassen, dh. auf den Rigveda, die iranischen religionsbücher und die poetische Edda. diese vorsicht war höchst unvorsichtig. indem er den reineren und volleren lauten der hellenischen mythendichtung sein ohr verschloss, schenkte er es um so williger den iranischen urkunden, die mehr religiöse glaubenslehren als mythologische darstellungen enthalten und deswegen nicht nur jünger, sondern auch fremden einflüssen viel stärker ausgesetzt gewesen sind als jene. er hat dabei die mahnung eines so nüchternen und gründlichen Iranisten wie Spiegel (Eranische altertumskunde II 169) zu seinem grofsen schaden vollkommen überhört. 'wir haben in den arischen und eranischen gebilden zusammengenommen blofs einen leib ohne seele. da ist keines unter allen diesen wesen, das nicht erst durch die stellung, die es innerhalb des systems einnimmt, seine bedeutung und die fähigkeit sich zu bewegen erhielte. die treibenden kräfte des systems liegen ganz aufserhalb dieser beiden classen von wesen, wir finden sie in den aufserweltlichen gottheiten, welche die ganze iranische weltanschauung bedingen, dann in Ahura Mazda und seiner stellung als alleiniger schöpfer, endlich in den vorstellungen von der schöpfung und dem ende der körperwelt. bei allen diesen vorstellungen haben wir semitische vorbilder gefunden.' schon im jahre 1873 ist es Spiegel nicht zweifelhaft, dass die Babylonier eine ähnliche Genesis hatten, wie die Hebräer und nach ihrem vorbild die Iranier, und nach den wichtigen funden und untersuchungen von Smith, Delitzsch, Hommel, Pinches, Jensen ua. kann es jetzt noch viel weniger bezweifelt werden, dass schon die avestische, noch mehr aber die sassanidische litteratur einen glauben lehrt, der durch semitische, babylonisch-assyrische wie hebräische, und späterhin auch durch griechische und christliche ideen aus einem indogermanischen in einen durchweg andersartigen verwandelt und von jahrhundert zu jahrhundert immer mehr seinem ursprünglichen gehalte entfremdet worden ist. unglücklicher weise sind es vornehmlich diese grofsen fremden ideen, die R. für urarisch hält und die er häufig gerade mit solchen ideen der nordischen litteratur vergleichen zu dürfen meint, die unglücklicher weise (wie zb. die einiger Odinsgedichte der Liederedda) ein noch viel entschiedneres und moderneres fremdes und gelehrtes gepräge tragen, als jene semitischen eindringlinge des iranischen glaubens, nämlich das christliche der mittelalterlichen theologie. — es tritt hier also ein dritter fehler hervor, den R. seinerseits jenen witterungsmythologen vorwirft, der mangel einer eindringlichen quellenkritik, wenn auch sein wolbegründetes misstrauen den angaben der Prosaedda gegenüber anerkannt werden muss. endlich glaube ich als vierten fehler die misachtung bezeichnen zu müssen, die er den volkstümlichen quellen entgegen-

bringt. diese ist zwar nicht radical, aber sie geht doch soweit, dass R. das gewicht des unterschiedes volkstümlichen, heimischen, würklich mythologischen wesens von individueller, oft fremdartiger, religiöser oder künstlerischer production nicht immer zu würdigen weifs, gleich so vielen eddakritikern. unter solchen umständen war es kaum anders möglich, als dass selbst ein so feinfühliger und begabter forscher, wie R., auch da, wo er möglichst vorsichtig vorzugehn glaubte, zu zahlreichen fehlschlüssen gelangte. ja, man muss leider bekennen, dass der bau seines ersten capitels unter dem druck der erwähnten fehler fast völlig in sich zusammenbricht und auf dessen trümmern nur einige wenige eigentlich mythische gebilde, wie zb. der weltbaum, als indogermanische schöpfungen stehn bleiben.

Da dem character dieses Anzeigers eine ins einzelne gehnde kritik dieses capitels vergleichender mythologie kaum entspricht und widerholungen wenig frommen, darf ich wol auf meine kürzlich erschienenen bücher: Völuspa 1889 und Die eddische kosmogonie 1891 verweisen, welche darzulegen sich bemühen, dass weder die Indogermanen eine eigene kosmogonie, noch auch die Germanen eine eigene eschatologie aus sich heraus entwickelt haben. hier genüge nur, um wenigstens éin beispiel hervorzuheben, der kurze hinweis auf éin glied dieser kette kosmologischer gedanken, den schon oben erwähnten Yimawinter persischen glaubens, den R. (I 287. II 138) nach Darmesteters vorgang (Ormazd et Ahriman 1877 s. 298. Sacred books of the East 1880. 4, LXXV) mit dem eddischen Fimbulwinter vergleicht. man kann durch die lange reihe der iranischen religionsschriften hin genau verfolgen, wie der mit dem indischen Yama urverwante iranische paradieseskönig Yima unter dem einfluss verschiedener biblischer geschichten sich schritt vor schritt von seinem indischen bruder entfernt, um schliefslich der hüter eines ortes zu werden, in dem während dreier, dem weltuntergang voraufgehnder jahre menschen zuflucht und nahrung finden. aus denselben biblischen oder ähnlichen christlichen vorstellungen wird der altgermanische wald- und quellgeist Mimir zum hüter eines ortes umgestaltet, in dem während der drei dem weltuntergang vorausgehnden jahre menschen zuflucht und nahrung finden; vgl. Vsp. 41 mit Vafþr. 44. 45 und Sn. Edda I 186. 202. dieser merkwürdige zeitraum findet aber nur in der biblisch-christlichen idee von der drei- oder dreieinhalbjährigen, dem jüngsten gericht vorangehnden herschaft des Antichrist seine volle erklärung, während deren furchtbaren wettererscheinungen auch ein teil der menschen zu dem nahrungspendenden Elias geflüchtet wird. sie ist von Palästina einerseits ostwärts nach Persien, anderseits westwärts ins abendland gedrungen und hier wie dort mit vielen anderen eschatologischen ideen in heimischere formen gekleidet, älteren heimischen gestalten unterstellt worden. der grund ihrer ähnlichkeit ist also nicht in einem

indogermanischen vorstellungskreise, sondern in der gemeinsamen herkunft aus einem in sich begründeten semitischen ideenzusammenhange zu suchen.

Die andern capitel des buches, die manche lehrreiche einzelheit enthalten, können wir kürzer besprechen. den widerabdruck der grofsen abhandlung über die Sibyllen und die Völuspa halte ich für überflüssig, da die neuere Völuspaforschung sich bereits ganz anderen gesichtspuncten zugewendet hat. auch die schwierige Baldrfrage soll hier nicht von neuem aufgerührt, sondern nur kurz die ansicht R.s mitgeteilt werden, nach der die arische herkunft des Baldrmythus als eines Açvinen-, Dioskuren- und Alcimythus, wie sein von Tacitus bezeugter fortbestand nicht bezweifelt werden könne. R. schliefst sich also darin, ohne ihn zu nennen, Müllenhoff (Zs. 12, 346) an, doch sieht er nicht in Vali, sondern in Hǫdr den zweiten bruder des zwillingspaares. welche künsteleien aber dabei unterlaufen, davon nur éin beispiel! Hǫdr soll in der Gylfaginning blind dargestellt worden sein, nur deswegen, weil das von Ulfr Uggason in der Husdrapa besungene kunstwerk von Hjardarholt ihn wahrscheinlich mit geschlossenen augen abbildete, um seine blinde abhängigkeit von Gullveig (Hyrrokin!) und Loke auszudrücken. daher erkläre sich die im übrigen bei einem kriegerischen drachentöter und bogenschützen unbegreifliche blindheit. für solche vermutungen entschädigen dann aber auch wider andere, wie zb. die deutung des feralis exercitus der Harier in Tacitus Germ. c. 43 auf Odins Einherier. der 2 band gipfelt in einem s. 375 ff entworfenen überblick der epischen germanischen mythenordnung, die R. in den 'Fädernas gudasaga' (Stockholm 1887) ausführlicher für die jugend erzählt hat. er umfasst in 154 scenen das ganze kosmologische epos vom chaos bis zur welterneuerung, alle wichtigsten götter-, heroen- und menschengeschicke vom äufsersten anfang bis zum äufsersten ende. die mythologische combinationskunst feiert darin einen ihrer grofsartigsten, aber auch vom wissenschaftlichen standpunct aus betrachtet flüchtigsten triumphe. die dichterische schöpferkraft hat R.s wissenschaftlichen sinn zu boden geworfen!

Freiburg i/B., 28 juli 1891. ELARD HUGO MEYER.

Welche handelsartikel bezogen die Araber des mittelalters aus den nordisch-baltischen ländern? von dr GEORG JACOB. 2 gänzlich umgearbeitete und vielfach vermehrte auflage. Berlin, Mayer & Müller, 1891. 83 ss. 8°. — 2,50 m.

Wenn die redaction dieser Zs. eine besprechung der vorliegenden schrift durch den referenten, natürlich ohne rücksicht auf das arabische, nur in bezug auf ihre wissenschaftliche ausbeute für die altertumskunde, wünschte, so wird sie dabei sicher voraus-



gesetzt haben, dass mir ein eingehn oder nur eine antwort auf die von Jacob beliebte weise, auf s. 3f und s. 73—76 seiner erbitterung über meine der ersten ausgabe gewidmeten sechs(!) zeilen[1] luft zu schaffen, durchaus überflüssig erscheinen werde. übrigens hat eine mir unbekannte stimme in den 'Grenzboten' 50 nr 25 s. 582f über J. schon gericht gehalten. das buch ist jetzt vielfach ein anderes geworden. die darstellung geht aus von den tausenden von Sâmâniden-Dirhems, die durch Russland, über die baltischen küsten hin auf Gotland und in Schweden sich gefunden haben, fast immer mit hacksilber vergesellschaftet. diese weisen teilweise wenigstens auf einen lebhaften verkehr mit den 'nordostmarken des Khalifats' hin, obwol das edelmetall erst nach vielfachem tausch und nicht durch Araber oder Chowaresmier (Khiwaner) direct an die Ostsee kam. ein anderer vielleicht sehr grofser teil wird als beute der normannischen (schwedischen) Waräger nach dem norden gelangt sein, deren plündernde züge über Nowgorod Kama und Wolga abwärts bis nach Astrachan im Grofsbulgarenreiche uns ja bekannt sind. zu ihnen können wir dann auch die züge der Rus, dh. der in Kiew festen fufs fassenden Normannen, rechnen. von einem directen handel mit den baltischen ländern kann danach allerdings kaum die rede sein, und wenn (s. 4) Maqdesis verzeichnis der handelsgegenstände, welche von Grofsbulgarien aus über Chowaresmien ins Khalifat giengen, dem Araberverkehr zu grunde gelegt wird, so ist diese liste interessant und wichtig genug, führt aber, abgesehen vom bernstein und vielleicht einigen der fischzähne (walross und narwal?), auch nicht zur Ostsee, sondern mehr ins Russen- und Polengebiet und nach dem rauhwerklande Biarmien (Perm), dem mittleren der 3 östlichen Finnenreiche zwischen Kaspisee und Eismeer: Grofsbulgarien, Biarmien, Ugrien. das fossile elfenbein (s. 18. 19) gehört überhaupt nicht in dieses gebiet; ebensowenig die tiere des Khazarenlandes an der Maeotis und dem Kaspisee (s. 19).

Das wichtigste sind die sklaven, welche geradezu 'slawische sklaven' genannt werden; die zusammenstellung der vielen arabischen nachrichten über sie, von der älteren Karolingerzeit bis über die salischen kaiser hinaus, ist von grofsem interesse. der mittelpunct dieses handels war das maurische Spanien, wohin die lebende männliche waare von westen und osten gebracht wurde, um sie kastrieren zu lassen; dann lief der eunuchenhandel von dort durch den ganzen orient. zwei herkunftswege der weifsen sklaven, der östliche und der westliche, werden unterschieden. zu dem ersten gehört der der Waräger-Russen, also Normannen, die zu schiff (also auf den russischen strömen) im anfange des 10 jhs. sklavenraub trieben und die beute nach

[1] Jahresb. d. gesch. wiss. x (1887) s. 130 anm. 37. daselbst im reg. sind die übrigen besprechungen der 1 ausg.: 'Der nordisch-baltische handel der Araber im mittelalter' (Leipzig, Böhme, v 152 ss.) verzeichnet.

Astrachan zum verkauf brachten; allerdings wird auch von russischen kaufleuten erzählt, welche die geraubten schönen mädchen direct in den orient bis Bagdad auf den markt brachten, wo ihnen die dortigen slawischen eunuchen als dolmetscher dienten. über die brutal-sinnlichen vorkommnisse dieses handels vgl. s. 8 und 9. ebenso nach dem osten, nicht ins baltische gebiet gehört der sklavenraub und -handel der Magyaren, welche die gefangenen zur selben zeit zu schiff den küsten entlang (Donau, Pontus?) nach dem hafen Karkh des landes Rum (byzant. reich) am schwarzen meere brachten, wo die Griechen sie gegen schweres seidenzeug (*dibâg*), wolldecken usw. eintauschten. *Karkh* scheint Karkinitis, Carcine am *καρκινίτης κόλπος* der Krim zu sein. was von den männlichen jungen sklaven auf diesen wegen direct nach dem orient gieng, wurde n i c h t verstümmelt; was verschnitten werden sollte, wurde erst nach S p a n i e n gebracht. dorthin kamen auch 'über das westliche meer', unfraglich vorzugsweise das westbecken des mittelmeers, s l a w i s c h e, römische (griechische?), f r ä n k i s c h e und l a n g o b a r d i s c h e sklaven, römische und spanische mädchen, biberfelle, storax und mastix, die beide nicht aus dem norden kommen konnten, pelzwerk und zobel. solch ein aus Spanien weiter geführtes mädchen oder ein weifser sklav (eunuch?) ohne besondere fertigkeiten kostete in Ägypten 1000 goldstücke (bisanten?) und mehr. der haupthandel lag in der hand der jüdischen wanderkaufleute, der 'Rhâdâmiten', die zwischen abendland und morgenland hin- und herfuhren und arabisch, persisch, griechisch, fränkisch, spanisch und s l a v i s c h sprachen. im 10 jh. werden (nach Ibn Hauqal) in Spanien kriegsgefangene Franken, Galizier und Slaven, nach andern Galizier, Franken, Langobarden und Calabrier eingeführt. die Mauren haben steten heiligen krieg mit den Galiziern, um sklaven zu gewinnen, ebenso an ihrer ostmark mit den mächtigen Franken, die ihrerseits aus dem ihnen benachbarten lande der Slaven gefangene zuführen. den Arabern galten aber gelegentlich auch die Deutschen für Slaven [1]. die Mauren liefsen diese gefangenen dann durch die jüdischen kaufleute in der nähe dieses landes (s. 10), nach Maqdesî in einer jüdischen stadt 'hinter Beggâre (Pêchina)' kastrieren (s. 11). für die juden als sklavenhändler in Böhmen wird auch die Vita Adalberti citiert und ebenso Liudprands Antapodos. lib. VI 6 (MG. SS. III und: in us. scholar. ed. Pertz, Hannov. 1840), welcher 949 [2] als eigenes geschenk für den byzantinischen kaiser Konstantin VI Porphyrogenitus aus Italien 4 'karzimasische' eunuchen bringen wollte, sie ihm aber als geschenk des königs Berengar

[1] nach Jacob Ein arabischer berichterstatter aus dem 10 oder 11 jh. (Berlin 1890) s. 17 bezeichnet Qazwini Soest und Paderborn als 'im lande der Slaven' gelegen.

[2] J. sagt, er sei 968 in Byzanz gewesen. das war zum zweiten male, für Otto I.

überlieferte. diese nahm der kaiser mit ganz besonderer freude an; sie waren also am christlichen hofe in Byzanz gesucht und in Italien käufliche waare. einen *Carzimasius* nennen aber die Griechen *'amputatis virilibus et virga puerum eunuchum; quod Verdunenses mercatores ob immensum lucrum facere et in Hispaniam ducere solent'*[1]. der Carzimasius ist demnach ein 'vir ementulatus', wie wir ihn als freiwillig verstümmelten schon in Lucians Heliopoliten finden, und wie er im orient noch heute viel begehrt ist. die rohe operationsweise der Nubier hat Rüppell in seiner reise beschrieben; mitten im fränkischen reiche nahmen sie also zu Ottos I zeit die händler von Verdun an geraubten kindern vor. J. möchte das unerklärte *Carzimasius* vom namen des haupt-sklavenlandes *Khârezm* (Chowaresmien, Khiwa) ableiten; aber gerade daher kamen ja keine Carzimasier, sondern aus Spanien. ebenso gibt J. anheim, ob die bezeichnung *Sklave* würklich vom volksnamen der Slaven stamme, da es ihm nicht scheine, als ob das *k* aus dem griechischen (und spätlateinischen) durch die romanischen sprachen in das arabische (und das deutsche) eingedrungen sei, oder ob der arabische begriff *Ṣaqlab*, *Ṣiqlab* gerade umgekehrt seinen einfluss geäufsert habe (s. 15—17). da J. das *k* im volksnamen aber selbst auf griechischen einfluss zurückführen muss, so ist an die zweite möglichkeit nicht zu denken. in das deutsche ist *Sklav* überhaupt erst durch das romanische eingedrungen, und zwar vom südost her, in Mittel- und Norddeutschland hiefsen in der ganzen betreffenden zeit und noch viel später die Slaven nur *Wenden*, und *Wend* hiefs ebenfalls der unfreie. damit steht aber auch fest, dass im westen ein directer arabisch-baltischer sklavenhandel nicht bestand.

In der besprechung des pelzwerks, das für die Araber indessen ebenfalls nicht aus den baltischen ländern kam, ist J. sehr vorsichtig geworden; der fennek und der korsac aber gehören auch nicht zu den nordischen erzeugnissen. wegen des 'stummen handels' der Russen im lande der finsternis kann das bild auf des Olaus Magnus karte von 1539 (Brenner, Christiania 1886) angeführt werden; wenn der zobel (*semmur*) in Spanien im wasser (Ebro) und gar im ocean mit feinem weichen haar nach arabischen quellen vorkommen soll, so ist ersterer gewis der fischotter, letzterer die junge robbe, die noch heute, freilich erst am eise, das feine teure sealskin liefert. der *semmur* im lande der Slaven, 'kleiner als die katze', der auch 'wasserkatze' heifse, ist sicher der bis Lübeck hin vorkommende nerz oder nörz (mustela lutreola), dessen pelz in den ostländern dem zobel am nächsten kommt (s. 33). zur farbe des zobels (s. 34) sei bemerkt, dass in der wappenkunde zobelpelz (sable) und schwarz identisch ist, gerade wie blau und vehe. dass der *deleq* ein marder, und zwar

[1] vOsten-Sacken in 'Geschichtschr. d. d. vorzeit' hat die stelle sehr ungenau übersetzt.

der steinmarder, oder ein iltis ist, beweist die angabe vom taubenschlag s. 36; das weifse tier dieser art ist dann die frette. vom eichhörnchen liefert aufser sciurus vulgaris L. noch das fliegende eichhorn beiderseits des Ural gutes pelzwerk; in den klöstern des ma.s afs man die eichhörnchen unter dem namen *asperioli*, als *firoli (piroli)* und *proli* stehn sie auf der citierten karte des Olaus Magnus. der bläuliche pelz der oberseite heifst jetzt noch grauwerk, während vehe im pelzhandel die weifsgelbe bauchseite genannt wird. die verwechselung von biber und otter (s. 43f), zu der vielleicht der sehr ähnliche pelz beitrug, findet sich ganz ebenso im hd. wie im nd.; sie gieng so weit, dass ihr sogar die flussnamen folgten und zb. ein nebenfluss der Oste im herzogt. Bremen, der urkundlich im ma. als *Bever* vorkommt, jetzt allgemein *Otter* heifst. auch dahin hat sie geführt, dass, da trotz des päpstlichen verbotes bei den Niederdeutschen der biber stets seines schuppenschwanzes wegen als fastenspeise galt, nun auch der otter, dessen fleisch mir übrigens als wolschmeckend geschildert ist, als solche angesehn wurde und zum teil noch wird. für biber oder otter kommen die arabischen namen *qundus, kelb el-ma* ('wasserhund', der fische frisst; also otter) und daneben *khezz* vor; ohne dass ein sicherer unterschied zu machen wäre. da die khezz-felle alle aus den flüssen der Rus stammen sollen und das russische, so viel gebrauchte bisampelzwerk und der nerz nie erwähnt wird, so wäre es leicht möglich, dass beide tiere hier mit unterliefen, also widerum eine otterart und ein nager, nämlich die ebenfalls einen schuppenschwanz führende bisamratte.

Hinsichtlich der habichte (und falken) vermag ich J. nicht zu folgen. sämtliche arabische nachrichten beziehen sich aber nicht auf baltische lande, ebensowenig was s. 56 f von fischen und fischleim und s. 58 f von honig und wachs berichtet wird. bemerkt sei hier noch, dass J. (s. 54) den lateinischen falkennamen *sacer* nicht in das arabische als *ṣaqr* übergegangen sein lassen will, sondern in fortführung von Lagardes angaben in den GGA 1887 s. 303 umgekehrt die abstammung des lateinischen namens mit seinen ableitungen in den roman. sprachen, mhd. usw., aus dem arabischen behauptet. — unter den nordischen handelswaaren ist der 'ahorn' genannt, weil er dem holze des khalengbaumes nach bar. vTiesenhausen gleichgesetzt ist; der russische *klĕn*, die deutsche *lähne, lehne, lenne* (acer platanoides), nach deren slavischem namen *klenu* die mecklenburgischen orte *Klein* und *Kleinen* heifsen, kann aber dieser baum nicht sein, wenn er 'sehr hartes holz' haben soll (s. 61). denn das weifse ahornholz ist sehr weich; zu pfeilspitzen könnte es erst recht nicht taugen. frisst der biber würklich seine rinde (s. 44), so muss der khaleng im sumpfe wachsen, und man könnte versucht sein, auf das gelbrote härtere holz der erle oder schwarzeller (alnus glutinosa) zu raten; in den arabisch-baltischen handel gehört der

baum nicht; wäre nicht sein vorkommen bei den Rus und seine rinde als biberspeise angegeben, so würden die aus ihm im orient gefertigten arbeiten am ersten auf buxus und pockholz leiten.

Für einen gegenstand allein ist der handel von anfang bis zu ende (s. 76f) nachgewiesen in der nachricht des Abu Hamid: 'klingen' (harpunen) von Adherbeitschan (Tabris), deren 4 dort einen dinar kosten, werden ins land Bulgar (Astrachan) geführt, dort gehärtet ('häufig mit wasser begossen', natürlich nachdem sie erst glühend gemacht), bis sie unter dem anschlage klingen, darauf an die ungläubigen in Isu gegen biberfelle vertauscht. die bewohner von Isu vertauschen sie im lande nahe dem dunkelmeere gegen zobelfelle, und dort verwendet man sie zum fischfang, ob gerade 'walfischfang', ist nicht gesagt.

Über den uns am meisten interessierenden bernsteinhandel ist nur wenig mitgeteilt, da J. darüber auf seinen 1889 in der Zs. d. d.-morgenl. ges. 43, s. 353—87 erschienenen aufsatz verweist. doch ist die angabe, dass die Araber den von ihnen viel begehrten bernstein *(kâhrubâ)* aus den ländern der Rûs und Bulgâr, oder auch den hinterländern von Kafa (Feodosia) erhielten (s. 63f), völlig ausreichend, um zu zeigen, dass dieses einzige baltische product des Araberhandels nicht direct von den Arabern aufgesucht wurde, sondern erst nach weitem tauschwege in die hände ihrer importierenden kaufleute am kaspischen und schwarzen meere kam. münzen und hacksilber sind also auch auf dem umgekehrten wege durch zweite und dritte hand an die Ostsee gelangt.

Für die cultur- und handelsgeschichte, auch das treiben der Juden sind demnach eine reihe wichtiger nachrichten geboten; sie betreffen aber fast durchgängig nur die aus dem innern Russland, ja selbst aus Sibirien gekommenen handelsartikel, im westen auch die aus Frankreich bezogenen und verstümmelten sklaven. aus den baltischen ländern erhielten die Araber nur den bernstein auf weitem tauschwege durch das innere Russlands, was auch früher schon völlig bekannt war.

Der beweis, dass der bei Qazwînî genannte Tartuschi (Tortosaner), der fast genau die gleichen nachrichten hat, wie sie von Ibrahim ibn Jaqub erhalten sind, diese auf demselben wege erhielt, wie der letztere, dh. am hofe Ottos des grofsen, und demnach wol mit Ibrahim derselben maurischen gesandtschaft angehörte, wird als erbracht anzunehmen sein. diese reise fiel ins jahr 973; vgl. Wigger, Jahrbb. f. Meckl. gesch. 45, s. 3—20 und ref. im Jahresber. d. gesch.-wissensch. 1880, II 151 anm. 3—6 und 1881, II 144 anm. 8. die geschichte von der 'frauenstadt' bezieht sich auf die bekannte zusammenbringung der alten Amazonen mit den Quaenen am bottnischen meerbusen, indem man das finnische *Kainulaiset,* Quänland, des ähnlichen klanges wegen für ein 'land der frauen' hielt.

Rostock. K. E. H. Krause.

Beiträge zur erklärung der germanischen flexion. von dr Max Hermann Jellinek. Berlin, Speyer & Peters. 1891. (iv) u. 107 ss. 8°. – 2,50 m.

Die kleine schrift verdient, als blofses specimen doctrinae genommen, entschieden lob. sie fördert auch im einzelnen mehrfach die forschung, sowol durch einwände gegen die ansichten anderer wie durch neue beobachtungen. zu bedauern ist nur, dass J. sich vielfach an aufgaben gewagt hat, denen er einstweilen noch nicht gewachsen ist. man kann freilich zu seinen gunsten geltend machen, dass es sich meist um probleme handelt, die bisher allen lösungsversuchen hartnäckig widerstanden haben und dass ihm andere in unhaltbaren vorschlägen vorangegangen sind. aber was hilft es, in solchen fällen die verfehlten versuche zu häufen und die tot geborenen hypothesen um eine neue von derselben art zu vermehren? ein fortschritt in diesen fragen ist nur zu erwarten, wenn ein neuer richtiger gedanke von erheblicher tragweite in die untersuchung eingeführt wird: nicht ein flüchtiger einfall, den man bei erneuter prüfung selbst wider verwerfen müste, sondern ein guter gedanke, wie ihn bei geduldigem warten nach oft widerholter untersuchung eine glückliche stunde eingibt. wer den weg zu weisen sucht, ohne diesen Ariadnefaden gefunden zu haben, der wird uns statt aus dem labyrinthe heraus, nur tiefer in dessen irrgänge hinein führen. ich bemerke dies namentlich in bezug auf die drei letzten capitel des buches, die, wie J. in der vorrede mitteilt, zuerst geschrieben sind. das später hinzugefügte erste capitel trägt mehr den character einer einleitung, indem es weniger der aufstellung neuer ansichten als der kritischen erwägung der bisherigen fassungen des vocalischen auslautgesetzes gewidmet ist.

Ich gehe hiernach auf die einzelnen capp. ein.

i cap. 1) die schicksale auslautender langer vocale (s. 1—14). es wird eine kritische übersicht der ansichten Pauls, Mahlows, Möllers usw. über die behandlung auslautender langer vocale gegeben. hervorhebung verdienen namentlich die treffenden einwände J.s gegen die annahme überzeitiger längen. am schlusse stellt J. seine eigene ansicht in einer tabelle dar. ich erkenne gern an, dass er darin einige jetzt sehr verbreitete irrtümer vermieden hat, bin aber nicht in der lage, seinen aufstellungen im ganzen beizustimmen. meiner ansicht nach bedarf die jetzige auffassung einer viel gründlicheren umgestaltung.

2) die schicksale auslautender kurzer vocale (s. 14—59). J. tritt zunächst der annahme eines urgermanischen apocopierungsgesetzes entgegen. nach einem kurzen blick auf das gotische legt er dann einen versuch vor, die chronologische reihenfolge der syncopierungserscheinungen im nordischen festzustellen. er verwertet dabei die seit Heinzels Altnord. endsilben über diese frage erschienene litteratur, sucht aber den entwickelungsgang im einzelnen noch schärfer zu gliedern und genauer

zu ermitteln. ich halte diese untersuchung für einen der wertvollsten abschnitte des buches. zum westgermanischen übergehend beschäftigt sich J. zunächst, im wesentlichen beistimmend, mit Sievers' ansichten. die von Paul (Btr. 6, 144) aufgestellte regel wird einer eingehnden kritik unterzogen und verworfen. seine eigene meinung fasst der autor schliefslich (s. 50) dahin zusammen, 'dass in zweisilbigen wörtern *(a, e), i, u* nach langer silbe, in dreisilbigen unter allen umständen in dritter silbe verschwanden'. — der rest des abschnittes ist der frage nach dem allgemeinen grunde des abfalles und ausfalles der endsilbenvocale im nordischen und westgermanischen gewidmet. von analogen beispielen im litauischen ausgehend nimmt J. an, es liege nicht sowol verkürzung (articulationsschwächung) als articulationsverschiebung vor. die *i* und *u* seien anticipiert und im vocale der vorhergehnden silbe aufgegangen. bei dieser auffassung tritt der vocalwegfall in enge beziehung zum umlaut, den man ja längst ähnlich erklärt hat. J.s ansicht ist auf der einen seite sehr ansprechend. aber ich zweifle, ob es ihm gelungen ist, dabei zb. den gegensatz zwischen *dømde* (mit umlaut) < **dōmide* und *talde* (ohne umlaut) < **talide* befriedigend zu erklären. und die schwierigkeiten häufen sich, je weiter man diese theorie auszudehnen sucht. auf die ältesten fälle von apocope im germanischen, zb. got. *nimis* für **nimizi*, wäre sie doch kaum anwendbar.

II cap. die schicksale langer ursprünglich durch dental gedeckter vocale (s. 60—74). J. beginnt mit dem satze: 'dass auslautender dental schon urgermanisch wegfiel, ist für die meisten linguisten eine feststehende, nicht weiter des beweises bedürftige tatsache'. ich glaube nicht, dass der standpunct derjenigen, welche den abfall des ausl. *t* für urgermanisch ansehen, damit richtig characterisiert wird. ich halte es für erlaubt, anzunehmen, dass urspr. ausl. *t* im urgermanischen wegfiel (einsilbige wörter ausgenommen): 1) weil ausl. *t* in keiner germanischen sprache erhalten ist, 2) weil die vocale der endsilben vor urspr. ausl. *t* ebenso behandelt werden, wie im unmittelbaren auslaute. wenn J. hinsichtlich des zweiten argumentes anderer meinung ist, so steht hier zunächst ansicht gegen ansicht, und es wird darauf ankommen, welche ansicht sich besser durchführen lässt. das erste argument bleibt jedesfalls insofern unanfechtbar, als die tatsache, dass in keiner germanischen sprache urspr. ausl. *t* erhalten ist, zugegeben werden muss. ohne entscheidende gegengründe wird man daraus folgern dürfen und müssen, dass der verlust des *t* dem urgermanischen angehört. verdienen die anhänger dieser theorie darum den vorwurf, sie sähen ihre schlüsse für tatsachen an, die keines beweises bedürften? — doch sehen wir, ob es etwa J. gelungen ist, seinen standpunct, der sich zunächst in widerspruch mit den tatsachen der einzelnen sprachen setzt, durch besondere gründe zu rechtfertigen. er be-

hauptet, im ganzen an Mahlow sich anschliefsend, es sei mehrfach in endsilben langer vocal oder diphthong vor urspr. ausl. *t* anders behandelt, als im ungedeckten auslaute. zeugnisse dafür glaubt er aus dem althochdeutschen, gotischen und altnordischen beibringen zu können. ich beginne mit dem gotischen. für einstiges *t* soll die endung *ai* der 3 sing. opt. praes. (zb. *bairai)* zeugen; sonst müste die endung auf *a* auslauten. aber das ausl. *ai* ist in *bairai* behandelt wie in *blindai* (nom. pl. m. adj.) und *habai* (2 sg. imper.). in den beiden letzteren fällen ist an ausl. *t* nicht zu denken. also wird man auch in der form *bairai* nicht das ehemalige *t* für das auftreten des *ai* verantwortlich machen dürfen, sondern wird nach einer erklärung suchen müssen, die auch auf die übrigen formen passt. eine solche erklärung lässt sich geben, vgl. Bezzenbergers Beitr. 17, 1 ff. — aus dem althochdeutschen glaubt J. zwei beweise beibringen zu können, nämlich 1) die endung der beiden nominative *māno* und *nefo,* 2) die endung *-emo* des msc. und ntr. dativs der starken adjectiva. ohne das ausl. *t* hätte seiner ansicht nach die endung in allen diesen fällen *u* sein müssen. ich erwidere ad 1): *māno* und *nefo* teilen im ahd. wie in den übrigen german. dialecten die endung von *hano* und haben also urgerman. aller wahrscheinlichkeit nach denselben ausgang gehabt, wie der nom. der schwachen masculina, den niemand auf *ōt* zurückführen wird. ad 2): *blintemo* soll nach J. ein ganz anderer casus sein, als *blintemu.* ich möchte hier zunächst die möglichkeit, *blintemo* innerhalb des ahd. aus *blintemu* herzuleiten, nicht ganz abweisen. man könnte zb. annehmen, es habe im ahd. die lautneigung bestanden, *-u* in dritter und letzter silbe in *-o* übergehn zu lassen, sowol in dem *-emu* des msc.-ntr. wie in dem *-eru* des fem. diese neigung aber sei im fem. bald durch den nominalen dativ *(gibu,* gegen *tage* msc., *worte* ntr.) gekreuzt und die formen nun in der weise differenziert, dass im masc. sich *-mo* festsetzte (auch in *demo, imo),* während im fem. *-ru* blieb. gesetzt aber auch, wir hätten *-emu* formell von *-emo* zu trennen, so wäre damit noch nicht bewiesen, dass in der form auf *-emo* ein alter ablativ auf **-esmōt* stecke. und selbst, wenn man dies J. zugäbe, folgte daraus noch nicht, dass ausl. *t* urgerm. erhalten war. es könnte ja ein abl. *blintemo* zu got. *blindamma,* urgerm. **blindammō(t)* sich verhalten wie ahd. *hano* zu got. *hana* (wenn man beide auf **hanō* zurückführt). die erklärung der form *blintemo* muss nach meiner ansicht einstweilen in suspenso bleiben. als sichere stütze für ein ehemaliges ausl. *t* lässt sie sich jedesfalls nicht verwerten. — wir kommen zum nordischen. hier spielen zunächst wider die nominative *nefi* und *máni* eine rolle. **nefōđ* soll zu **nefō* und dieses zu **nefu* geworden sein. das wort soll dann zunächst in die flexion übergetreten sein, welche wir im historischen nordisch bei femininen (!) *n*-stämmen (zb.

tunga) und einigen wenigen masculinen eigennamen (!) treffen, und demgemäfs durch analogie einen nominativ ***nefa* erhalten haben. wir befinden uns noch nicht auf festem boden, denn die flexion **nefa* wird von einer neuen analogie ergriffen; das wort tritt in die flexion *hani* über, so dass der nominativ nun endlich die gestalt *nefi* annehmen kann. ich bedaure, diese wilde jagd nicht mitmachen zu können. ich setze nord. *māni* und *nefi* : got. *mēna* = nord. *hani* : got. *hana* und halte alle diese formen für regelrechte nominative von masc. *n*-stämmen, wie die entsprechenden ahd. bildungen, von denen vorhin die rede war. — einen weiteren 'beweis' für einstiges vorhandensein des *t* findet J. nord. in dem neutr. dat. sing. des starken adjectivs auf *-u*, zb. *blindu*: 'in *blindu* erblicke ich einen ursprünglichen ablativ, dessen endung *-ōt* gerade so behandelt wurde, wie die von **nefōd*'[1]. beim ahd. hatte J. einen masc. ablativ *blintemo* angenommen. ist es nun wahrscheinlich und durch irgend eine parallele gestützt, dass der ablativ in der adjectivflexion beim masculinum ursprünglich anders gebildet wurde als beim neutrum? ich möchte auf die erklärung der form *blindu* einstweilen lieber verzicht leisten, als eine hypothese aufstellen, die mit der ursprünglichen flexion der adjectiva durchaus in widerspruch steht. — J. schliefst mit den worten: 'mithin hat uns auch das nordische vollgiltige beweise dafür geliefert, dass der abfall auslautender dentale nicht in die urgerm. zeit zu setzen ist'. vollgiltige beweise?! —

III cap. der nominativ singularis der *n*-stämme (s. 74—94). es heifst im eingange: 'das got. *-a* der schwachen masculina wie *hana* weist auf ursprüngliches *-ō*, vielleicht auch *-ē*, das *ō* der feminina auf ursprüngliches *-ōn*. das ahd., alts. *-o* von *hano* geht auf *-ōn*, das *-a* von *zunga* auf *-ēn* zurück. umgekehrt deutet das nord. *-i* von *hani* auf *-ēn*, das *a* von *tunga* auf *-ōn*'. J. schliefst hieraus, die verteilung der nominativausgänge auf die verschiedenen geschlechter sei relativ spät erfolgt; die trennung der genera gehöre erst den einzelnen dialecten an. ich kann mich diesen aufstellungen nicht anschliefsen. aber die erörterung der frage würde eine umfassende discussion der behandlung langer vocale im auslaute erfordern und hier zu weit führen. — J. bemüht sich nun, weitere spuren des schwankens der genera in der schwachen declination aufzufinden. es soll im gotischen noch in historischer zeit masculina auf *o* gegeben haben, weil ostgotische namen in lateinischem gewande auf *o* endigen. es soll im gotischen schwache feminina auf *a* gegeben haben, denn nur

[1] man wende nicht ein, dass die endungen im nordischen offenbar nicht gleich behandelt seien, da die eine form im nord. *blindu*, die andere *nefi* lautet. denn nach J.s meinung liegt, wie man sich erinnert, hinter *nefi* ein **nefu*, welches durch zwei gründliche analogische umgestaltungen des paradigmas wider beseitigt ist.

so lasse sich begreifen, dass die nichtgotischen namen *Marja, Marþa, Sarra* wie *hana* declinieren. ähnliche 'nachweise' gibt J. fürs nordische. auf mich macht der gröſsere teil des capitels den eindruck, als stelle J. die dinge auf den kopf. die nordische flexion ist 'am weitesten zurück'; das nordische wäre also am conservativsten verfahren, während es nach meiner meinung in der zerrüttung der alten *n*-declination am meisten vorgeschritten ist. das gotische soll in der trennung der genera am weitesten gegangen sein, verhielte sich also der vermeintlichen alten einfachheit gegenüber radical. mir gilt die gotische flexion der *n*-stämme als die innerhalb des germanischen altertümlichste. dankenswert, weil von hastigen theorien verhältnismäſsig frei und an guten bemerkungen im einzelnen reich ist die zusammenstellung über die flexion fremder eigennamen im gotischen s. 76—84.

IV cap. germanische conjunctive (s. 94—105). es handelt sich um die auf *au* auslautenden gotischen verbalformen wie *bairau* (1 sing. opt.), *lausjadau* (imper.), *haitaidau* (opt. pass.). man führte das ausl. *au* dieser formen früher auf urspr. *-ām* zurück: eine erklärung, die jetzt wol allgemein aufgegeben ist. J. denkt nach dem vorgange anderer an eine angetretene partikel *u*, dieselbe partikel *u*, welche schon so viele endungen in der vergl. grammatik hat erklären sollen und so wenige würklich erklärt hat. von diesem standpuncte aus deutet er die imperative *atsteigadau, lausjadau, liugandau* als mediale conjunctive. das mittlere *a* soll eigentlich modusvocal der bindevocallosen conjugation sein; von conjunctiven dieser art aus sollen indicative wie *haitada* ihr mittleres *a* erhalten haben. es muss bemerkt werden, dass J. selbst hervorhebt, er trage seine theorie mit aller reserve vor. mir scheint seinen combinationen schon dadurch der boden entzogen zu werden, dass der modusvocal des conjunctivs in der 3 sing. med. der bindevocallosen conjugation ursprünglich (nach ausweis des griechischen) nicht *o* oder *a*, sondern *e* war. dazu steht die voraussetzung, dass hier die bindevocalische (thematische) flexion durch die bindevocallose (athematische) verdrängt sei, im widerspruch mit der germanischen sprachgeschichte. denn im germanischen zeigt sich, wie ziemlich überall in den arischen (idg.) sprachen die neigung, die bindevocallose conjugation durch die bindevocalische zu ersetzen: nicht umgekehrt. die summe der unwahrscheinlichkeiten, welche die hypothesen J.s enthalten, ist hiermit keineswegs erschöpft, aber ich glaube auf weitere kritik verzichten zu dürfen. —

In einem nachtrage (s. 106 und 107) erwähnt J. ein paar arbeiten, die nach dem abschlusse seiner untersuchungen erschienen sind. dabei kommt er auch auf meine ansicht über die behandlung des urspr. *ai* im germanischen zu sprechen. ihm scheint das fundament, auf dem meine theorie ruht, nicht gesichert, und er hat einen einwand auf grund der auslautgesetze

vorzubringen. ich möchte zunächst diesen erledigen. meine ansicht lässt sich kurz dahin zusammenfassen, dass in der behandlung des urspr. *-ai* die übrigen germanischen sprachen den standpunct des gotischen voraussetzen. wo urspr. *ai* durch got. *ai* reflectiert wird, weisen auch die übrigen sprachen auf *ai*; wo es durch got. *a* reflectiert wird, setzen auch die übrigen sprachen zunächst *a* voraus; letzteres bleibt im ahd. und in einem teile des alts. gebietes erhalten, während es in dem anderen teile des altsächsischen, sowie im friesischen, angelsächsischen und nordischen weiter zu *e* vorrückt. als urgermanische vertreter der beiden fortsetzer des urspr. *ai* habe ich dem gotischen entsprechend *ai* und *a* angenommen. J. wendet ein, das *a* hätte durch die einzelsprachlichen syncopierungsgesetze schwinden müssen. von diesem einwande wird der kernpunct des problems, nämlich die vertretung des urspr. *ai* durch ahd.-alts. *a* in denselben fällen, wo das gotische *a* hat, gar nicht berührt. wäre der standpunct J.s begründet, so hätte man entweder die scheidung des urspr. *ai* in *ai* und *a* statt in das urgermanische in die einzelnen sprachen zu verlegen oder man könnte für urspr. *ai* = got. ahd. alts. *a* dem urgermanischen einen reducierten diphthong (etwa *aⁱ*) zuschreiben, der seinen zweiten bestandteil dann in den einzelnen sprachen völlig einbüfste. der einwand gegen meine theorie würde sich also auch vom standpuncte J.s aus leicht heben lassen. ich teile freilich seinen standpunct nicht ganz. es gibt nach meiner meinung auch noch andere urgermanische *a*, die in den einzelnen sprachen nicht syncopiert werden. freilich führt diese ansicht zu einer auffassung der ausl. vocale im urgermanischen und urnordischen, die von der bisher üblichen verschieden ist. ich habe das schon in Bezzenb. Beitr. 17, 47 angedeutet in den worten: 'im urnordischen muss das ausl. *a* in diesen fällen von dem ausl. *a* in *horna*, *hlaiva* uä. verschieden gelautet haben, obwol die runenschrift zwischen ihnen keinen unterschied macht'. eine nähere erörterung dieser fragen muss ich auf eine andere gelegenheit verschieben. — was die ablehnende haltung J.s gegenüber meiner theorie des schwachen präteritums anlangt, so wäre es mir lieb gewesen, wenn er angegeben hätte, in welchem puncte meine argumentation eine lücke hat. ich habe für meine ansicht, dass die 1 und 3 sg. des schwachen präteritums mit der 1 und 3 sg. des medialen perfects der ursprache identisch sei, drei von einander unabhängige beweise gegeben, nämlich

1) die identität der endungen dieser formen mit den entsprechenden endungen des präsens passivi im germanischen,

2) die identität der ohne flexions-*t* gebildeten präterita *iddja* und *deda* mit lat. *ii* und ved. *dadhé*.

3) die identität der mit flexions-*t* gebildeten schwachen präterita mit der 3 sing. perf. med. auf *-tai*.

Jeder einzelne dieser drei beweise wiegt schwerer als irgend

ein argument, das von den anhängern der aoristtheorie für ihre auffassung beigebracht ist. in der tat hat auch keiner der fachgenossen, welche vom standpuncte der aoristtheorie sich gegen meine deutung ausgesprochen haben, nur den versuch gemacht, eines dieser drei argumente anzufechten. sie alle beschränken sich darauf, mir irgend eine auf schwachen füſsen stehnde theorie über die behandlung des auslautes als 'gesetz' entgegenzuhalten. ich muss gestehn, dass der ausdruck 'gesetz' mich nicht schreckt. auch glaube ich nicht, dass es meiner theorie zum nachteile gereicht, wenn sie die bisher übliche auffassung des germanischen auslautes durchkreuzt. so lange die gründe, auf die meine theorie des präteritums sich stützt, nicht widerlegt sind, halte ich dafür, dass diejenigen auslautgesetze, die sich mit ihr nicht vereinigen lassen, abzuändern sind. in dieser meinung werde ich dadurch bestärkt, dass es mir in der zunächst und hauptsächlich in betracht kommenden frage — nämlich der des auslautenden *ai* — möglich gewesen ist, ein neues, mit den tatsachen vollkommen in einklang stehndes gesetz aufzustellen.

Bryn Mawr, Pa., 1 aug. 1891. HERMANN COLLITZ.

Prolegomena zu einer urkundlichen geschichte der Luzerner mundart von dr RENWARD BRANDSTETTER, professor in Luzern. Einsiedeln, Benziger & Co, 1890. 88 ss. 8⁰. — 2 m.*

Über die mundarten des kantons Aargau. (grenzen; einteilung; phonetik.) vocalismus der Schinznachermundart. von dr H. BLATTNER. Leipz. diss. Brugg 1890 (Leipzig, GFock). 80 ss. mit einer karte. 8⁰. — 2,50 m.**

Der mundartliche vocalismus von Basel-stadt in seinen grundzügen dargestellt von EDUARD HOFFMANN. Basler diss. Basel, Ad. Geering, 1890. VI u. 94 ss. 8⁰. — 2 m.***

Von den drei arbeiten stellen sich die beiden letzten in den dienst der lautforschung, während uns Brandstetter seine mundart von allen seiten her beleuchtet — ähnlich wie in seiner dissertation über den Beromünsterdialect, aber mit vermehrter kunst und tieferdringendem blicke. jede seite dieser prolegomena bietet anziehende, oft überraschende beobachtungen. die schrift darf einen viel weiteren leserkreis fordern, als die groſse masse der mundartlichen monographien. wir fühlen, dass Br. im besitze eines sehr reichen stoffes ist und nach besonnener auswahl nur das merkwürdige und schlagende daraus mitteilt. er ist so günstig gestellt, in den Luzerner gerichtsprotocollen höchst characte-

* [vgl. Archiv f. d. stud. d. neueren sprachen 1891 s. 309 (KWeinhold). — DLZ 1891 nr 8 (MRödiger). — Littbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr 4 (OBehaghel).]

** [vgl. DLZ 1891 nr 38 (LTobler). — Littbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr 4 (OBehaghel).]

*** [vgl. Litt. centr. 1890 nr 47 (R. K.). — Littbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr 4 (OBehaghel).]

ristische specimina der älteren mundart zu besitzen: deren ausbeutung für lautform, wortbildung, syntax, wortschatz, cultur hat er mit sorgfältigst abwägender kritik in angriff genommen. was er über die stellung der kanzleisprache zur mundart und zur mhd. gemeinsprache bemerkt (s. 29 ff), ist von besonders weitgehendem interesse; die kurzen concreten hinweise fördern mehr als ganze bogen raisonnement. die sonderung der gesprochenen sprache von der geschriebenen schon für das 12/13 jh. ist vielleicht noch nirgends mit solcher einleuchtenden bestimmtheit vorgenommen worden.

Für die chronologische fixierung der lautvorgänge hat die schweizerische dialectforschung bisher wenig getan: sicherlich wird uns gerade hier Br.s 'Urkundliche geschichte' viele aufschlüsse bringen.

Br. hat sich bei der abfassung dieser prolegomena eines schematismus beflissen, der ans monumentale grenzt. ob er diese pedantische form wählte, um die betrachtung des bunten und incohärenten inhaltes nicht zum nachlässigen durchwandern einer raritätenkammer ausarten zu lassen? jeder gedankengang wird in abschnitte und abschnittchen von a bis x zerfasert; was sich nachträglich meldet, wird in eine serie anmerkungen von a bis x auseinandergelegt. jedem kleinsten teile des ganzen ist so sein schubfach und seine etiquette geworden. die 'ziele' der mundartengeschichte werden in 'niedere' und 'höhere' abgeteilt. wenn Br., vom tale zum gipfel aufgestiegen, als die wichtigste der 'höhern aufgaben' bezeichnet, 'einen sprachlichen wert von seinem ältesten auftreten bis heute in all seinen wandlungen genau zu verfolgen' und als beispiel die entwicklungsreihe *hōxtsīt* > *hōxtset* > *hōxset* > *hōxsig* anführt, so wird er schwerlich allgemeine zustimmung finden. die sprache scheint sich ihm mehr als ein bündel von wörtern denn als ein gewebe von articulationen darzustellen. zu dem bestreben Kauffmanns, den sprachorganismus als einheit zu fassen, bildet Br.s betrachtungsweise einen gegenpol. man vergleiche äufserungen wie die folgenden: s. 24 um die characterisierung der mundart zu vervollständigen, 'will ich aufs geratewol einige merkwürdigkeiten aus dem gebiete der wortbildung und syntax (der lautstand von L hat keine auffällige besonderheiten) ... herausgreifen'; s. 9 in sätzen wie *ein kleine hampffleten saltz; ein arfel holtz holen; aber kein mumpfel brot sy iren nit worden* sind die drei wörter *hampffleten*, *arfel*, *mumpfel* mundartliches sprachgut, das andere (also auch *saltz*, *holtz*, *brot* usf.) gehört zur kanzleisprache; oder s. 31 u. 'von den verschiedenen erscheinungen in der KanzLuz, welche auf die mundart zurückgeführt werden müssen, ...': 'mundart' ist hier offenbar in dem sinne gefasst 'was von der schriftsprache abweicht', wider im hinblick auf die einzelnen wortgebilde, nicht auf den lautlichen habitus. —

Blattner hat sich der mühe unterzogen, den mundartlichen grenzen im kanton Aargau nachzugehn. er characterisiert die verschiedenen idiome s. 16 ff und zeichnet auf einer karte die grenzen ein. die mundartliche forschung schuldet ihm dafür dank. einer umfassenderen darstellung hat er kräftig vorgearbeitet. über die Fricktaler mundart gibt Bl. zum erstenmal genauere nachrichten: diese hat höchst eigentümliche lauterscheinungen herausgebildet: schwächung der verschluss- und der sonoren fortes s. 35. 41; dehnung ungedeckter vocalkürzen s. 39; zweigipfligen silbenaccent s. 38. man möchte wünschen, das bild dieser mundart von einem talgenossen vervollständigt zu sehn. aus der Schinznacher mundart, welche Bl. als seine angestammte in den vordergrund stellt, hebe ich hervor: mhd. *öü* wurde mit lippenentrundung zu *ai*; mhd. *â* erscheint schwankend als *ā* und *ǭ* 'eine in vollem flusse befindliche bewegung'; mhd. *æ* wird durch *ē*, eine mittlere *e*-klangfarbe, vertreten (die von mir Germ. 34, 121 besprochenen mundarten gaben alle dem mhd. *æ* die offenste schattierung; vgl. ebd. s. 123 note 3). man beachte noch die hübschen angaben über die localadverbia bei ortsnamen s. 9 f, über die bedeutung topographischer und kirchlicher grenzen s. 13 f, über verschiedenheiten des chromatischen accentes s. 43 f, über die eigenart von stadt- und landmundart s. 47 f.

Als seine hauptaufgabe betrachtet Bl., zur unterscheidung burgundischen und alemannischen sprachgebietes zu verhelfen (s. 11). aber was er hierzu beiträgt, bringt uns nicht viel weiter. die sehr allgemein gehaltenen kennzeichen burgundischer zunge (andere indifferenzlage, 'total andrer vocalismus', vielerorts $l > u$) scheinen mir vorläufig zu einer so bedeutsamen demarcation nicht zu berechtigen. etwas anderes ist es mit dem palatalen *x*. aber dieses reicht lange nicht so weit nach norden. dass das burgundische sprachgebiet sich bis an den Hallwylersee und in die nähe von Aarau erstrecke, ist nicht einmal wahrscheinlich gemacht. eine erneute erwägung der geschichtlichen zeugnisse s. 12 ff hat nur aufs neue gezeigt, dass uns von dieser seite die auskunft gebricht. lexicographische indicien werden schwerlich fördern: worte werden leichter entlehnt als physiologische veranlagungen. aufs ungewisse hin mit dem begriff 'burgundische mundarten' zu operieren, wie es auch in anderen arbeiten geschehen ist, wäre besser zu vermeiden. erst muss uns eine mundart des Berner oberlands in genügender darstellung vorliegen.

Bl.s versuch, Wintelers system des schweizerischen consonantismus umzugestalten, ist gänzlich misglückt. bei einer unverkennbaren gabe für lautliche beobachtung hat er unterlassen, sich über die sprachphysiologischen elemente ins klare zu setzen. er geht davon aus, dass die verschlusslaute momentanlaute, die anderen consonanten dauerlaute seien, und verwickelt sich von hier aus in irrwege, in welche wir ihm nicht folgen wollen.

es wäre leicht zu zeigen, wie alle seine abweichungen von Winteler: die ansetzung von longae; die leugnung der geminaten; die behauptung, die fortis habe keine wesentlich gemehrte dauer, sie entstehe durch spannung der luft hinter dem kehldeckel; ein verschlusslaut ohne folgenden vocal bilde eine stimmlose silbe usw. — wie alle diese dinge durch den verhängnisvollen irrtum verschuldet wurden, das übergangsgeräusch sei das wesentliche an den verschlusslauten.

Nachlässig ist die geschichtliche erklärung des Schinznacher vocalstandes. dass die *e*-laute, die quantitätsverhältnisse ua. nicht in dieser weise abgetan werden dürften, hätte Bl. aus zahlreichen arbeiten der letzten jahre ersehen können. dass ihm mit einem flüchtigen durchblättern seiner vorgänger genug getan schien, zeigen viele stellen seiner dissertation.

Mit ungleich besserer sprachgeschichtlicher vorbereitung und mit grofser sorgfalt hat Hoffmann den vocalstand von Basel-stadt behandelt. er überlässt es nicht erst dem leser, nach der art so mancher dialectarbeiten, die localen vorgänge in den gröfsern zusammenhang einzurechnen. die deutsche grammatik kann seiner schrift manches gut bearbeitete material entnehmen. bei der fleifsigen benutzung älterer sprachquellen hätte wol mehr für die datierung der lautwandel geschehn können. ich vermisse zb. belege für die lippenentrundung. diese muss tief ins 15 jh. zurückreichen. seltsamer weise setzt sie H. s. 8 später an als die diphthongierung von *î*, *û* im hiatus. die schicksale des mhd. *ŏü̆* lassen keine andere entwicklungsreihe zu als diese:

zuerst *ü̆* > *i*, *ŏ* > *e*, dann *ei* > *ai*; endlich *ĭi̯* > *ei*.

der alte diphthong *ŏü̆* wurde von dem ersten und zweiten dieser vorgänge betroffen; er lautete daher schon *ai*, als aus dem hiatus-*î* der *ei*-diphthong erwuchs: *fraiə* (< *vröüwen*) konnte nicht mehr mit *reiə* (< *riuwen*) zusammenfallen. — dass im diphthong *uo* der erste component geschlossen war (§ 13), geht auch aus dem wandel *uots* > *ūts* (mit geschlossenem *u*) hervor, den ich Alem. cons. § 48 erwähne.

Am wertvollsten ist die behandlung der schwachtonigen silben. es möchte hier wenig nachzutragen sein. ich verweise auf die umsichtige erörterung des endungs-*i* § 222 ff — ein schätzbarer beitrag zu der von Behaghel und Kauffmann besprochenen frage nach zeit und umfang der mhd. vocalschwächung. über die feminina wie *wirtə* — *wirtənə* — *wirti* 'wirtin' urteilt wol Brandstetter s. 61 zutreffender: darnach ist *wę̆ššərə* lautlich = *wascherin*, *wę̆ššəri* führt auf *wascherîn*. dass es sich § 240 doch um ein vordringen des suffixes *-ing* handelt, wird wahrscheinlich durch die formen *tusing* schon im 13 jh., die für die productivität dieser endung sprechen.

Zu § 101: die präposition *nach* in localer function ist un-

bedingt schriftsprachlich! die mundart sagt *auf*. — die formen *dęusig* und *dęifl* mit ihrer alleinstehenden diphthongierung will H., und ich glaube mit recht, aus dem emphatischen accent, ohne einfluss der schriftsprache, erklären (§ 186).

Nicht fehlen sollte eine phonetische bemerkung über das *ụ* von Basel-stadt, das zwischen dem schweizerischen *ụ* und dem elsässischen *ụ̄* eigentümlich in der mitte steht und ganz anders, mit viel schlafferer zunge und lippen gebildet wird als zb. das bühnendeutsche *ụ*. der Basler empfindet seine aussprache als *u*-mäfsig: ein Ostschweizer versicherte mir, dass er im Basler kirchengesang an den betr. stellen ein *ü* zu hören glaube. — auch die physiologische beschreibung der diphthonge, zumal hinsichtlich der dehnbarkeit ihrer componenten, hat uns H. vorenthalten. im übrigen kann ich es ihm nicht verdenken, dass er auf eine einreihung der vocale in die Sweet-Stormsche tabelle verzichtet hat. dieses allgemeinsystem, welchem manche dialectarbeiten mit einer flüchtigen verbeugung ihren respect kundgeben, hat sich zur erhellung mundartlicher vocallagerungen minder tauglich erwiesen als die einzelsysteme. aus der unbegrenzten menge der möglichen articulationen hebt ja j e d e s system eine gewisse beschränkte anzahl, als angelpuncte gleichsam, heraus. warum soll diese auswahl nicht mit rücksicht auf die als gegensätzlich empfundenen vocalwerte der jeweiligen einzelsprache getroffen werden? — gegen den ersten grundsatz mundartlicher transscription vergeht sich H., wenn er tatsächlich übereinstimmende lautgruppen der etymologie zu liebe zwiefältig schreibt; zb. *wērtli* aber *fēxtə*, *ērkl* aber *ērgərə*, *bų̣rkət* aber *bų̣rgər*, während doch in diesen wortpaaren die gleiche inlautende consonantengruppe vorliegt.

Ich komme noch auf einen wichtigeren punct, die dehnung der monosyllaba und das mhd. auslautsgesetz betreffend, zu sprechen. eine von mir Alem. conson. § 16 ff gegebene hypothese ist schon von Kauffmann, jetzt von Hoffmann (§ 92) in zweifel gezogen worden. ich suche sie bestimmter zu fassen und zu stützen.

Es handelt sich um die frage: wie lauteten im altalemannischen die einsilbigen, unflectierten formen zu *glase, slage, rade*? H. richtet hier eine bedauerliche confusion an, indem er *kk* auch für die a u s l a u t e n d e fortis schreibt, während neben der lenis *g* und der einfachen fortis *k* das doppelzeichen *kk* billigerweise nur die geminata bedeuten kann, und für eine solche der auslaut nicht vorhanden ist. ich sehe davon ab und brauche *k t p* als die entsprechenden (hauchlosen) fortes zu den lenes *g d b*, ohne auf das eventuelle eintreten geminierter articulation rücksicht zu nehmen. zu den lenes *s f* muss man, da besondere zeichen fehlen, als fortes die doppeltypen *ss, ff* stellen, ohne damit über geminierte aussprache auszusagen. wenn ich nun H.

richtig verstehe, so denkt er sich jene endungslosen formen als *glas, slag, rad.* diese formen wären im alemannischen entweder unverändert behalten (in Brienz usw.) oder durch einfache dehnung des vocals zu *glās šlāg rād* gewandelt worden.

Meine ansicht kann ich jetzt so präcisieren: wo heute im alemannischen einsilbige formen wie *glas, šlag, rad* vorkommen[1], da sind es stets analogische neubildungen nach parallelen mehrsilbigen formen, die den vocal kurz, den consonant als lenis erhalten haben. als lautliche fortsetzung der alten monosyllaba ist zweierlei möglich: entweder *glass, šlak, rat* oder aber *glās, šlāg, rād.* diese doppelformen müssen auf verschieden geartete betonung zurückgehn. die formen der zweiten art dominieren in den meisten alem. mundarten und haben sich vielfach die mehrsilbigen parallelformen unterjocht. von den formen der ersten art (mit vocalkürze + fortis) glaubte ich Alem. cons. § 21 eine geringe spur übrig zu finden. ich lasse das dahingestellt: genugsam zeugt für das einstige vorhandensein der typen *glass, slak, rat* 1) der mhd. reimgebrauch: ich führe an: Lanz. 3811 *ros : mos* (es bedarf wol keiner worte, dass hier nicht die lenis *s* vorliegt, sondern dass die im inlaut geminierte fortis von *rosse* im auslaut als einfache fortis erscheint und sich mit der einfachen fortis von *mos,* einem inlaut *mose* gegenüber, begegnet); ebenda 2967 *wëc : Erëc,* 3271 *gezoc : wâfenroc,* 4775 *krac : slac;* bei dem Dürner: *smac : mac : tac;* bei Konr. vAmmenhausen (wo *zz* > *ss*): *as : genas, sas : was.* 2) für die möglichkeit einer entwicklung *glass* > *glās,* welche H. aao. bestreitet, zeugt die völlig übereinstimmende von *gewiss* > *gwī̜s, mëz* > *mess* > *mē̜s;* in Beromünster *stich, griff, beschiz* > *štī̜χ, grī̜f, pšī̜s;* bei Blattner s. 68 *biz* > *bī̜s.*

Da nichts dafür spricht, dass formen wie *grās, slāg, rād* schon in mhd. zeit gesprochen wurden, wird man am ehesten annehmen, dass sie erst später aus den älteren *grass, šlak, rat* entstanden und diese allmählich fast ganz verdrängten. aber das analogiegefühl blieb nicht überall bei dem nebeneinander von *glās — glesər, rād — redər* stehn, sondern schuf mit weiterer angleichung die einsilbigen formen *glas, rad.*

Jene andere auffassung hat die mannigfachen mängel, dass sie die mhd. reime nicht erklärt und für das *t* in *rat* und in *trit* eine verschiedene aussprache annehmen muss (so H. § 93); dass sie die oben erwähnten notorischen übergänge von kurzem voc. + fortis zu langem voc. + lenis ignoriert; dass sie endlich, wenn die eine mundart *glasə — glās,* die andere *glasə — glas* spricht, der zweiten den altertümlicheren stand zuerkennt, da doch nach aller analogie die ausgeglichene form das spätere, die differenzierte

[1] deren existenz zu bezweifeln mir nie einfiel, s. Alem. cons. § 23 (auch § 19). dass ich das elsässische damals so wenig wie heute zu den schweizerischen dialecten rechnete, hätte H. ua. aus §§ 33. 37 ersehen können.

das ältere ist. ich erinnere noch insbesondere an die complicierten verhältnisse der mundart von Beromünster, die ich mir nur in der Alem. cons. § 24 anm. angedeuteten weise auslegen kann. auch die parallele entwicklung der auslautenden *m, n, l,* bei denen die verhältnisse etwas durchsichtiger liegen, ist nicht aufser acht zu lassen.

Berlin, 21 mai 1891. ANDREAS HEUSLER.

'Vom Rechte' und 'Die Hochzeit'. eine litterar-historische untersuchung von CARL KRAUS (= Sitzungsberichte der kais. academie der wissenschaften in Wien, philos.-hist. classe. bd. CXXIII nr IV). Wien, Tempsky in comm. 1891. 126 ss. gr. 8°. — 2,40 m.

Indem ich diese eindringenden und vielseitigen untersuchungen, welche Heinzel angeregt und gefördert hat, hier zur anzeige bringe, muss ich mir leider mit rücksicht auf die rechte eines jüngern fachgenossen eine gewisse beschränkung auferlegen. ich meine dr Heinrich Löbner, der in seiner dissertation über die 'Hochzeit' (Brandenburg 1887) nur die kleinere hälfte einer umfangreichen arbeit veröffentlicht hat: das vollständige manuscript hat sich lange zeit in meinen händen befunden, und obwol ich mich namentlich in sachen der höhern kritik niemals zu Löbners, der Schererschen nahestehnder auffassung bekehrt habe, bin ich doch stellenweise durch hübsche einzelbeobachtungen von ihm gefördert worden und möchte meine eigenen erkenntnisse und vermutungen hier nur soweit vortragen, als ich sie unbedingt von Löbners arbeit unabhängig weifs.

Die schrift von Kraus, die leider einen typographisch wie sprachlich unschönen titel hat [1], wird eingeleitet durch ein paar kurze abschnitte über 'litteratur' und 'handschrift' (I. II), von denen ich den zweiten gern etwas ausführlicher gesehen hätte. Karajans beschreibung genügt nicht mehr, und was Kraus s. 2—4 bietet, beschränkt sich fast ganz auf den dialect des schreibers. ich selbst habe die hs. dank der liberalität des kärntnerischen geschichtsvereins und der freundlichen vermittelung des hrn archivars dr vJaksch im sommer v. j. hier in Marburg benutzen können, und ich bedauere jetzt, mich auf die collation beschränkt zu haben: die eingehnde beschreibung der hs. erwartete ich eben von Kraus, der den codex, wie ich wuste, für 'Recht' und 'Hochzeit' gleichfalls benutzt hatte. das graphische bild der hs. hat weit treuer als Karajan in den 'Sprachdenkmalen' Diemer in der ausgabe der 'Genesis und Exodus' widergegeben: wunderlicher weise hält sich K. trotzdem und trotz eigener kenntnis des ms. treulich an Karajans unvollkommene umschrift. der Milstäter schreiber hat, wie ich darum ausdrücklich bemerke, überall die

[1] warum nicht einfach: Recht und Hochzeit?

ligatur *œ*, nirgends *ae*; er schreibt consequent *ů* und *ǒ*, niemals *uo* und *ou*; für *wu* braucht er abwechselnd *wu* und *w*, für *wuo* bald *wů* bald *ẘ*. er ist sehr sparsam mit abkürzungen, die er eigentlich nur am zeilenschluss verwendet, um eine wortteilung zu vermeiden: so den nasalstrich 3,7 *chnehtē*, 3,8 *besliezzēt*, 5,21 *listē*, 6,8 *hertē*, 13,25 *iungistē*, 15,15 *andirstūt*, 15,23 *furhtēt* usw., so *ð* für *de* in *ðr* (8,15. 15,19. 26,4. 29,8); *ðn* 30,4. 31,6; *ðm* 33,4; *enð* 34,10; *werð* 44,3; *oðr* 13,21. andere abkürzungen kommen überhaupt nicht vor, und diese tatsachen muss der kritiker besonders bei ergänzungsversuchen beständig im auge haben. ein fehler wie *wellet* st. *wellent* R 441 begegnet nicht durch zufall grade am zeilenschluss (13,12), wo der nasalstrich beabsichtigt war, aber vergessen wurde, und *niuwen* st. *niuweht* H 62 verdankt seine existenz nur dem mechanischen streben, die zeile (20,12) ohne überschuss zu schliefsen (s. u.).

Findet K. so wenig wie einer der frühern anlass, die entstehung der hs. aufserhalb Kärntens zu verlegen, so geht er hingegen in cap. III, wo er den dialect der gedichte behandelt, entschieden von der bisherigen auffassung ab, die namentlich seit Scherer geneigt war, auch die dichter selbst in Kärnten zu suchen (vgl. zuletzt noch Vogt in Pauls Grundriss II 1,251): er hält auf grund einiger wenigen, aber auffälligen kriterien die 'alemannische herkunft' beider gedichte für 'höchst wahrscheinlich' (s. 6. 7); in cap. X, wo er zu den bekannten einige weitere zeugnisse für die beziehungen Kärntens zu Alemannien fügt, modificiert er seine ansicht vermutungsweise dahin, dass die gedichte von alemannischem verfasser in Kärnten verfasst worden seien (s. 98). so bleibt die litteraturgeschichte bei Kärnten, während der grammatik die aufgabe erwächst, den spuren alemannischer mundart sorgfältiger nachzugehn. mir selbst sind durch K. eigene zweifel bestätigt und in glücklicher weise gelöst worden: ich habe seit jahren an das südöstliche Schwaben gedacht, seit ich in FLBaumanns schöner geschichte des Allgäus mit der culturgeschichte dieser landschaft bekannt geworden bin, aber ich gebe gern diese unsichere vermutung dahin für die besser begründete hypothese von Kraus.

Um vor der erörterung von einzelheiten das wichtigste resultat der schrift hier gleich anzuschliefsen: cap. V behandelt die 'höhere kritik' der Hochzeit (s. 18—23): nicht von innern gründen der ursprünglichen composition und idealauffassung, sondern von der tatsache ausgehend, dass einzelne partien der 'Hochzeit' mit dem 'Recht' die gröste inhaltliche und formelle ähnlichkeit aufweisen, und gelangt zu dem resultat, dass wir das erstere gedicht in einer umarbeitung von dem dichter des Rechts besitzen, der zwar den wenig umfangreichen kern im ganzen unberührt liefs, aber breite moralisierende stücke einrückte und gelegentlich auch die deutung nicht unwesentlich verschob. ich stimme hier

unumwunden, ja mit hoher freude bei, denn ich habe ganz die gleiche auffassung seit januar 1886 widerholt im colleg vorgetragen und auch dr Löbner dazu zu bekehren versucht, leider vergeblich. stütze und ausbildung der erkenntnis bringen cap. IV 'stil des gedichtes vom Rechte' (s. 7—18) und cap. VI 'stil und character der Hochzeit' (s. 23—38). hier wird es im einzelnen nicht an einwendungen fehlen, im ganzen ist auch die ausführung lobenswert, und die litteraturgeschichte des 12 jhs. verdankt der neuerdings kindisch geschmähten 'höhern kritik' einmal wider einen ihrer schönsten gewinne. möge man auch dabei Scherers nicht vergessen, der die höhere aufgabe hier widerum zuerst erkannt hat.

Ich wende mich nun der sprache und reimkunst der beiden werke zu (K. III s. 4—7. VII 39—42), die uns eine brücke zur niedern kritik sein mögen. eine vorbemerkung über die verszählung scheint notwendig. die überlieferung des Rechts schliefst einen zweifel aus, und Waags zählung könnte definitiv sein, wenn er nur dem setzer auf die finger gesehen hätte: unter diesen umständen acceptiere ich die zahlen von K., die von 239 an um 1 hinter Waag zurückbleiben. dagegen hat K., wie wir bald sehen werden, bei der Hochzeit zwar einige fehler Waags vermieden, andere aber mitgemacht: seine zählung ist so wenig eine endgiltige wie die des jüngsten herausgebers, und da behalte ich für H lieber aus rücksicht auf den leser die zahlen von Waag bei, denen ich die citate nach Karajan in klammern beifüge. K. hätte die einführung einer dritten zählweise, der kein text zur seite steht, besser unterlassen.

Das kurze capitel über den dialect leidet von vornherein unter der stellung am eingange, die ihm K. nach vorbild ähnlicher monographien gegeben hat. hier hätte die grammatische darstellung aufgeschoben werden müssen, bis das verhältnis zwischen Recht und Hochzeit geklärt war, — oder K. muste später darauf zurückkommen! so aber wird zunächst festgestellt, dass in beiden gedichten die gleichen mundartlichen erscheinungen zu tage treten, dann kommt die wichtige tatsache heraus, dass die umfangreichsten partien der Hochzeit eben vom verf. des Rechts herrühren, und auf die frage, die sich nun aufdrängt, nach der herkunft des grundstocks von H muss sich der leser die antwort selbst suchen. diese antwort lautet nun freilich dahin, dass auch in den als echt anerkannten partien der Hochzeit die gleichen eigentümlichkeiten auftauchen, ob von haus aus berechtigt oder erst durch die überarbeitung eingedrungen, wird schwer zu entscheiden sein. das hervorstechendste an der sprache unserer gedichte sind unzweifelhaft die zahlreichen abstracta auf *-în*, von denen, vielleicht mit ausnahme von *menigîn* (MFr 8, 6)[1], in der reichen bairisch-österreichischen litteratur dieser zeit nicht eines

[1] wo ich, auch aus gründen des sinnes, eine verderbnis annehme.

begegnet: aber gerade auch sie sind in dem unzweifelhaft echten abschnitt H 196—326 mehrfach vertreten, und wenn man immerhin v. 204. 205 (*guotîn : diemuotîn*) bequem als interpolation ausscheiden oder auch als einfache umgestaltung aus *guote : diemuote* ansehen kann, 271 *menigîn* (*:sîn*) bleibt. so müssen wir die frage nach der heimat der alten Hochzeit unentschieden lassen. etwas auffälliges würde es ja nicht haben, wenn ein mönch aus SBlasien oder Hirschau etwa in Kärnten ein mitgebrachtes gedicht heimatlichen ursprungs einer umarbeitung unterzog.

In der verwertung der reime ist K. von löblicher vorsicht, ja er geht entschieden zu weit, wenn er es ablehnt, aus den reimen unserer gedichte für vocalismus und consonantismus überhaupt schlüsse zu ziehen. allerdings sollte man (alle bisherigen arbeiten haben darin gefehlt) bei gedichten des 12 jhs. stets die genaue untersuchung der reimtechnik der grammatischen ausbeutung der reime vorausgehn lassen, aber dass die skepsis, welche bei K. zu absoluter zurückhaltung führt, übertrieben, ja tadelnswert ist, lässt sich leicht zeigen. fragen wie die nach dem vorhandensein und der färbung des *â*-umlauts, über *î* > *ei*, *û* > *ou*, *iu* > *eu*, *ie* > *î*, *uo* > *û*, für die wir doch grofsenteils auf klingende reime angewiesen sind, lassen sich um die mitte des 12 jhs. aus den reimen nur selten beantworten. dagegen ist die tatsache leicht festzustellen, dass in unsern mehr als 800 reimpaaren nicht ein einziger beweisender reim mit ausfall oder abfall des *h* vorkommt (wie etwa *sâ : nâ(h)*, *tal : beval(h)*, *stân : gâ(he)n*), ferner dass nirgends altes *age*, *ege* auf altes *ei* reimt. beide arten von reimen treten auch bei der rohsten reimtechnik verräterisch zu tage, das fehlen der erstern gruppe würde mitteldeutschen, aber auch hochalemannischen ursprung ausschliefsen, das fehlen der letztern macht die annahme reinalemannischen dialects von vornherein bedenklich. ich komme darauf unten bei der Deutung der messgebräuche zurück, schon hier aber will ich erwähnen, dass die praeteritalform *heite* durch die reime mit *seite* H 916. 934 (375) nicht genügend gesichert ist, sie kann recht wol durch eine zwischenhandschrift eingedrungen sein, denn das reimpaar lässt sich einfach als *sagete : habete* auflösen. immerhin ist es auch für die geschichte unserer überlieferung von interesse, die verbreitung der form festzustellen: *heite* findet sich (von einem schreibfehler wie j. Jud. 164, 18, wo *hiete* dicht daneben steht, sehe ich ab) durch den reim gesichert bei Ulrich von Türheim (s. Al. gramm. s. 387: *reite, seite*) und bei Bruder Philipp (5598: *beite*), bei dem es natürlich zu den oberdeutschen bestandteilen seiner mischsprache gehört. man braucht also auch in einer kärntnerischen hs. keinen anstofs daran zu nehmen, wenn es für Ostschwaben und Steiermark bezeugt ist; es mag immerhin weiter verbreitet gewesen sein und gehört gewis zu den auffälligen dialectformen, die die schriftsprache schon frühzeitig unterdrückt hat.

Nicht berücksichtigt hat K. den wortschatz der beiden gedichte. besonders das Recht bietet einiges interessante, und vielleicht kämen wir der heimat ganz nahe, wenn wir wüsten, wo das subst. *erdisen*[1] (R 149) für *pfluoc-schar, -sech, -isen* im gebrauche war resp. ist; bei Lexer fehlt das wort ganz. *gemare* swm. R 440. 442. 447 (worüber aufser Bech Germ. 8, 480 jetzt auch das DWB s. v. *gemahrschaft* nachzusehen wäre) ist ebenso wie das verbum *gemarn*, die abstracta *gemarsami* und *gemarschaft* dem bairischen ganz fremd: die belege verteilen sich auf Alemannien einerseits und das stromgebiet der Lahn (Wetterau, Westerwald, Unterlahngau) anderseits. auch *dremel* stm. 'knüppel, hebel' R 135 finde ich speciell bei Alemannen (Boner, Zimr. chron.), denen gegenüber ein vielgereister vagant wie bruder Wernher, der es als 'stützbalken' braucht (HMS 2, 228^b. 229^a), nicht schwer ins gewicht fallen wird. — zum characteristischen besitz unserer gedichte gehört schliefslich auch das praeteritopraes. *eigen*, das R 408. 517 im sing. conj., H 62 im plur. ind. erscheint. Recht und Hochzeit sind nicht nur die letzten, sondern im ganzen jh. überhaupt die einzigen werke, in denen das alte wort in lebendiger verwendung vorkommt. aus der zeit zwischen 1050 und 1150 ist mir sonst nur bekannt das eine beispiel W. Gen. 50, 7 *al daz wir eigin daz si gemeine.* schon dies eine wort, will mir scheinen, weist die gedichte, oder vorsichtiger gesagt, den dichter des Rechts (dem die eine stelle der Hochzeit 62 zu gehören scheint) aus jenen gebieten fort, die für uns im 12 jh. durch eine reiche litterarische production vertreten sind, aus Augsburg, Regensburg und dem Donautal; aber auch aus Kärnten kann er nicht gut gebürtig sein, wo bereits etwas früher die Milstäter Genesis jenen vers der ältern fassung mit dem ungewöhnlichen wort fortliefs, obwol das reimpaar rein war *(gemeine : eine)*.

Habe ich also nach alledem gegen einen alemannischen verfasser zum mindesten des Rechts und unserer redaction der Hochzeit keinerlei bedenken, so möchte ich doch auch an der entstehung in Kärnten festhalten, solange uns nicht von der alemannischen litteratur jener zeit ein deutlicheres bild möglich ist. mir erscheint zwar sehr vieles von dem, was in cap. VIII (s. 42—57) von beziehungen zur gleichzeitigen und ältern poesie ausgetüftelt wird, hinfällig und zweifelhaft, aber den eindruck, dass die gedichte sich trefflich in den zusammenhang der uns durch kärntnerische schreiber überlieferten litteratur, speciell ins gefolge der Genesis hineinpassen, wird niemand bestreiten. mir scheinen sogar in den reimen spuren des bairischen dialects vorzuliegen, die also bezeugen würden, dass der verf. von der sprache seiner zweiten heimat nicht unberührt blieb: sicher ist zb. dass ein reim wie H 184f *choleten : doleten* in Kärnten als rein empfunden ward, während er in Alemannien *cheleten : doleten* lautete, also unrein war.

[1] oder *ardîsen* (wie *ard-acker)?* die hs. hat *ærdisen.*

Einzelne einwände und berichtigungen seien hier nachgeholt. unter die formen von *haben* durften nicht solche des compositums *behaben* eingemischt werden (s. 5), das ja bekanntlich niemals syncopierte formen aufweist. die behandlung dieses verbums ist auch namentlich für die Hochzeit (s. 7) durchaus unbefriedigend: es ist entschieden von wichtigkeit zu wissen, ob verschiedene formen im reime vorkommen und wie sich zu ihnen die schreibung sonst verhält. so verdiente neben *heite* die prät. form *hæte* (: *wæte* 699) erwähnung, und der umstand, dass im verse stets *habete* geschrieben ist (H 218. 247. 1031 uö.), stützt in verbindung mit dem häufigen *gesaget* : *maget* (H 99. 222. 327. 801) meine auflösung von *heite* : *seite* in *habete* : *sagete*, die durch die gänzliche abwesenheit eines reimes wie *geseit* : *breit*, *-heit* geradezu gefordert wird. — über die 2 p. plur. auf *-ent* sind die acten durch Roediger (Zs. 20, 317) keineswegs geschlossen, sodass ihr vorkommen in einer hs. noch nicht für alemann. ursprung ausgebeutet werden darf: die formen begegnen in sehr zahlreichen bairischen hss. des 12/13 jhs. und sind bereits in Nortperts Tractat (Diut. III 281 — 291), der allerdings dem bairisch-schwäbischen grenzgebiete angehören mag, durchaus die herschenden. reimbelege sind naturgemäfs überhaupt selten, aber Prl. 81 f *ander* : *gânder* (= *gânt ir*) lässt sich doch nicht hinwegdeuten. — die 'culturübertragung' s. 5 z. 22 v. o. verdankt wol nur einem lapsus calami ihr auftreten?

Bei der betrachtung der reimkunst cap. VII (s. 39 — 42) sind ein paar wunderliche termini zu tadeln. man spricht doch nicht von 'vierreim', wo es sich lediglich um nachlässige widerholung des gleichen reimklanges handelt, am wenigsten wenn zwischen die beiden reimpaare eine schwere interpunction und gar ein von dem schreiber durch initiale markierter absatz fällt, wie etwa R 215 ff. 478 ff. 193 ff usw. — weit bedenklicher noch sind die von K. für die Hochzeit in ziemlichem umfang constatierten 'waisen'. 'waise' ist ein terminus technicus aus der strophischen dichtung, der bei einem gedicht in fortlaufenden reimpaaren sich überraschend ausnimmt: K. versteht darunter vereinzelte zeilen, die uns ohne entsprechende reimzeile überliefert sind, und er muste sich in erster linie fragen, ob dieser mangel nicht schuld der überlieferung sei. eine verschuldung, eine nachlässigkeit liegt ja in jedem falle vor, und die frage ist nur: liegt die schuld beim dichter, beim überarbeiter, beim schreiber — oder gar beim herausgeber? und wir kommen mit den beiden jüngsten stadien sehr gut aus! da sind zunächst drei fälle, wo bei Waag und auch in den augen von Kraus im eingang eines abschnitts das sätzchen: *Daz ist daz ander (dritte, vierde) phunt* eine 'waise' bilden soll. ein grund ist nicht einzusehen, man schreibe getrost:

H 524 (30, 21 f) *Daz ist daz ander phunt, daz wir daz lieht hân,*
daz wir die rehten wege dâ mite schulen gân.

531 (31, 1 f) *Daz ist daz dritte phunt, daz wir stinchen,*
des schulen wir uns wol bedenchen.

550 (31, 12 f) *Daz ist daz vierde phunt, daz wir den smach hân;*
wol mugen wir uns enstân usw.; vgl. s. 300 (zu H 520). recht sonderbar ist dann weiterhin die auffassung der verse 1020—1023 (42, 12 ff):

1020 *daz [was di]u Lûzzifern vart,*
sô im ie wê wart.
H[oy] wie leide im dô wart,
dô got in d[ie] h[ell]e s[pran]ch
ze dem allêrsten man
1025 *den er [schephen be]gan!*
benamen er in dô nante usw.

hier soll 1020—22 einen 'dreireim', 1023 eine 'waise' vorstellen (s. 40)! warum dieser verzwickten auffassung nicht ein reimpaar *wart : spranch* vorgezogen wird, versteht man nicht, noch weniger aber, wie sich K., wenn ihm diese bindung widerstrebt, bei der Karajanschen ergänzung *in die helle spranch* beruhigen kann: der ausdruck 'gott sprang in die hölle zu dem ersten menschen' ist doch wahrlich auffallend genug. nun liefse aber auch der raum höchstens ein *sprăch* zu, und da der nasalstrich in der ersten zeilenhälfte durchaus gemieden wird, so kann man überhaupt nur schwanken zwischen *in die helle* und *in der helle sprach.*

Damit ist die eine hälfte der 'waisen' erledigt, an der andern hälfte trägt allerdings der schreiber die schuld, aber die notwendigkeit oder doch wahrscheinlichkeit einer ergänzung nachzuweisen erfordert wenig scharfsinn.

457 ff (29, 11 ff) *alliz gemeine*
lebentiz gesteine
daz louhtet dar inne
⟨*rehte sam ein gimme*⟩ oder ⟨*rehte sam iz brinne.*⟩

die letztere ergänzung ist dem Himml. Jer. Diem. 364, 7 entnommen: *daz edele gestaine lûhtet sam iz perinne (: dar inne),* die erstere aus dem Vor. Mos. Diem. 56, 16 *die sûle dar inne die lûhten sam ein gimme,* vgl. M. Exod. 158, 10 *helm unde brunne die schinen sam diu gimme.* — die parallelstelle aus dem Himml. Jer. hat nachträglich K. selbst s. 45 f auf die möglichkeit einer entstellung geführt.

502 ff (30, 8 ff) *sînen zehenten willichlichen geben,*
er selbe christenlichen leben:
⟨*sînen ebenmenschen minnen,*⟩
der werlde guotes gunnen.

eine andere ergänzung hat Löbner (these 4) vorgeschlagen: er schiebt nach der verwaisten zeile ein: *nieman nihtes erbunnen.*

610 (32, 21) *daz bezeichent uns [alte] unde junge*
⟨*an der wandelunge.*⟩

vielleicht fällt einem andern der präcisere ausdruck ein: ein abstractum auf *-unge* war es gewis.

879 ff (39, 1 ff) *mit sinem vil hêren bluote*
lôst uns got der guote
alle gelîche
⟨arme unde rîche:⟩
von diu sol der arme
den rîchen noch erbarmen.

hier ist die ergänzung geradezu selbstverständlich: und doch sieht K. in der zeile *alle gelîche* eine 'waise', während sie Karajan und Waag gar als 'müssigen und störenden zusatz des schreibers' beseitigten.

So wären die 'waisen' der Hochzeit glücklich alle 8 beseitigt, und da ich gleichzeitig auch ihren leidensgefährtinnen aus der Vorauer sündenklage wider zu ihrem rechte zu verhelfen suchte (vgl. Zs. 35, 428 ff), so hoffe ich K. davon überzeugt zu haben, dass wir es lediglich mit unbilden der überlieferung zu tun haben, wo nicht gar der moderne kritiker die 'verwaisung' allein auf dem gewissen hat.

Im VIII abschnitt, wo K. den 'beziehungen beider gedichte zu andern' nachgeht (s. 42—57), vermissen wir besonders lebhaft eine äufserung über das alter unserer stücke. so muste Roedigers auffassung (Anz. I 66) ihres verhältnisses zur Ava schon um der zeitlichen priorität willen abgelehnt werden, die unzweifelhaft der Ava gehört. über das zweite viertel des 12 jhs. wird man Recht und Hochzeit keinesfalls hinaufrücken dürfen: wenn sie in einigen puncten, wie besonders in der bewahrung der vollen endungen, eine gewisse altertümlichkeit aufweisen, so hängt das mit einer bekannten eigenart des alemannischen dialects zusammen: man vergleiche nur einmal den alten Reinhart des elsässischen spielmanns, wo um 1180 sogar noch der reim *hûlôn : dôn* (879 f) vorkommt, mit österreichischen dichtungen der vorausgehnden zeit. wir sind ja freilich fürs 12 jh. mit der alemannischen litteratur und grammatik übel beraten, aber die überlieferung reicht doch aus, um gewisse hauptsachen, welche das reichere material der spätern zeit klarlegt, auch für die übergangsepoche festzuhalten.

In der aufsuchung von ähnlichkeiten und reminiscenzen geht auch K. wider zu weit: manche erwägung konnte getrost in die parallelensammlung der anmerkungen verwiesen werden. das Himmlische Jerusalem und das Jüngste gericht der Ava erscheinen mir in den angezogenen stellen viel zu wenig originell, sind überhaupt viel zu sehr aus landläufigen phrasen der geistlichen poesie zusammengeflickt, als dass sie eine sichere anknüpfung gestatteten. wesentlich gestützt hat K. die bisherige annahme, dass die beiden stücke unter dem einflusse der alten Genesis stehn, ganz neu gefunden hat er die intimen berührungen mit der Deutung der messgebräuche in Kelles Speculum

ecclesiae: sie sind augenfällig, auch wenn man über K.s liste s. 51—53 strenges gericht hält. dass nun aber K. gleich so weit geht, das Benedictbeurer gedicht dem verfasser des Rechts und überarbeiter der Hochzeit selbst zuzuschreiben, erregt lebhaftes befremden, und die art, wie er die entgegenstehnden bedenken bei seite schiebt, verdient entschiedenen tadel. er hat wol gesehen (s. 55), dass in den reimen unterschiede zu tage treten, aber er meint, ihnen brauche man nicht viel gewicht beizulegen: er hält es wol für möglich, dass die unterschiede 'nur durch die überlieferung in den verschiedenen hss. entstanden sind, von denen die eine (die Milstäter) absichtlich, die andere (die Benedictbeurer) meist aus unachtsamkeit die texte in entgegengesetztem sinne veränderten'. man merke wol: nachdem K. die betrachtung von Recht und Hochzeit nach der seite der sprache, der reimtechnik, der höhern kritik abgeschlossen hat, überrascht er uns hier mit dem leicht hingeworfenen verlegenheitseinfall, dass beide gedichte uns nur in einer der Milstäter Genesis — er selbst zieht diesen vergleich — vergleichbaren überarbeitung erhalten seien. er scheint gar nicht bemerkt zu haben, dass damit alles, was er über die höhere kritik der Hochzeit vorgetragen hat, hinfällig oder doch wackelig wird.

Die Deutung der messgebräuche (Mgbr.)[1] ist in der éinen hs. in der denkbar schlechtesten überlieferung auf uns gekommen, was keiner der beiden herausgeber bemerkt, K. aber richtig erkannt hat. die ca 250 erhaltenen reimpaare weisen dialectische eigentümlichkeiten in fast verwirrender fülle auf, die mundart deckt sich völlig mit der keines andern denkmals, und die localisierung des gedichts ist darum überaus schwierig. Roediger Zs. 24, 317 f hob hervor, was auf 'alemannischen einfluss' hinzudeuten schien, ich selbst habe mich GGA 1884 s. 568 mehr an die fürs mitteldeutsche characteristischen erscheinungen gehalten, dabei aber das oberdeutsche im wortschatz betont und das stück dem bairisch-fränkischen grenzgebiete zugewiesen. von diesem wie von jedem versuche die heimat festzulegen steh ich jetzt ab: ein reim wie *menegî: sî* 356 ist mit hoher wahrscheinlichkeit und ein wort wie *gratte* 'korb' 19 ganz gewis alemannisch, aber wo ist im alemannischen *steit* und *geit* nachgewiesen, das doch durch die reime 180 *(: christenheit)* und 300 *(: breit)* gefordert wird? sehen wir einmal von diesen ab, so treten zwei gruppen mundartlicher reime besonders stark hervor, einmal die reime mit ausfall resp. abfall des *h* und dann die reime *age, ege* > *ei*: für beide haben wir in den mehr als 800 reimpaaren von R und H nicht einen einzigen sichern beleg, in den Mgbr. dagegen finden wir bei kaum 250 reimpaaren ad 1) mindestens 14 belege, indem zu Roedigers 9 (aao. 318) noch hinzutreten: v. 155 *gewîhet : liep*, 232 f *enphâhet : getwahet* (l. *enphât : ge-*

[1] die verszählung in Pfeiffers abdruck Zs. 1, 270 ff (1841) und bei Kelle Spec. eccl. 144 ff (1858) ist die gleiche; entgangen ist Kraus die collation der hs., die Schönbach Zs. 24, 87 ff gegeben hat.



twât), 365 *vâhet : stât,* 235. 364 *sâ : darnâch;* auch der reim *niht : gescihet* 485 muss als *niet : gesciet* gefasst werden, vgl. v. 133 f einerseits, 345 f anderseits; ad 2) entscheiden v. 5 *geseit : wârheit,* 423 *geleit : breit,* 432 *leit : christenheit* auch für 201 f *treit : geseit* und 252 f *beleit : geseit.* und diese aufdringlichen erscheinungen — anderer ganz zu geschweigen — sollten in den Mgbr. durchgehends eingeschwärzt oder aus R und H consequent beseitigt sein? gegen die erstere annahme will ich hier wenigstens noch den Benedictbeurer schreiber in schutz nehmen: der mann hat mit wissen und willen keinen neuen reim gemacht, er hat nur mit seinem schlechten gedächtnis und seiner gleichgiltigkeit gegen diesen redeschmuck ein paar dutzend alte unterschlagen. ich halte es für unmöglich, den text wider völlig herzustellen, den unser schreiber, wie es scheint, durchaus aus der erinnerung und ohne jede vorlage aufgezeichnet hat. ich finde keinen fehler, der auf verlesung beruht, aber zahlreiche stellen, wo eine lediglich den sinn widergebende fassung den reim, ja die ganze reimzeile verdrängt hat. ich will die textkritik des werkchens hier nicht durchsprechen: es ist viel bequeme lese dabei, die jeder bei sorgfältiger lectüre einsammelt, und einige proben mögen genügen: v. 57 f l. *in m î n e s i n n e : wârhafte minne,* hs. *min herze.* — v. 141 f *und rieten mir ie mêr und mêre : swaz sô si mohten ze sêre,* hs. *zubele.* — v. 173 f *unze ime daz ouge : eintweder b e t o u w e,* hs. *naz werde.* — v. 399 f *Dar nâch neiget er : s î n h o u b e t v u r d e n a l t e r* [1], hs. *vur den alter sin hŏbet.* — v. 499 f (Christus erschien seinen jüngern) *in eimme gademe : da si w â r e n z e s a m e n e,* hs. *vor den juden waren bespart.* — einer besonders characteristischen stelle, wo in der überlieferung hintereinander drei reimpaare entstellt sind, setze ich die vermutete lesung hier gegenüber:

hs. *da wrden ertpibe.*	*dâ wurden ertpîbe*
umbe alle die werlt.	*umbe alle die werlt* ⟨*wîte* [2]⟩,
vn̄ brachen die umbehange.	*die umbehange brâchen,*
415 *die steine zerbrasten.*	415 *die steine zebrâsten,*
diu greber. sich uf taten.	*diu greber sich ûf tâten* [3].
do erlasc diu liehte.	*diu lieht elliu erlâscen.*

der schreiber, der ein gedicht so überliefert, kann keine vorlage gehabt haben, und auf sein conto wird man auch nicht die einführung ganzer gruppen guter dialectischer reime setzen wollen. die von K. angenommene überarbeitung des gedichtes muss also rückwärts liegen und bedurfte eines nähern eingehns, falls wir mit ihr rechnen und nicht vielmehr alles über den haufen werfen sollen, was K. über das verhältnis von Recht und Hochzeit glücklich ermittelt hat. ich denke aber, wir begnügen uns mit der

[1] diese stelle hat auch K., aber abweichend, gebessert.
[2] so schon Pfeiffer z. st.
[3] vielleicht sind auch noch die verse 415. 416 umzustellen.

allgemeinen annahme verwantschaftlicher beziehungen zur Deutung der messgebräuche, ohne sie vorläufig näher definieren zu können.

Ich kehre nun zu unsern gedichten zurück und gebe zunächst einige bemerkungen zum texte des Rechts, in die ich die ergebnisse meiner collation der hs. einschalte. K. 3, 18 (27) *nv* auf rasur von gröfserem raume als das gegenwärtige wort einnimmt. — v. 40 (3, 25) *sînen vriunde* kann als häufig belegte sandhi-erscheinung stehn bleiben. — v. 48 (4, 6) l. *drî*. — v. 57 (4, 12) l. *hât er*. — K. 5, 12 (99) *rŏtin* vom corrector aus *růtin*. — v. 117 (5, 22) hs. *zefůret*. — v. 147 (6, 14) der ergänzung Karajans *w[an lieze er] in dâ stân* weifs ich einstweilen nichts besseres gegenüberzustellen, bedenklich bleibt aber, dass dabei 4—5 buchstaben über den folgenden zeilenschluss hinausgeragt haben müsten. — v. 148 (6, 15) ein subst. inf. *daz rŏtin* ist ja neben dem v. 121 (5, 25) bezeugten *behůtin* an sich nicht auffallend, gleichwol dürfte auch hier das v. 99. 127. 166. 168 überlieferte fem. *diu rŏtin* einzusetzen sein: der österreich. schreiber konnte die alemann. form leicht einmal ausmerzen. — v. 200 (7, 20) *zeinem erlichen* ist von K. unzweifelhaft richtig in den text gesetzt, allein die angabe der hsl. la. ist nicht genau, es steht da *merlichem* (darüber *zeinem*) und das *zeinem* scheint erst vom corrector übergeschrieben. — K. 9, 1 (254) vor *habent* eine rasurstelle, auf der 3—4 buchstaben (mir scheint *vur*) vor dem weiterschreiben getilgt sind. — v. 307 (10, 8) *der hunt archman* (der 'hund von geizhals') lässt sich verteidigen, die häufigkeit der schelte *hunt* bezeugt für die geistliche poesie des 12 jhs. Schönbach zu Jul. 620, vgl. bes. ebenda 613 *Aulesius der arge*, 620 *Aulesius der hunt*. Karajans änderung *chunt* hat Kraus Anz. XVII 25 zurückgewiesen, allein auch sein eigner vorschlag *tump* scheint mir formell unannehmbar: *archman* ist doch (ebenso wie *altman, armman*) nur eine zusammenrückung, vor der ich ein zweites unflectiertes adjectiv für ausgeschlossen halte. — v. 316 (10, 13) *ez wunder, waz der gotes sun* usw.; ob hier die einschaltung *ez ⟨ist⟩ wunder* not tut? Erdmann Grundz. d. d. syntax § 92, wo er beispiele wie Parz. 4, 15 *er stahel swa er ze strite quam* aufzählt, bemerkt freilich 'bei *ez* unerhört'. — v. 354 (11, 12) die hs. hatte *samt*, nicht *samet*. — v. 397 (12, 12) der raum lässt nur die ergänzung zu *er ist ch[arl], si ist chone*. — v. 420 (13, 2) ich lese deutlich *vorletære*, und dies wird besser in *vorleitære* als in *vorlêrære* geändert; anderweitig belegt ist keines der beiden composita, für das erstere spricht aber auch die von K. s. 52 zu unserem vers angezogene parallelstelle Mgbr. 217 *er ist unser leittêre:* beidemal ist vom priester die rede. — v. 450 (13, 18) das von Kraus Anz. XVII 25 eingesetzte *m[an]* (st. *m[are]*) wird auch vom raum gefordert. — K. 13, 25 (462) hs. *gesăch*. — v. 495 (14, 20) hs. *daz ez daz reht getuo*, was natürlich mit beziehung auf *daz mennisch* 486 ganz in ordnung ist. — K. 15, 5 (512) hs. *einez*.

— v. 518 (15, 9) *vor ſage* ist noch deutlich zu lesen: der erste buchstabe ragt über (was für das *t* der hs. nicht zutrifft) und für einen weitern fehlt es an raum. so fällt denn auch ein rührender reim (K. *vor trage: nâch trage)* fort, den ich übrigens nicht mit K. s. 40 für einen erlaubten halte. — v. 533 (15, 18) Karajans *iegeliches* gibt für mich keinen sinn, ist ferner grammatisch unzulässig — denn nur das refl. *sich verdenken* hat den genitiv bei sich — und dem raume nach unmöglich; an der ergänzung *der [sich de]s verdenchen chan* ist kaum zu zweifeln.

Weit mehr zu tun gibt der text der Hochzeit, wie schon ein blick auf die klammerreichen seiten von Karajans abdruck lehrt. die lagen, auf denen uns dies gedicht überliefert ist, sind besonders an der aufsenseite stark vom moder angefressen, und zu den weggemoderten treten noch zahlreiche verwischte und ausgebleichte stellen. Karajan hat im ganzen sorgsam gelesen und nicht ohne tact und geschick ergänzt, — aber er hat seine ergänzungen in eine abschrift eingetragen, die den verfügbaren resp. zulässigen raum nur ungefähr andeutete, nirgends genau bestimmte. die aufmerksamkeit eines collators muss darum nicht nur auf das erhaltene gerichtet sein (hier ergibt sich nur eine unbedeutende nachlese), sondern vor allem auch auf den umfang dessen, was uns der moder geraubt hat. die zeilenanfänge schneiden scharf ab, und hier lässt sich der raum bis auf den buchstaben bemessen; am zeilenschluss herscht naturgemäfs gröfsere freiheit und ungleichheit: hier darf eine ergänzung in den meisten fällen das maximum des zeilenumfangs in berechnung ziehen. Karajan hat keinerlei derartigen erwägungen angestellt, und auch K. sind sie bei nachprüfung der hs. nicht gekommen: wenigstens verwirft er nirgends eine ergänzung seines vorgängers aus gründen des raums. meine kritik richtet sich im nachfolgenden überall zunächst gegen Karajan. zeile meint Karajans, vers Waags ausgabe; wie immer bedeutet [ ] ergänzung, ⟨ ⟩ einschaltung.

V. 20 (K. 19, 11) ich lese, freilich undeutlich, *lieber* am zeilenschluss, nicht *lussamer,* das auch räumlich unmöglich und syntactisch (*mir ist lussam?*) bedenklich ist. — v. 30 (19, 16) Karajans *gec[hom]en in den mist* ist neuhochdeutsch; die ergänzung ist aber auch deshalb unhaltbar, weil der unter die zeile gehnde strich des *h (ʒ)* zu sehen sein müste und der dritte buchstabe noch als erster strich eines *w* oder *v* erscheint: also *geworfen* oder auch *gevallen.* — v. 57 (20, 10) l. *[hie]* st. *[ie].* — v. 59 (20, 11) *geeret* ist noch deutlich lesbar. — v. 62 (20, 12) *niuwen,* wie die hs. hat, ist niemals = *niene,* es muss in *niweht* geändert werden, wie K. 4, 23. 5, 10. 21, 22 uö. steht; der schreiber kann eine ligatur *ht* verlesen haben, oder er ist durch den zeilenschluss zu diesem 'abgekürzten verfahren' verleitet worden. — v. 72 (20, 19) *ie* am zeilenbeginn hat Karajan schwerlich mehr gelesen; mir gefällt auch die ergänzung *ie[vor* nicht, ich schlage vor *als si got [chunt ha]t*

getan. — v. 86 (21, 2) l. *daz si ⟨die⟩ touffe habent verchorn.* — v. 104 (21, 13) *vil* ist zu streichen. — K. 21, 17 (111) am schlusse der zeile stand *ů*-. — v. 113 (21, 18) *ie* ist zuviel. — v. 127 (22, 2) Karajans *guot* ist zusatz, nicht ergänzung, wie Waag annimmt. — K. 22, 19 (155) hs. *sich* aus *siche.* — v. 156 (22, 20) Kraus' [*serpa*]*nde* ist als französ. fremdwort ebenso unmöglich wie Karajans [*wiga*]*nde;* zu schreiben ist *an dem alten vâlandel* — v. 195 (23, 17) der raum gestattet nur *er,* nicht *unde.* — v. 196 (23, 18) die ergänzung braucht gewis 3 buchstaben zu viel: ich lese parallel zu v. 150 (22, 16) *ein vil hoch gebirge* hier *ein* [*vil tief*] *tal.* — v. 197 (23, 19) das hsl. *eines lussames also vol* ist unmöglich zu halten, aber ob die änderung *aller lussame alsô vol* das richtige trifft? — v. 200 (23, 20) *vil* ist aus raumgründen fortzulassen. — v. 203 (23, 22) ist *die* der hs. wol in *der* zu ändern. — K. 24, 14 (232) hs. *vriunde,* wie auch 27, 17; die consonantische form *vriunt* 24, 9 (224) hat der schreiber wol am zeilenschluss bequemer gefunden. — v. 234 (24, 15) in der ergänzung ist *niweht* zu schreiben, wie sonst immer steht. — v. 260 (25, 4) das hsl. *hæte* (vielleicht durch das eben dagewesene reimpaar *wæte: hæte* 253 f veranlasst) war getrost in *tæte* zu ändern. — K. 25, 7 (266) *wol berei-* hat der corrector geschrieben. — v. 295. 299 (25, 22. 24) die sichern änderungen von Bartsch werden auch durch die raumumstände empfohlen. — K. 25, 25 (301) ich kann K. nicht zugeben, dass die hs. deutlich *ra-* habe. — v. 341—44 (26, 22 ff) sind die reimworte in der textherstellung natürlich zu schreiben *cham: nam, meist: geist.* — K. 26, 22 (341) hs. [*brŏt*]*egŏm,* wie auch 27, 16 uö. — K. 27, 1 (347) *in* vom corrector vor die zeile gestellt. — v. 377 (27, 17) ergänze ich lieber *die vriunde* [*an*] *dem râte.* — v. 387 (27, 23) für das zweite *ubir* ist kein platz. — zu v. 418 (28, 16) will ich bemerken, dass ich auf die von K. verworfene conjectur Diemers *allen den ⟨lôn ge⟩arnôt* selbständig gekommen bin und an ihr auch festhalte; es ist an unserer stelle gar von keiner 'ernte', wol aber von 'lohn' die rede! dass der eigenname *Arneth* übrigens das abstractum *arnôt* stützen soll, ist ein überraschender einfall: natürlich handelt es sich nur um einen der zahllosen sprösslinge von *Arnolt: Arndt, Arend* usw. — v. 429 (28, 21. 22) ist zu ergänzen *die wer*[*vent rehte*] *ir dinch,* vgl. R 425 (13, 4) *gerne sol er werven rehte.* — zu v. 459 (29, 11) s. o. s. 293. — K. 29, 14 (463) hs. *erlichir.* — v. 476 (29, 20) statt *chraft* 'copia' ist zunächst *maht* 'potentia' einzustellen, dann aber ein *sî* hinzuzufügen, das auch noch platz findet. — v. 489 (30, 2) steht *sælichen* allerdings in der hs., ist aber selbstverständlich schreibfehler für *sælichlichen,* übrigens ein nicht seltener fall. — v. 493 (30, 4) der überlieferte reim *bewæten: nerigen* ist bei der sonstigen reimtechnik des dichters unglaublich, man setze also *berâten* ein, vgl. die parallelstelle Kchr. 17176 f *die armen si bewâten, die nôtigen si berieten.* — zu v. 504 (30, 9) s. o. s. 293. —

v. 511 (30, 14) l. *dâ mite mugen die rîchen alle chomen in die êwigen [vo]lle;* Karajans *[sta]lle* bringt einen unmöglichen ausdruck. — v. 520 (30, 18) ist entsprechend 524. 531. 550 (s. o. s. 292 f) zu verbessern *Daz ⟨ist daz⟩ êrste phunt daz wir gehôren.* — v. 521 (30, 20) *immir* überschreitet den raum, nach analogie der parallelverse 533. 552 empfiehlt es sich, *wol* dafür zu schreiben. — v. 563 (31, 20) zu ergänzen ist *Mit den f[unf sinnen],* nicht *dingen.* — v. 607 (32, 19) das ergänzte *uns* ist durch den raum ausgeschlossen; desgl. v. 617 (32, 25) *im.* — zu v. 610 (32, 21) s. o. s. 293. — v. 653 (33, 19) auch mir nicht ganz klar, jedesfalls aber müssen gegenüber Karajan 3 buchstaben gespart werden, also *[sô er die] sêle bevelle.* — v. 698 (34, 20) mehr als *die spange* hat in der lücke nicht platz. — v. 700 (34, 20) *hangende* sehr problematische ergänzung, die überdies zuviel raum beansprucht, *schone* reichte aus. — zu v. 702. 3 (34, 22) vgl. Anz. xvii 27 anm. — v. 741 (35, 19) streiche *vil* [1]. — v. 749 (35, 24) ich würde *[uber]mûtigen* lieber schreiben als *[hoch]mûtigen.* — v. 792 (36, 25) hs. *erchennot* ist eine unform, ein schreibfehler, der durch *erchunnot* zu bessern war. — v. 800 (37, 5) hs. *die,* wie übrigens auch die herausgeber hätten einsetzen müssen. — v. 832 (37, 24) *sich* hat keinen platz. — K. 38, 14 (860) nach *uiandes* steht *man* ausradiert. — v. 864. 866. 871 (38, 17. 18. 21): in allen drei zeilen überschreitet Karajans ergänzung den raum um gut 3 buchstaben; in 864 muss man mit *do nehabet [der hêrre]* auskommen, 866 l. *So chêrt [er abe sîn]en mût,* 871 l. *[hât er des hêr]ren rât.* in der letzten zeile ist wenigstens die lesung *herren* st. *richen* hsl. sicher. — zu v. 880 (39, 1. 2) s. o. s. 294. — v. 907 (39, 17) *herif[ten ftat]* ist noch ziemlich deutlich. — K. 39, 25 (920) hs. *wun.* — v. 941 (40, 16) der raum ist für die ergänzung *lôn* zu groſs, ein wort wie *gewin* würde bequem platz haben. — v. 945 (40, 19) hat Karajan (was mir nicht mehr möglich war) würklich . . . *ch* gelesen, so wird die ergänzung *[smâ]ch,* die räumlich angeht, die beste sein: *Swer dort ze genâden wil chomen, der sol die smâch an sich nemen.* ich weiſs wol, dass *smæhe* das üblichere wort ist, aber auch *smâch,* obwol erst im 13 jh. belegt, besitzt als lautgesetzlicher *ô*-stamm die garantie des alters. — K. 41, 2 (958) das umlautszeichen beruht auf einem lesefehler: es steht da mit dem nasalstrich *chūn-ne.* — v. 979 (41, 13) l. *hete.* — v. 982. 983 (41, 15. 16) überschreiten Karajans ergänzungen wider den raum: 982 wird man statt *gotes sun* einfach *got* einstellen dürfen, 983 l. *dâ er uns[ir genâde] gevienc̄h* (vgl. 884 *dô er unsir êrste genâde gevie*). — v. 987 (41, 18) besser als Karajans *[von obene ze] grunde* wäre *[unz in daz ab]grunde,* aber auch hier müssen wol 2 buchstaben gespart werden. — v. 993 (41, 22) das mit *cho . .* [2] begin-

[1] resp. *mit,* das Kraus s. 120 zu bevorzugen scheint.
[2] diese lesung ist ganz deutlich, an eine so verlockende conjectur wie *cheten* also nicht zu denken.

nende wort kann nur noch zwei weitere buchstaben beanspruchen; die auswahl ist also klein genug und doch nicht leicht: *chôre* passt nicht recht, *chôle* (< *quâle*) gienge schon an (*er brach die chôle alle* 'fregit omne martyrium') — nur scheint es, als ob der erste der beiden fehlenden buchstaben die linie nicht überragt habe. — zu v. 1023 (42, 14) s. o. s. 293. — v. 1027 (42, 16) [*uiant in*] hat kaum platz, [*tiuuel in*] gewis nicht. — v. 1037 (42, 22) l. *ûz* [*der star*]*chen nôte*. — v. 1042 (42, 25) [*er loste*] scheint zuviel, vielleicht [*er nam*]. — v. 1065 (43, 12) l. *martir*. — v. 1070 (43, 15) die ergänzung Karajans braucht etwa dreier buchstaben raum zu viel, vielleicht ist zu lesen *Nu si*[*nt geistliche*] *liute*. — v. 1072 (43, 16) *wan* ist wegen des raumes zu streichen. — v. 1074 (43, 18) *gesegent* ist doch wol nur schreibfehler für *gesegenten*. — v. 1078 (43, 21) aus entscheidenden raumgründen ist *iungisten* zu verwerfen: l. *unz* [*an den sûn*]*tach*. — v. 1079. 80 (43, 22) raum und sinn protestieren gegen die ergänzung Karajans; es ist zu schreiben: *sô wol in der dar chomen* [*mach. swer*] *daz reht begât*. — v. 1083 (43, 24) l. *sô*, nicht *alsô*. — v. 1091 (44, 5) l. *daz*.

Ich bin mit dieser vielleicht manchem gar zu peinlichen und teilweise äufserlichen controle der überlieferung von der schrift von Kraus etwas abgekommen, und der raum des Anzeigers verbietet mir, zu eingehnder besprechung der noch übrigen capitel zurückzukehren. zu cap. IX (s. 57—96), wo die beiden gedichte, ferner die Milstäter sündenklage und die Deutung der messgebräuche auf ihr verhältnis zur theologie geprüft werden, wüste ich auch im augenblick wenig genug hinzuzufügen, und zu cap. XI, den anmerkungen (s. 98—126), will ich absichtlich keine nachträge geben. beide abschnitte zusammen bilden den sachlichen und sprachlichen commentar, dessen gerade diese gedichte so sehr bedürfen. sie beruhen auf reicher belesenheit und zeigen einen so gesunden blick für die aufgaben der quellenkritik und der interpretation, dass ich dringend wünsche, der verfasser möge auf dem gleichen gebiete noch weiter tätig bleiben und vor allem in die reihe der mitarbeiter eintreten, wenn es einmal gelingen sollte, in einer kritischen sammelausgabe die geistlichen dichtungen des 12 jhs. zu vereinigen.

Marburg i. H. EDWARD SCHRÖDER.

Die lieder Heinrichs von Morungen auf ihre echtheit geprüft. von KARL SCHÜTZE. Kieler diss. Kiel, CSchaidt 1890. IV u. 88 ss. 8°.

Lachmann und Haupt erschienen von den in MSF aufgenommenen strophen verdächtig: 124, 8—31; 137, 4 ('allenfalls echt'); 146, 11—147, 3; im ganzen 7 strophen. Franz Pfeiffer (Germ. III 504) verwarf wegen nichtmitteldeutscher reime 130, 31 ff;

137, 10ff; 145, 33—147, 3; im ganzen 12 strophen. Michel, Heinr. v. Morungen s. 14, glaubte 145, 33—147, 3 (6 str.) mit 'hinreichender wahrscheinlichkeit' Morungen absprechen zu können, während Gottschau (Btr. 7, 376ff) aufser diesen strophen noch 136, 25 für unecht hielt. keiner von den genannten witterte in mehr als vier liedern contrebande. weit über sie hinaus geht der neueste kritiker, Karl Schütze. ihn dünkt in nicht weniger als 18 (von 37) liedern der strophenbestand gefälscht, und er streicht sie entweder ganz zusammen oder verkürzt sie zu zwerggestalten oder macht sie zu vereinzelten bruchstücken, die fahrende aufgefangen und in ihr gewebe hineingeflickt haben.

Die gründe, welche ihn zur annahme der unechtheit führen, stellt er auf s. 82 also zusammen: 'unterbrochener oder gänzlich mangelnder zusammenhang, widersprüche gegen den inhalt echter strophen, sklavische abhängigkeit von andern strophen (nach inhalt oder form), triviale widerholung eines vorher originell ausgedrückten gedankens, andere abweichungen von ausgeprägten eigentümlichkeiten der echten lieder, stilistisches ungeschick, abweichungen im dialect, ungenauigkeiten oder abweichungen im versbau, besonderheiten im wortschatz, art der überlieferung'. fürwahr eine stattliche reihe von kriterien, die, wo sie zusammentreffen, auch die bestbeglaubigte überlieferung erschüttern können.

Aber es diene zur beruhigung der Morungenverehrer, die bisher blind und fühllos über alle mängel hinwegglitten, dass die objectiven kriterien — die sprachlichen, metrischen, handschriftlichen — nur bei einer sehr geringen zahl von strophen in betracht kommen und dort entweder so leichter oder so nichtiger natur sind, dass sie fast nirgend für einen nüchternen forscher eine entscheidende bedeutung haben. so wenn Sch. es als einen 'durchschlagenden grund' für die unechtheit von 141, 37 bezeichnet, dass ein teil der reime der 1 str. im grammatischen reimverhältnis zu reimen der 2 str. steht; oder wenn er die stärksten bedenken gegen die echtheit von 141, 15 aus dem umstande schöpft, dass in der vorletzten strophe des vorangehnden gedichts sich teilweise dieselben reime finden; oder wenn er in 143, 4 an dem doppelreim *betwungen stât : gesungen hât*, wie er auch sonst bei M. vorkommt, anstofs nimmt. ernster liegt die sache bei den versausgängen *sehen : vlêhen* 132, 3 : 5, wo dialectische und metrische anstände zusammenfliefsen, aber auch sie haben bisher keinem kritiker genügt, um die strophe zu verdammen [1].

Subjective kriterien können so stark sein, dass sie durch die opinio communis zu objectiven werden. aber was Sch. uns an subjectiven kriterien bietet, beruht auf willkürlichen, oberflächlichen und dem verständnis lyrischer poesie so fremden ur-

[1] die bemerkungen Edw. Schröders Zs. 33, 106 zu dieser strophe scheint Sch. ebensowenig gekannt zu haben, wie die zu 130, 20.

teilen, dass sie kaum irgendwo zustimmung finden werden. mit der von ihm so oft in anspruch genommenen 'inconcinnität' könnte man dutzende Goethischer lieder für unecht erklären. gefühle und stimmungen entwickeln sich eben nicht in der reihenfolge und lückenlosigkeit mathematischer syllogismen. ähnlich steht es mit der 'trivialen widerholung'. über den begriff 'trivial' wird man im einzelfalle sehr verschiedener meinung sein; und was die widerholung eines gedankens betrifft, so ist diese auch in den liedern der grösten dichter keine seltene erscheinung. besäfsen wir Goethes 'Mit einem gemalten bande' nur in der ersten fassung, dann müste ein kritiker von Sch.s art die letzte strophe als unechte zutat streichen, weil sie eine 'triviale widerholung' eines schon in der vorhergehnden strophe 'originell' ausgedrückten gedankens enthält.

Andre kriterien macht sich Sch. erst künstlich zurecht, wie 'abweichung von ausgeprägten eigentümlichkeiten der echten lieder' oder 'widersprüche gegen den inhalt echter strophen', indem er eine enge zahl von liedern (17) sich heraussucht und an ihnen die kriterien der echtheit feststellt. über die kennzeichen: 'sklavische abhängigkeit' und 'stilistisches ungeschick' können wir stillschweigend hinweggehn. wie veranlagt Sch. zur beurteilung lyrischer erzeugnisse ist, mag s. 73 lehren, wo ihm *'sende'* als epitheton zu einem zeitbegriff (*sender jâre* 143, 5) 'lächerlich' erscheint, oder s. 69, wo er zu 126, 19 ff fragt: 'warum will denn der liebende grade drei ganze tage und etliche nächte mit der geliebten zusammen sein?' für seine kenntnis des vorneidhartischen minnesangs ist die bemerkung auf s. 21 bezeichnend: 'der mangel an jeder directen naturbeschreibung ist (für Morungen) um so characteristischer, als dieselbe sonst innerhalb des minnesanges von hervorragender bedeutung ist.' danach können die resultate nicht überraschen. in 122, 1 streicht Sch. str. 3 ('wie unpassend ist es, die zähne der erkorenen dame *vil verre bekant* zu nennen!' lautet eines der argumente s. 32). aus dem schönen liede 126, 8 *von der elbe wirt entsên* reifst er die mittleren strophen heraus (dürftiger zusammenhang, trivialitäten, unmorungensche anspielungen s. 68 ff); und da nunmehr der zusammenhang zwischen str. 1 und 4 gestört ist, so 'schliefst' er auf eine ausgefallene strophe (s. 71 oben). aus 127, 1 wird str. 2 entfernt ('sie ist mit zeitbestimmungen überladen' s. 36). die strophen von 127, 34 werden mit ausschluss von str. 3 unter zwei verschiedene lieder verteilt und zwar so, dass 2 u. 4 und 1 u. 5 je ein lied bilden ('kann ein dichter innerhalb desselben liedes 2 nach 1 oder etwa 1 nach 2 verfasst haben? ich halte das für unmöglich; dagegen liegt es nahe 1 u. 2 als einleitungsstrophen zweier lieder des gleichen tones anzusehen' s. 41. 'durch 3 vollzieht sich kein gedankenfortschritt'. 'gradezu komisch wirkt es, wenn in 23 noch die versicherung folgt, dass der dichtende

es ernst mit seinen klagen meine' s. 42). von 131, 25 werden die vier ersten strophen abgeschnitten (widersprüche, stilistische mängel, dialectische abweichungen s. 74 ff), so dass die letzte strophe als einsames fragment zurückbleibt. in 136, 1 wird 136, 9 wegen angeblicher widersprüche und unklarheiten als unecht ausgestofsen und in 138, 17 die beiden mittleren strophen, weil str. 5 unmittelbar auf 2 folgen muss ('besonders trivial sind die vv.: *ich wæne, si ist ein Vénus hère*' usw. s. 40). in dieser weise fallen Sch.s kritischem messer noch die str. 130, 20—30; 130, 31 bis 131, 24; 138, 3—9; 140, 18—31; 141, 15—25; 141, 37 bis 142, 18; 143, 4—21 zum opfer. aufserdem streicht er die schon von Lachmann angezweifelten strophen.

Wie sich die jetzige von seinem standpuncte aus so höchst wunderliche überlieferung krystallisiert hat, macht ihm wenig sorgen. dass sie nicht ganz so schlecht ist, wie er meint, dafür glaube ich in meiner Neidhartbiographie einen kleinen anhalt geliefert zu haben. so unterliegt es für mich kaum einem zweifel, dass zb. die lieder 136, 1 und 140, 11, die Sch. zerpflückt, Neidhart als Morungensche lieder mit demselben strophenbestande gekannt hat, wie sie die überlieferung bietet.

Die arbeit Sch.s stammt aus derselben (Greifswalder) schule, aus der die ähnliche Puschmanns über Neidhart hervorgegangen ist. finden die dort gepflegten kritischen grundsätze weitere verbreitung, so wird unsere mhd. lyrik bald einem grofsen scherbenhaufen gleichen, in dem jeder nach belieben herumwühlen kann.

Berlin. ALBERT BIELSCHOWSKY.

Der Bel Inconnu des Renaud de Beaujeu in seinem verhältnis zum Lybeaus Disconus, Carduino und Wigalois. eine litterarisch-historische studie von ALBERT MENNUNG. Hall. diss. Halle a. S., MKandler 1890. 67 ss. 8⁰. — 1,50.*

Diese arbeit beschäftigt sich mit denselben fragen, die ich in meiner 1881 veröffentlichten untersuchung über Wirnt von Gravenberg behandelt habe. zu einer neuen, das gesamte material berücksichtigenden bearbeitung lag umsomehr veranlassung vor, als einerseits das italienische gedicht von mir noch nicht berücksichtigt werden konnte und anderseits meine ohne weitere begründung unter dem unmittelbaren eindruck der lectüre als selbstverständlich aufgestellte behauptung, dass der englische dichter aus Renaud geschöpft habe, starken widerspruch erfahren hat. — Mennung behandelt im 1 cap. mit ermüdender weitschweifigkeit das französische gedicht, ohne irgend welche neuen ergebnisse, sondern indem er einfach die von mir gefundenen, von Kirchrath vermehrten daten für die beurteilung des werkes widerholt, in

* [vgl. Littbl. f. germ. u. rom. philol. 1891 nr 3 (MKaluża). — Romania 20, 297 ff (GParis).]

einer form freilich, als habe er die meisten derselben selbst gefunden, gegen welches illoyale verfahren im interesse der wissenschaftlichen ehrlichkeit einspruch erhoben werden muss. wie oberflächlich M. verfährt, zeigt ein starkes versehen: die von mir beigebrachte notiz aus Gordon de Percel (De l'usage des romans etc. 2 voll. Amsterdam 1734), dem eine handschrift eines gedichtes über Giglain bekannt war, misversteht er dahin, dass jenem 4 hss. bekannt gewesen seien; 'en 4 manuscrit' (nicht manuscrits!) bezeichnet natürlich das format der handschrift. offenbar hat M. das in vergessenheit geratene werk, das er citiert, als hätte er diese entlegene notiz entdeckt, gar nicht in der hand gehabt. wenn M. die litterarhistorische bedeutung des französischen werkes darin findet, dass es die älteste schriftliche bearbeitung des beliebten sagenmotives von der in eine schlange verwandelten königstochter, die durch einen kuss ihre menschengestalt zurückgewinnt, darstellt, so übersieht er den von mir gegebenen hinweis auf Ulrich von Zatzikhoven, der in seinem Lanzelet dasselbe motiv behandelt hat; Ulrichs quelle könnte doch recht wol für diese episode auch die quelle Renauds gewesen sein, dessen 'Schöner unbekannter' ja nichts weiter als eine compilation ganz verschiedener sagenelemente ist.

Im 2 cap. wird das englische gedicht im anschluss an Kölbing, Stengel und GParis behandelt; es soll nicht aus Renaud, sondern aus dessen quelle (u) geflossen sein. inzwischen wird M. wol die treffliche ausgabe des engl. gedichtes von Kaluża (in Kölbings Altengl. bibl. v, Leipzig 1890) bekannt geworden sein und er aus dessen eingehnder begründung (s. cxxxII ff und s. 129 ff) sich von der irrtümlichkeit seiner meinung überzeugt haben; vielmehr hat sich meine so heftig angegriffene behauptung als zweifellos richtig erwiesen: der englische bänkelsänger (ich brauche diesen ausdruck trotz Kalużas tadel!) hat aus Renaud geschöpft; damit fällt die erträumte bearbeitung u fort.

Das 3 cap. — das einzige, das ein wenig eigene geistige arbeit verrät — ist dem italienischen gedichte gewidmet. obwol ich einige der nachprüfung werte gedanken bereitwillig anerkenne, kann ich doch der meinung nicht zustimmen, dass der Carduino auf einer vor Renaud liegenden bearbeitung z beruhe, die zugleich auch die quelle von u, der angeblichen quelle des Renaudschen und des englischen gedichtes, sein soll. ich glaube, M. geht im anschluss an GParis ua. irre mit der voraussetzung, dass der von Renaud bearbeitete stoff aus einer altnationalen sage herstamme, die schon vor Renaud in einer oder mehreren bearbeitungen vorlag; das werk Renauds zeigt vielmehr durchaus den character einer mosaikarbeit, die aus allerlei, aus verschiedenen quellen — der französischen feensage, der schlangensage, dem Erec, vielleicht auch dem Perceval — entlehnten elementen von Renaud geschickt zusammengesetzt ist. an dieser von mir 1881

eingehend begründeten anschauung muss ich auch heute noch festhalten, bis beweiskräftigere gründe gegen sie geltend gemacht werden. die vielfachen abweichungen des Carduino von dem Renaudschen gedichte sind m. e. nicht derartig, dass die annahme, der italienische dichter (wahrscheinlich Pucci: A d'Ancona, Propugnat. II 2 p. 407) habe mit freiheit, willkür und flüchtigkeit aus Renaud geschöpft, ausgeschlossen würde. ganz spruchreif freilich erscheint mir die frage noch nicht; mit nutzen aber wird sie sich erst behandeln lassen, wenn das gedicht Renauds in einer zuverlässigen ausgabe vorliegt; möchte uns WFörster nicht mehr allzu lange auf eine solche warten lassen. wenn M. gewicht darauf legt, dass die bezeichnung 'Schöner unbekannter' im italienischen gedicht nicht erscheint, so möchte ich auf cant. II str. 2 hinweisen, wo Artus den jungen helden zum bestehn des abenteuers mit folgenden worten auffordert:

. . . . *Nella buon' ora,*
Tu se' b e l l o uomo, or mostra tuo valore:
I' vo' che tue vi vadi per mio amore.

die bezeichnung '*bello*' erscheint ohne alle begründung und im zusammenhange höchst seltsam; sollte sie nicht am ende ein leiser nachhall der Renaudschen benennung sein?

Am schwächsten ist in der M.schen dissertation das vierte, dem Wigalois gewidmete capitel; auf dem gebiete der mhd. litteratur ist M. offenbar so gut wie ganz unbewandert. er kehrt zu der von mir — ich hoffte, endgiltig — abgetanen meinung von Mebes zurück, dass Wirnt einzelne zusammenhangslose blätter einer handschrift des Renaudschen gedichts zur hand gehabt habe und für die lücken auf die erzählung des knappen angewiesen gewesen sei. diese verkehrtheit, die durch die seichte begründung M.s nicht gerade gereckt wird, hier zu widerlegen, habe ich vor sachkundigen lesern nicht nötig; ich müste zu dem zwecke die gröſsere hälfte meines buches abschreiben; auch in den am meisten übereinstimmenden partien Wirnts und Renauds sind starke abweichungen, die sich nur aus der trübung erklären, welche der stoff im munde des gewährsmannes Wirnts erfahren hatte. zugeben allerdings hätte ich sollen, dass eine stelle bei Wirnt (1928 ff) annähernd wörtlich mit der entsprechenden bei Renaud (2487 ff) übereinstimmt. wenn sich auch noch einige derartige stellen finden sollten, so widerspricht dieser sachverhalt doch keineswegs der durch eine genaue untersuchung durchaus bestätigten, sehr entschiedenen angabe Wirnts, dass einzig und allein die erzählung des knappen die stoffliche grundlage seines werkes bildet; denn warum sollte der knappe nicht die eine oder andere stelle Renauds wörtlich behalten und in seine erzählung eingeflochten haben? —

Als specimen eruditionis betrachtet, kann die M.sche dissertation wol genügend genannt werden; dass M. aber eigene ge-

danken habe und im stande sei, durch methodische untersuchung zu selbständigen resultaten zu gelangen, dafür liefert diese arbeit keinen beweis. auch stilistisch ist sie sehr unvollkommen; M. kennt zb. ein deutsches adjectiv 'diesbezüglich'; kann ferner ein fachgenosse mir verraten, wie 'poesievolle prosa, nachdem sie das ...... gewand des reimes angelegt', aussieht? besonders unangenehm aber berührt die endlose weitschweifigkeit, in der die trivialste gedankenarmut vorgetragen wird; wozu sollen zb. die ausführlichen inhaltsangaben des franz., engl., ital. und deutschen gedichtes? M. wird sich in jeder beziehung sehr vervollkommnen müssen, wenn die in aussicht gestellte untersuchung über die quellen Tassos eine förderung der wissenschaft sein soll; diese dissertation kann nicht dafür gelten.

Berlin, im juni 1891. RICHARD BETHGE.

Böhmens anteil an der deutschen litteratur des xvi jahrhunderts von R. WOLKAN. I teil: bibliographie. Prag, AHaase, 1890. VIII u. 136 ss. lex. 8⁰. — 4 m.*

Der verfasser, kein neuling auf diesem gebiete, legt uns hier den 1 teil eines gröfseren werkes vor, welches den anteil Deutschböhmens an der deutschen litteratur des xvi jhs. auf grund umfassender und gründlicher studien feststellen soll. er will damit die unwahrheit jener behauptung dartun, welche 'von gewisser seite oft und mit sichtlicher vorliebe ausgesprochen worden, dass ein eigenes geistiges leben der Deutschen in Böhmen in der zeit nach den Husitenkriegen vor der schlacht am weifsen berge sich nicht nachweisen lasse'.

Der 1 teil liefert die bibliographie, teil 2 soll texte, teil 3 eine darstellung des geistigen lebens Deutschböhmens im 16 jh. bringen. die bibliographie ist sorgfältig angelegt, das material — lücken wird man ihm schwerlich nachweisen — reichlich, ja überreichlich. W. hat seine aufgabe innerhalb der grenzen, welche er sich gezogen hat, unzweifelhaft gelöst. eine andere frage aber ist es, ob diese grenzen mit rücksicht auf den zu erreichenden zweck richtig gezogen sind. principiell erscheinen die lateinischen werke der periode, sowie alle schriften jener Deutschböhmen ausgeschlossen, die ihren würkungskreis später fern von der heimat gefunden haben. nun scheint mir das bestreben, trotz dieser beschränkungen ein möglichst reichhaltiges material zusammenzubringen, W. verführt zu haben, namentlich für die sterileren jahre der ersten decennien manches in die bibliographie aufzunehmen, was sonst schwerlich in einer litteraturgeschichte platz fände; anderseits fehlt in der bibliographie mancher name,

* [vgl. Zs. f. östr. gymn. 1891, s. 50 ff (AHauffen).]

der für das geistige leben jener zeit entschieden von bedeutung ist. hätte W. in bezug auf den litterarischen wert des in die bibliographie aufzunehmenden strengere principien aufgestellt, dafür aber auch aus der lateinischen litteratur das bedeutsame herbeigezogen und auch jene Deutschböhmen berücksichtigt, die nachweislich ihre bildung der engeren heimat verdanken und auch nachträglich in der ferne die verbindung mit der heimat festhielten, so würde schon die bibliographie ein deutlicheres bild jener zeit darbieten. allerdings läge in diesem falle gerade für ein bibliographisches unternehmen die gefahr nahe, dass die grenzen in verwirrung geraten. keinesfalls aber sollte das hier vermisste in der eigentlichen darstellung, welche der 3 teil verspricht, fehlen. denn es scheint mir für jenen landstrich in jener zeit geradezu characteristisch, dass er mehr producierte, als er selbst aufbrauchte.

Allzurege ist das geistige leben jener zeit nicht. niemand wird sich durch die 400 nummern, die W. zählt, täuschen lassen. und bedeutung vollends erhält es nur, wenn wir die engen beziehungen im auge halten, die jene landstriche mit dem benachbarten Sachsen und speciell mit Luthers kreise verbinden. so führen uns die meisten namen nach Joachimsthal in die umgebung des gemütvollen Lutherbiographen Mathesius. diesem allein ist ein drittel der gesamten bibliographie gewidmet. aber wie viele für jene merkwürdige zeit characteristische leute hat nicht Joachimsthal und die dortige schule an das ausland abgeliefert? ich erinnere an namen, wie den des Wittenberger humanisten Joh. Major, des lutherischen predigers Gabriel Didymus, Michael Neanders, Ph. Praetorius ua. ich erinnere an Caspar Bruschius, der stets mit inniger liebe an dem schönen Egerlande hieng, an Aurogallus (in Kommotau geboren), der die beziehungen zwischen Wittenberg und Böhmen vielfach vermittelt hat. dass der dramatiker Joh. Krüginger noch später beziehungen zu der heimat unterhielt, beweist seine 'Tabula von Böhmen ....' Prag 1568 (Goedeke Grundr. II² 361). dagegen hat ein anderer dramatiker, Clemens Stephani von Buchau, den Goedeke unter die bairischen dramatiker einreihte, hier richtiger seinen platz gefunden.

Ob die zum teil recht umfangreichen auszüge aus den vorreden überall nötig und zweckdienlich sind, will ich nicht entscheiden. aber wenn W. sich in der einleitung gegen die aufstellungen derjenigen verwahrt, die dem geistigen leben Böhmens in jener zeit alle bedeutung absprechen wollen, so hätte er alles vermeiden sollen, was ihm den vorwurf zuziehen könnte, dass er im gegensatze zu ihnen den stoff übermäfsig habe anschwellen wollen.

Znaim, im juli 1891. FRANZ SPENGLER.

Das deutsche kirchenlied der Schweiz im reformationszeitalter. von dr THEODOR ODINGA. Frauenfeld, JHuber, 1889. IV und 139 ss. 8°. — 2 m.

Das kirchenlied der deutschen reformierten Schweiz hat seit Wackernagels grundlegenden werken aufser mehreren einzeluntersuchungen 1876 bereits eine zusammenfassende darstellung durch HWeber erfahren. von dessen buche unterscheidet sich die vorliegende arbeit hauptsächlich dadurch, dass O. auf die vorführung der einzelnen dichterpersönlichkeiten das hauptgewicht gelegt hat.

Das buch beginnt mit einer besprechung des kirchenliedes vor der reformation (s. 1—6), und es folgen sodann (s. 7—28) im rahmen des themas die capitel 'die geschichte des kirchengesanges' und 'die schweizerischen gesangbücher der reformationszeit'; diese abschnitte bieten nichts neues und sind fast satz für satz mit allen irrtümern und selbst druckfehlern (zb. s. 21: W. B. '123' statt 113) den auf s. IV citierten gewährsmännern entnommen, meist mit wörtlicher übereinstimmung.

Der hauptteil des buches (s. 28—108) behandelt die innere geschichte des kirchenliedes. O. beschränkt sich hier auf die lieder, deren dichter bekannt sind; die übrigen, auch wenn ihr schweizerischer ursprung sicher ist, werden nicht besprochen. der begriff des kirchenliedes ist im weitesten sinne gefasst, auch solche geistliche lieder, die nie eingang in die kirchengesangbücher gefunden haben, hat O. in den kreis seiner betrachtung gezogen. O. hat das verdienst, in diesem abschnitte die verfasser von kirchenliedern, die als Schweizer nachweisbar sind, vollständig zusammengestellt zu haben. die reformierten unter ihnen sind in zwei abschnitten behandelt, deren zeitliche scheidung passend das jahr 1540 bildet, in welchem das wichtige Zwicksche gesangbuch erschien; innerhalb der abschnitte herscht geographische ordnung. von jedem dichter werden die hauptdaten aus seinem leben angegeben, seine lieder werden mit bemerkungen über ihre verbreitung in den ältern gesangbüchern der Schweiz einzeln aufgezählt, und zur begründung eines urteils über ihren wert sind meist proben ausgehoben. anerkennenswert sind manche einzelnen bemerkungen, so die widerlegung Webers über die person des Hans Wirt, den O., wahrscheinlich richtig, mit Joh. Hospinianus identificiert; ferner erwähne ich als besser gelungen den artikel über Kolross. im allgemeinen ist O. jedoch über die arbeiten seiner vorgänger nicht weit hinausgekommen. in einzelnen artikeln ist auch hier die anlehnung zu eng; so ist zb. das, was über G r y n a e u s bemerkt wird, schon von Riggenbach und Weber mit ungefähr denselben worten gesagt. wegen der vermutung über den deutschen namen des Gr., des einzigen zusatzes, den O. selbst macht, hätte er sich aus dessen lebensbeschreibung, wie sie zb. aus M. Adami Vitae theologorum vor der ausgabe von Grynaei Epistolae familiares (1715)

widergedruckt ist, gewisheit holen können. viel lebensvoller wäre das bild des mannes geworden, wenn der leser erführe, dass Grynaeus mit Stucki und Gualther in enger freundschaft stand, dass Hospinian sein lehrer und Egli sein schüler war: es ist aber über seine persönlichen beziehungen gar nichts erwähnt. die lieder des Ambrosius Blaurer sind wegen ihrer grofsen zahl nicht einzeln verzeichnet; O. sagt nur, sie seien teils bei Wackernagel, teils in Pressels biographie gedruckt; es wäre aber wol der untersuchung wert gewesen, welche der bei Pressel gedruckten lieder dem reformator würklich gehören; jedesfalls ist nicht von ihm das lied *'Ich armer sünder'* (s. 611), es wird von O. selbst PSchär zugeschrieben; dass es in 'einem Winterthurer manuscripte, lieder und predigten ABlaurers und Zwicks enthaltend' vorkommt, deutet vielleicht darauf hin, dass Schär, über dessen leben man bisher nichts weifs, beziehungen zu den Constanzer reformatoren hatte. — von Joh. Kessler hätte sein dankpsalm bei der geburt seines sohnes Josua (Sabbata II 123) erwähnung verdient. — genannt sind auch einige dichter, von denen nur vermutet wird, dass sie Schweizer sind; ich vermisse unter ihnen nur SWeingartner (Goed. II 198).

S. 83—100 werden die lieder der schweizerischen widertäufer behandelt. leider ist für diese darstellung die vorzügliche publication von JBeck, Die geschichtsbücher der widertäufer, in den Fontes rerum Austriacarum II bd 43 unberücksichtigt geblieben. es finden sich in Becks anmerkungen wertvolle nachweisungen von widertäuferliedern; so ist zb. das lied, welches O. s. 97 als verschollen anführt, dort s. 281 belegt. — Ludwig Hätzer schreibt der verf. noch 2 lieder zu, aufser den dreien, welche Wackernagel unter seinem namen bietet. allein so verführerisch es auch ist, diese beiden mit Hätzers wahlspruch versehenen lieder für sein eigentum zu erklären, so steht dem doch das zeugnis der widertäuferchronik entgegen, die von nur 4 liedern Hätzers spricht; nach JBecks ermittelungen (s. 33) ist aber das vierte lied keins von diesen beiden. jedesfalls ist der ursprung der beiden von O. erwähnten lieder im kreise von widertäufern zu suchen, die Hätzer nahe standen und in erinnerung an ihn das motto wählten; übrigens kehrt der spruch in jenen zeiten häufiger wider, auch in andern kreisen, so in Kesslers Sabbata (I 85 Götzinger). — Otmar Rot ist durchaus nicht ganz unbekannt. von ihm berichtet JKessler (Sabbata I 217 Götzinger), dass er sich im jahre 1524 an einem bildersturm beteiligt habe. danach ist also sicher, dass die katholische fassung des liedes nicht von ihm herrührt, sondern er nur der überarbeiter ist. — die abkürzungen H.B. und M.S. bezeichnen nach Beck Hans Betz und Michel Schneider; beide gehören zu den 'Schweizer brüdern', deren lieder der zweite teil des 'ausbund' ausschliefslich enthält; aber ihrer abstammung nach waren beide nicht Schweizer. eben-

sowenig ist Michel Sattler ein Schweizer; übrigens teilt von ihm Wackernagel III 405 ein lied mit; bei dem III 520 (nicht 521) gedruckten bezweifelt er seine autorschaft. Henslein von Bilach ist gewis ein Schweizer, Bülach war ja ein hauptort der widertäufer; ein Hans Nespler von Bülach begegnet bei EEgli Die Züricher widertäufer s. 88, doch ist nicht zu erweisen, ob er der dichter ist.

Eine sehr erwünschte beigabe ist ein anhang von 16 nummern; er enthält 8 lieder aus Schweizer gesangbüchern, die bei Wackernagel fehlen; die übrigen sind aus einer handschrift und mehreren einzeldrucken mitgeteilt (zu nr 9 fehlt die beschreibung des druckes). das unvollständige gedicht am schluss ist vollständig bereits gedruckt bei Liliencron Die hist. volkslieder.. IV (1869) s. 39 *'von dem thüren helden H. Zwinglin'*; vgl. auch Tobler Schweizerische volkslieder I s. XLI; bei O. fehlen die ersten 9 strophen.

Der druck ist im ganzen correct; zu verbessern sind s. 12 z. 21: III s. 118 (statt II), s. 33 z. 19: parentis (statt patris); unangenehm ist es, dass das letzte citat des buches: W. K. III p. 565 und 566 unrichtig ist; da die anfänge der lieder nicht gegeben sind, so ist es dem leser nicht möglich, die zahlen zu verbessern.

Göttingen, 31 mai 1891. KARL MEYER.

Zur geschichte der freien verse in der deutschen dichtung. von Klopstock bis Goethe. von ADOLF GOLDBECK-LOEWE. Kieler diss. Kiel, HFiencke, 1891 (München, ABuchholz). 82 ss. 8°. — 2 m.

Das erste, zweite und vierte capitel der vorliegenden monographie bekräftigen, soweit sie ausschliefslich von Klopstock und Goethe handeln, unsere kenntnisse in anerkennenswerter weise, dh. sie erhärten durch beispiele das, was frühere forscher, nur ihrem gefühle folgend, geahnt hatten. das dritte capitel dagegen, das über Ramler, Willamov und die geniezeit berichtet, wäre besser fortgeblieben. wenn G.-L. s. 46 Klopstock und Ramler darin contrastiert, dass der eine in seinen freien rhythmen die poesie der barden, der andre die der alten neu beleben wollte, so ist es selbstverständlich berechtigt, solche gegensätzlichen bestrebungen anzumerken. nur darf man, was den erfolg anlangt, keinen principiellen gegensatz daraus ableiten. die beiden dichter musten, ob sie wollten oder nicht, doch den gesetzen ihrer sprache folgen und taten es auch trotz aller selbsttäuschung. die weiteren ausführungen über Ramler sind sehr mangelhaft und unvollständig. über die entwicklung der cantate und des recitativs, sowie über die versuche der musikalischen composition freier rhythmen sollte niemand reden, der sich nicht von grund aus über Metastasio unterrichtet hat. — bei der betrachtung der 'dithyramben' Willamovs

wird mit recht constatiert, dass der dichter sowol in der ersten wie in der zweiten auflage betreffs der form und des inhalts dieser gesänge sich sehr schwankend verhielt und deshalb von der kritik getadelt wurde. warum bricht G.-L. hier ab und zeigt nicht die spätere besserung? denn in der gesamtausgabe, die nach Willamovs eigener hinterlassener angabe gedruckt und deren anordnung auch in der Wiener ausgabe von 1793 beibehalten wurde, sind die gedichte mit voller consequenz eingeteilt in enkomien, dithyramben und oden. und die zweite gruppe enthält nur gesänge in allerfreiester form, die sämtlich dem preise des Bacchus und seiner gaben geweiht sind. — auf die cursorische betrachtung der geniezeit legt G.-L. wol selbst nicht allzuviel wert. sie ist lückenhaft; aber das wörtchen 'zur' im titel der abhandlung entwaffnet jede kritik, welche mehr fordern wollte.

Recht gut gelungen sind die abschnitte über Klopstock und Goethe und die vergleichung beider dichter; und besonders zu loben, nur noch nicht ausgedehnt genug ist der versuch, die metrische form aus dem inhalt des gedichts zu erklären. da liegen fruchtverheifsende keime.

Durchaus einverstanden muss man mit dem tadel sein, der Klopstock wegen der zerlegung seiner freien rhythmen in vierzeilige strophen trifft; auch darf man viele der ungeschickten enjambements auf diese gewaltmafsregel zurückführen. nur hätte G.-L. in seiner feindschaft wider das enjambement nicht gar so summarisch vorgehn sollen. er sagt einmal (s. 16) ganz richtig: 'auch erhöht es die würkung des verses, wenn bedeutungsvolle wörter am schluss desselben stehen.' hätte er diese seine eigene ansicht öfter geltend gemacht, so würden die auf s. 16f citierten beispiele sich nicht gegen ihn selbst wenden. in den Klopstockschen versen (erste fassung):

Der wald neigt sich,
Der strom flieht,
Und ich falle nicht auf mein angesicht?

verlor sich das '*ich*' gänzlich in dem zweisilbigen auftact. um das als gegensatz bedeutungsvolle wort zu retten, teilte Klopstock die zeilen später so ab:

Der wald neigt sich, der strom fliehet, und ich
Fälle nicht auf mein angesicht?

G.-L. tadelt diese änderung, ebenso wie die stelle I 228, 63f mit unrecht.

Der standpunct des verf. ist durchaus der des modernen forschers. sobald wir bei einem dichter aus den gleichen bedingungen stets dieselben folgen entstehn sehen, ist die wissenschaft berechtigt, hier ein gesetz zu formulieren, auch wenn der dichter sich dieser gesetzlichkeit gar nicht bewust war und in unklarem gefühl von fall zu fall gehandelt hat. und anderseits: es mag ein dichter in dem glauben gewesen sein, nach den sichersten theorien

zu handeln; sobald wir aber in seiner praxis diese theorien nicht bestätigt sehen, sind wir berechtigt, sie zu leugnen. diese befugnis moderner wissenschaft nimmt G.-L. für sich in anspruch, wenn er sich gegen die vier- und fünfsilbigen senkungen bei Klopstock ablehnend verhält und sie durch vermehrung der hebungen, die er freilich s. 31 nicht immer an die richtigen stellen setzt, beseitigt. gerade aber, weil hier die theorien Klopstocks so unsicher sind, war strengere scheidung nötig. die fünfsilbigen senkungen sind wol sämtlich zu tilgen trotz des dichters eigenem bekenntnis im vierten bande der Halleschen ausgabe des Messias 1773 'Vom gleichen verse'. dagegen kommen fälle von wahrscheinlicher viersilbiger senkung vor, zb. II 15, 16:

Welcher die Orione,

ein vers, den man doch nur zweihebig lesen wird.

Übrigens ist das ganze gebiet der senkungen in der nhd. kunstdichtung so schlüpfrig und schwankend zugleich, wie ein schiffsverdeck im regen. hier geht jeder forscher unsicher. die gewichtigsten fragen warten noch der antwort: gehört rhythmisch jede unbetonte silbe ohne weiteres zur senkung? und sind alle senkungssilben, so viele ihrer auch beisammen stehn, gleichwertig? wenn man nur den stärkeren nachdruck, der auf den hebungssilben liegt, und ihr übergewicht über die minder betonten berücksichtigt, dann wird man mit der üblichen einteilung und sogar mit den zeichen – und ◡ auskommen. aber sobald man die zeitdauer der silben in erwägung bringt (und bei Klopstock muss man das; der begriff 'wortzeit', ein erbstück aus der terminologie der poetiken des 17 jhs., ist bei ihm kein inhaltsleeres wort), wird man zu feineren unterschieden unter den sogenannten senkungssilben und damit zu einem tieferen einblick in die verskunst gelangen. ein empfindliches ohr kann zwei solche dreisilbige senkungen, wie I 206, 122:

Des Weisen Sänger, und des Helden, Braga,

und I 210, 73:

Wir duldeten es nicht, und stäubten den Hügel weg!

nicht gleichmäfsig beurteilen. in notenschrift, deren anwendung bei der fixierung metrischer erscheinungen nicht dringend genug befürwortet werden kann, müste der unterschied sofort zu tage treten. selbstverständlich wäre es verfehlt, die untersuchung eines so schwierigen problems, wie es das verhältnis der senkungssilben untereinander ist, bei den freien rhythmen Klopstocks zu beginnen. den ausgangspunct müsten einfachere verhältnisse bilden; schulen könnte sich das ohr, das auf die mannigfaltigkeit unter den minder betonten und unbetonten silben im verse achten will, zb. an Ludwig Tiecks behandlung der zweisilbigen senkungen im fünffüfsigen jambus.

An manchen stellen der arbeit G.-L.s könnte man kleine einwände oder zusätze machen. dass in der ganzen zeit von Konrad

von Würzburg bis Klopstock ein fehlen der senkung zwischen zwei hebungen und ein zweisilbiger auftact nicht zu constatieren sei, ist ein grofser irrtum; man braucht nur Hans Sachs zu nennen. — die darstellung des verhältnisses von Klopstock zu Breitinger (s. 4) ist anfechtbar. — zu den kritiken über die ausgabe der Klopstockschen oden von 1771 wäre die im altonaischen Gelehrten Merkur von 1772 hinzuzufügen gewesen. hier findet sich auch von der ode 'Dem unendlichen' ein abdruck, der bei Muncker I 157 nicht verzeichnet ist.

Der stil G.-L.s leidet an einem weitverbreiteten übel. es ist gewis hübsch, die rede durch eingefügte bilder anschaulicher zu machen. aber ein 'rein äufserlicher weg' (s. 6), ein 'hin und her' wogender strom der poesie (s. 40) und das unglücklich gewählte architectonische gleichnis im beginn des § 19 erhöhen die anschaulichkeit nicht. die zahlreichen druckfehler sind leicht zu verbessern. das citat 'Lappenberg II 255' (s. 47) muss lauten 'Klamer-Schmidt II 235'.

Hamburg. ALBERT KÖSTER.

Friedrich Hölderlins leben. in briefen von und an Hölderlin. bearbeitet und herausgegeben von CARL C. T. LITZMANN. mit einem bilde der Diotima nach einem relief von Ohmacht. Berlin, WHertz, 1890. x u. 684 ss. gr. 8°. — 10 m.*

Für Hölderlin hat die neuere litteraturgeschichte bisher blutwenig getan. Wilbrandt zwar hat mit dem tiefen blicke, der dem Kleistbiographen für gemütskranke dichternaturen zu gebote steht, die vordeutungen der späteren geistigen umnachtung in leben und dichtung des von mütterlicher hand früh verzärtelten nachgewiesen (Riehls Histor. taschenbuch 5 folge I 371 von 1871). dann hat Scherer das traurige verhältnis eines einzigen schaffensfrohen lustrums zu dem an schmerzen überreichen leben von dreiundsiebzig jahren mitleidsvoll hervorgehoben und auf den kargen lohn hingewiesen, den jene fünf jahre dafür boten, dass Hölderlin im kampfe um die idealen güter des lebens die brust sich wund gerungen (Vorträge und aufsätze s. 346). diese starken impulse haben wenig gewürkt; konnte doch Wilbrandts aufsatz nach nunmehr zwanzig jahren noch wie ein neues buch in Bettelheims sammlung 'Führende geister' (bd 2) übergehn, um da mit einer studie über Fritz Reuter ein merkwürdig paar zu bilden. so blieb denn bis vor kurzem Hayms Hölderlincapitel in seiner 'Romantischen schule' die einzige quellenmäfsige und quellenerschöpfende darstellung von Hölderlins leben — exact und eindringlich, in allen wesentlichen puncten richtige wege weisend und führend, belehrend und

* [vgl. Litt. centralbl. 1891 nr 12 (C.).]

fördernd auch für denjenigen, der Hölderlin nicht gerne im rahmen der romantischen schule erblickt.

Nicht in den fachkreisen haben Haym, Wilbrandt, Scherer einen nachfolger gefunden; das schöne buch, das Wilhelm Hertz, wie immer ein uneigennütziger mäcen litterarhistorischer bestrebungen, auf den weihnachtstisch des vorjahres gelegt hat, ist resultat der lebensarbeit eines stillen Hölderlinverehrers. Carl C. T. Litzmann, der vater des Jenenser professors und vor kurzem dankenswerter spender trefflicher bausteine zu einer Geibelbiographie, hat die freien stunden einer verantwortungsvollen amtstätigkeit zur ergründung von H.s leben und schaffen verwertet. biographie und briefsammlung hat der greis soweit fertigstellen können, dass dem sohne nach dem ableben des vaters nur correctortätigkeit übrig blieb. eine kritische ausgabe der schriften H.s verspricht prof. Litzmann baldigst aus den umfassenden vorarbeiten des vaters zu liefern. allerdings hat es auch, den reichen schatz neuer mitteilungen heben zu können, jener liebevollen sammeltätigkeit bedurft, für die der fachmann bei dem schier unabsehbaren anwachsen der litteratur umsoweniger zeit erübrigt, als nur wenige bibliotheken so exact katalogisierte autographensammlungen besitzen, wie etwa die kgl. öffentliche bibliothek zu Dresden.

L. hat das briefmaterial in 7 capp. geordnet, jedem dieser capitel eine ausführliche biographische einleitung voraufgesendet. ein achtes rein referierendes capitel ist 'Geistesnacht und ende' überschrieben. die vorbemerkungen bieten neben den daten zur lebensgeschichte eingehnde erörterungen der litterarischen beziehungen, dann litterarhistorische untersuchung und kritik der dichtungen H.s; sie bilden die umfangreichste und gründlichste der bisherigen Hölderlinbiographien, ersetzen aber nur zum teil den leider fehlenden commentar[1]. eine menge litterarischer anspielungen bleibt unerörtert. s. 467 fühlt sich beispielsweise H. durch *'einen kleinen lustigen Aufsatz in der allgemeinen Zeitung über das deutsche Dichterkorps'* zu einer längeren erörterung über das interesse der Deutschen für speculative philosophie und für politische lectüre veranlasst. gerade weil dergleichen längere erörterungen nicht oft widerkehren, möchte man über ihren anlass näheres wissen. ich glaube jenen aufsatz in der Beilage zur Cottaschen (jetzigen Münchner) allgemeinen zeitung vom 17 november 1798 gefunden zu haben. er klagt unter dem titel 'Leipziger messkatalog auf die michaelismesse 1798' über den miswachs der deutschen litteratur; auf einen 'maafshaltigen' rechnet er fünf kinder oder nur beiherlaufende trossbuben; Schillers und Vossens Musenalmanache, Goethes Propyläen mildern allein seine pessimistischen betrachtungen. — nicht einmal die anmerkungen seiner

[1] was L. unter den text setzt, sind meist textkritische notizen, die vielleicht besser dem briefverzeichnisse eingefügt worden wären.



vorgänger, wie die von Urlichs zu H.s briefen an Schiller hat L. aufgenommen. die mühe, die selbst dem fachmann aus dem mangel eines commentars erwächst, ist umso bedauernswerter, als das ohnedies umfangreiche buch durch einige energische striche im text und in der einleitung, die durch lange citate aus den wenige seiten später folgenden briefen nutzlos aufgeschwellt worden ist, leicht raum für erklärende anmerkungen gewonnen hätte. und wie soll der fernerstehende die anspielungen auf eine 'vocation' Schillers (s. 262. 266) verstehn, wenn ihm nicht über die abgelehnte berufung nach Tübingen von 1795 näheres mitgeteilt wird? mindestens ein verweis auf die Cottabriefe (s. 61 ff. 73) wäre am platze gewesen. dass L. befähigt gewesen wäre, die commentierung durchzuführen, dass nicht mangelnde fachmännische bildung ihn abgehalten hat, beweist mir der strengwissenschaftliche character seiner älteren Hölderlinaufsätze (Archiv f. litt. 15, 61 und VJS 2, 407), beweisen insbesondere die biographischen vorbemerkungen. nur selten vermisse ich in ihnen diese und jene bemerkung, die sich der fachmann nicht hätte entgehn lassen; wenn L. von den 'Aldermannstagen' des dichterischen freundschaftsbundes Hölderlin-Neuffer-Magenau redet (s. 75), wäre ein hinweis auf Klopstocks 'Gelehrtenrepublik' erwünscht gewesen. für die wahl des namens 'Diotima' möchte ich in FSchlegels Diotimaaufsatz von 1795 einen stärkeren anstofs vermuten, als in einem pseudonym der fürstin Gallitzin (s. 316 anm. 1).

Den ernst der methode, mit der L. gearbeitet hat, beweist ein flüchtiger blick in den kritischen apparat (s. 672 ff). von 238 briefen hat L. 143 zum ersten male aus den hss. veröffentlicht; weitere 39 in mehr oder minder vollkommner form schon früher publicierte konnten mit der urschrift verglichen und correcter widergegeben werden; nur für den kleinen rest von 56 briefen sind die originale nicht nachzuweisen gewesen. wesentliches ist L., soweit ich sehe, nicht entgangen [1].

Die briefsammlung L.s ist im ganzen und grofsen erfreulich und förderlich; dennoch dürfte selbst den fachgelehrten eine leise ermüdung beschleichen, wenn er den starken band durcharbeitet. des spannenden, fesselnden bietet das buch wenig. erstlich hat H.s existenz immer in eng begrenzten kreisen sich bewegt; dann aber war ihm nicht vergönnt, das erschütternde seines lebenskampfes in briefform ausströmen zu lassen; nur selten löst sich das siegel, das dem in sich gekehrten, verschwiegenen menschen zumeist die lippen schliefst. allein auch dann bleibt alles unplastisch; und das verschwimmende und verschwommene seiner briefe würkt nicht belebend, sondern verwirrend auf den leser. —

[1] dass der brief Hegels an Hölderlin (s. 390 f) nach dem concept bei Rosenkranz, neuerlich von Karl Hegel (Briefe von und an Hegel [Werke bd 19], Leipzig 1887. 1, 23) abgedruckt worden ist, hat L. wol absichtlich nicht erwähnt, da er ja den brief selbst hat mitteilen können.



weiter entspricht der zuwachs, durch den L.s sammeleifer die Hölderlinbriefe bereichert hat, an wert nicht seinem umfange; gerade für die interessanten beziehungen, für Schiller, Hegel, Schelling hat sich keine vermehrung der briefe eingestellt, wie denn überhaupt für die zeit der reife die neuen quellen spärlicher geflossen sind. die neu publicierten familienbriefe an mutter und schwester drehen sich meist um häusliche sorgen, fassen das anziehende in kahle und knappe notizen zusammen; H.s beziehungen zu Louise Nast werden durch den briefwechsel mit ihr und ihrem bruder illustriert. litterarisch wertvoller sind die briefe an Neuffer, welche die bisher bekannten an zahl erreichen. einen brief an Niethammer (s. 283) hat Erich Schmidt beigesteuert.

Wenig neue farben bieten die mitteilungen L.s, um das bild des für H. entscheidendsten verhältnisses zu Schiller auszumalen, wie es Haym in den wichtigsten puncten fixiert hat, Haym, der H. zwar als seitentrieb der romantik fasst, dennoch aber mit feinem tacte Schillers einfluss auf seinen jüngeren landsmann in das rechte licht gerückt hat.

Schon der sechzehnjährige H. glaubt in den 'Räubern' das ideal weiblicher liebe verkörpert zu sehn. nicht die socialen und ethischen fragen, die Schillers tragödie aufwirft, fesseln ihn. *'Ach! wie manchmal'*, schreibt er an den freund Immanuel Nast (s. 25), *'hab ich ihm schon in Gedanken die Hand gedrükt, wenn er so seine Amalie von ihrem Carl schwärmen läst! Du wirst denken, ich sei ein Narr; aber ich weifs nicht, machts Eigenliebe oder — oder — mir ists wohl bei dergleichen Gedanken!'* H.s weiches, an schonende, verzärtelnde weibliche hand gewöhntes naturell verlangt von dem liebenden weibe schwärmerische bewunderung, ehe er noch ahnt, wie er sie verdienen soll. freilich darf, wer im jahre von Goethes Strafsburger aufenthalt zur welt gekommen, wer in der luft des 'Werther' aufgewachsen ist, nicht belächelt werden, wenn er sein erwachendes liebesempfinden nicht frank und frei ausspricht, sondern nach litterarischen reminiscenzen sucht; allein characteristisch bleibt doch, dass H. die folie zu seinem liebesleben nicht in den lebenskräftigen schilderungen der älteren stürmer und dränger sucht, sondern die schwächste, unwahrste, phantastischste seite der Räuber gut genug findet, um sich an ihr zu begeistern. solch überspannter idealismus lässt ihn auch schärfer über Wieland urteilen, als Schiller selbst; neben die geläufige antithese Klopstock-Wieland tritt ihm der gegensatz Wieland-Schiller. *'Du frägst'*, schreibt er den 18 februar 1787 an denselben Nast (s. 30), *'wie mir Dein Amadis gefalle — ich sage — schlecht. und warum? — Nicht weil Wieland ohnehin nicht mein Stekkenpferd ist, auch nicht — weil ich gerner ein Mährchen gelesen hätte, das nicht von der Satyre unterbrochen wird — sondern — ich sags mit aller Bescheidenheit — weil Dinge drinn vorkommen, die für reizbare Leute, wie ich bin,*

leider!!! — nicht zum lesen sind. o Bruder! meinst Du, ich hab ihn über halb gelesen. — da dank ich Gott, dass meine Fantasie noch unbefleckt ist, dass mir vor dem Dichter, der gewis eine Unschuld schaamroth machen würde, ekelt!' ganz anders heimelt ihn 'Kabale und liebe' an, und auch in diesem drama vor allem die weibliche gestalt Louisens. — sichtlich beherscht Schiller sein ganzes empfindungsleben; begreiflich, dass er in Oggersheim den 4 juni 1787 genug zu tun hat, an dem heiligen orte eine thräne im auge zu bergen (s. 56).

Dennoch verschwindet Schillers name während der universitätsjahre (1788—1793) aus den briefen. dem freunde Magenau widerkäut er zwar Schillersche regeln (s. 98, vgl. 91); sonst aber liegen überhaupt wenig litterarische anspielungen aus dieser zeit vor. vom grofsen Jean Jacques lässt er sich über menschenrecht belehren (s. 139). gleich auf den 'Contrat social' folgt ein *'herrliches Buch'*, eine 'sammlung altdeutscher geschichten', die L. leider nicht nachweisen kann (s. 151). ihr entnimmt er neue begeisterung für Gustav Adolph. seine Griechen (s. 159), sein Plato (s. 161) werden erwähnt; ebenso Kant (s. 159). das ist alles.

Auf Gustav Adolph hatte ihn Neuffers schwager Gotth. Stäudlin aufmerksam gemacht; eben dieser einstige gegner Schillers aus den zeiten der anthologie und des würtembergischen repertoriums (vgl. Minor I 518 ff. 585 f) hat ihn bekanntlich an Schiller selbst empfohlen (s. 76). wie H. dann auf Schillers verwendung nach Waltershausen als hofmeister des sohnes Charlottens von Kalb gekommen ist, seine traurigen erlebnisse dort hat L. ausführlich dargelegt (s. 90. 97. 178. 180; eine neue briefnotiz s. 249). dass H. in Waltershausen einen aufsatz über ästhetische ideen, eine kritik von Platos Phädrus geschrieben hat, war aus einem von Schwab mitgeteilten briefe an Neuffer (s. 241) bekannt. den aufsatz hat L. nicht nachweisen können (s. 184); er sollte im sinne der abhandlung 'Über anmut und würde' noch einen schritt über die Kantsche grenzlinie wagen. den ersten eindruck dieser Schillerschen abhandlung gibt ein neuedierter brief an Neuffer (s. 218): *'Ich erinnere mich nicht etwas gelesen zu haben, wo das beste aus dem Gedankenreiche und dem Gebiete der Empfindung und Fantasie so in Eines verschmolzen gewesen wäre.'*

Erst nach Waltershausen, in Jena anfang november 1794 ist H. mit Schiller in unmittelbaren verkehr getreten. L. gibt nach dem auch früher bekannten materiale die daten (s. 187 ff). sonst unbedeutende neue notizen lassen gesellschaftliche erfolge als consequenzen seiner verbindung mit Schiller erscheinen (s. 261; vgl. s. 246. 250). die vermittelung des 'Hyperion' an Cotta, die aufnahme einzelner gedichte H.s in die Horen und in den Musenalmanach (vgl. insbes. s. 318 anm. 1) fällt in diese zeit. allein die übersiedelung nach Frankfurt rückt H. seinem gönner ferner und ferner. ein wichtiges document, Schillers brief an H. vom

28 juli 1797, scheint verloren zu sein. Schiller hat sich damals von Goethe über H. referieren lassen (s. 304 ff). nur eine entmutigende absage auf die einladung zu einer geplanten zeitschrift bedeutet Schillers letzter brief vom 24 aug. 1799 (s. 516). seine ablehnende haltung hat den ganzen plan scheitern lassen; dem verleger Steinkopf hat er nicht einmal geantwortet (Cottabriefe s. 354).

Noch 1801 wartet H. auf ein erlösendes wort von Schiller, um endlich den 2 juni d. j. zum letzten male in einem von AvKeller bekannt gemachten briefe sich an ihn zu wenden. auf ein knappes glaubensbekenntnis hin möge Schiller entscheiden, ob er in Jena docieren solle: *'Sie werden nicht verschmähen, durch Ihre Theilnahme meinem Lebensgang ein Licht zu leihen'* (s. 590). Schiller hat es verschmäht und fraglos schwere schuld durch diese gleichgiltigkeit auf sich geladen. H.s geistiges zusammenbrechen wäre bei tatkräftiger geistiger und materieller unterstützung aufzuhalten gewesen... nicht ohne rührung wird man L.s bericht lesen (s. 659), wie dem kranken beim namen Schiller noch in spätester zeit seine augen aufgeleuchtet, wie er dann gerufen habe, *'Mein herrlicher Schiller!'*

L.s ganzes buch ist in seiner mafsvollen, objectiven haltung, obwol es die frage nicht erörtert, ob H. zur romantik gehöre, dennoch ein neuer und schlagender beweis für den mangel jeglicher beziehung zu ihr. schliefslich bleibt WSchlegels recension des Neufferschen almanachs (s. Werke 11, 364 f) mit ihrem feinsinnigen urteil über H. das einzige zeugnis. freilich hat WSchlegel in gleicher weise einen Tieck, gelegentlich auch nur einen Neubeck entdeckt; allein die kurze Hölderlinnotiz hatte eben gar keine persönlichen oder litterarischen consequenzen. WSchlegels name erscheint in L.s buche nur im zusammenhange jener recension; der name FSchlegels, Tiecks, endlich der des geistesverwantesten, Hardenbergs, findet sich nicht. Schelling ist nicht als philosoph der romantik, sondern schon als Tübinger stiftler H.s freund geworden. sein name erscheint zum erstenmale im spätherbst 1790 (s. 127); H. rechnet ihn der schwester gegenüber zu den *'braven Leuten'*. andere neumitgeteilte briefe lassen erkennen, dass H. dem freunde auf seinen neuen und neuernden pfaden nicht immer nachgekommen ist. 1795 bemerkt H. gegen Niethammer (s. 284): *'Schelling ist, wie Du wissen wirst, ein wenig abtrünnig geworden von seinen ersten Überzeugungen'*. 1798 setzt er schon einige apologetische accente auf, wenn er der mutter gegenüber sich wundert, dass man Schelling nicht zum Tübinger professor gemacht habe: *'Das Alter thut zur Sache nichts; und da sein Ruhm jezt frisch ist und nothwendig noch ein gut Theil steigen müfste, wenn Schelling durch grofse Aufforderungen getrieben würde, aller seiner Kraft und Wachsamkeit aufzubieten, so hätt' er wohl der Universität nicht wenig Ehre gemacht. Über seine Meinungen hab' ich selber manchmal mich mit ihm gezankt; aber immer hab'*

ich auch in seinen irrigen Behauptungen einen ungewöhnlich gründlichen und scharfen Geist gefunden' (s. 447). — beiläufig erwähne ich noch, dass bemerkenswerte notizen über Schellings lehrtätigkeit in Jena in dem briefe eines ungenannten an H. vom sept. 1799 (s. 525 f) durch L. uns geschenkt werden.

Wien, 16. 4. 1891. OSKAR F. WALZEL.

Lyrik und lyriker. eine untersuchung von dr RICHARD MARIA WERNER. Hamburg und Leipzig, Voss 1890 (Beiträge zur ästhetik, herausgegeben von ThLipps und RMWerner I). XVI und 638 ss. gr. 8°. — 12 m.*

Die lehre von der theopneustie hat in der ästhetik sich länger behauptet als in der theologie. für die ästhetiker existierten die gedichte nur in ihrer letzten und abschliefsenden gestalt, und in dieser hatte der dichter sie vom ersten bis zum letzten buchstaben unter dem unmittelbaren dictat der muse niedergeschrieben. die vorgeschichte des werkes ignorierte man nicht blofs, sondern wehrte sich heftig gegen jeden versuch 'den genius vor gericht zu stellen'. ganz allmählich entschloss sich die lehre von der dichtkunst, den litterarhistorischen anatomen einige opfer zur section zu überlassen, epiker vor allem; aber die lyriker schützte noch immer ein Tabu vor kritischer berührung. auf die dauer half das alles nichts; die exacte forschung gedieh fröhlich weiter, die anatomie erzeugte die physiologie und diese die empirische psychologie.

'Physiologie der lyrik' wollte W. sein werk ursprünglich nennen; eine ungerechtfertigte rücksicht auf die titel Mantegazzascher marktläufer hat ihn zu dem weniger passenden namen bestimmt. eine 'psychologie der lyrik' hat schon du Prel 1887 veröffentlicht, gar kein übles buch; und neuerdings hat Jacobowski sogar eine 'Physik der lyrik' angekündigt. man sieht, wir sind im modernsten fahrwasser.

Aber nicht nur in äufserlichkeiten neigt sich W. der naturwissenschaftlichen strömung zu. freilich in äufserlichkeiten mehr als gut ist. trotz aller verteidigung bleibt die heranziehung einer physiologischen abnormität zur erklärung sehr häufiger geistiger erscheinungen (s. 477) unglücklich; dass das von Goethe her uns geläufige bild vom krystallisieren des stoffs durch die analogie der gerinnenden milch ersetzt wird (s. 395), mag zeitgemäfs sein, schön ist es nicht; auch auf die unvermeidlichen bakterien hätte man lieber verzichtet. doch lässt man sich solche kleinigkeiten gern gefallen, weil das gefühl entschädigt, sich hier würklich auf festem, methodisch durchgeprüftem boden zu befinden und von nebelhaften speculationen, von willkürlichen apriorismen befreit zu sein. der entschiedene tatsachensinn, der das buch aus-

* [vgl. Litt. centr. 1891 nr 22 (Eh.). — Beil. z. allg. zeitung 1891 nr 153 (MCarriere).]

zeichnet, ist das beste und wichtigste, was wir von unsern 'exacten' brüdern immer wider zu lernen haben; in der methode haben die nachkömmlinge und schüler der alten grammatiker es nicht nötig, nach fremden meistern auszuschauen.

Aber auch in diesem puncte hat das buch die fehler seiner vorzüge. man fühlt sich überall eben deshalb auf festem boden, weil W. das construieren und erschliefsen nur ungern zu hilfe nimmt; fast durchweg bedient er sich solchen materials, das für den zu verfolgenden process, die entstehung lyrischer gedichte, actenmäfsige belege liefert. nun liegt es aber in der verhältnismäfsig improvisatorischen art der lyrik, dass die einzelnen entstehungsphasen weit seltener als bei epischen oder dramatischen werken aufgezeichnet und bewahrt bleiben. es sind daher nicht viele dichter in gröfserem umfange befragt worden, und unter diesen nimmt neben Uhland und Geibel bei weitem den breitesten raum Hebbel ein. es ist durchaus verständlich, dass W. sich in dies aufschlussreichste untersuchungsobject schliefslich beinah verliebte, wie Kerner in die seherin von Prevorst; dass er, der sonst — mit recht, meine ich — auf ein urteil den geprüften gedichten gegenüber durchaus nicht verzichtet, die grösten geschmacklosigkeiten dieser grofsen gedankenspinne sorgfältig loslöst und vorzeigt, während ein anderer sie als staub wegfegen möchte. ich erinnere nur an das auch formell grässliche epigramm:

'Künstler, nie mit Worten, mit Thaten begegne dem Feinde!
Schleudert er Steine nach dir, mache du Statuen d'raus!'

(s. 351). man male sich das bild doch nur aus: der feind wirft mit felsblöcken (denn aus kieselsteinen ist doch keine statue zu machen) — der künstler sammelt sie ruhig mit der rechten hand und verarbeitet sie mit der linken. oder die unmögliche und groteske erfindung des gekitzelten leichnams (s. 385) oder der 'poetische' gedanke des zum wappen zurecht gehauenen ritters (s. 429). solche urteilslosigkeit dem lieblingsmodell gegenüber hat schlimmere folgen als die aufnahme abschreckender pseudolyrik: allzuleicht wird der bestbelegte vorgang zum typischen umgedeutet und der dichterische process des grüblers und selbstbeschauers zu aufschlüssen über die grofse mehrheit völlig anders gearteter poeten benutzt. und merkwürdiger weise bleibt W. völlig in die zeitlosigkeit der alten ästhetik gebannt, soweit er sonst deren bodenlosigkeit hinter sich wirft; es wird Hebbels übermodernes verfahren als schlüssel zur dichtkunst der fernsten vorzeit benutzt. überwiegend freilich hält W. sich auch in den verallgemeinerungen an neuere lyrik; der richtige titel würde lauten 'Physiologie der modernen lyrik', wie Bourget gerade jetzt ein buch 'Physiologie der modernen liebe' betitelt hat.

Das werk beginnt mit einem einleitenden capitel über die stellung der lyrik und die aufgabe ihrer physiologie. wird man

die neuen definitionen und ebenso zb. den satz, dass lyrik eine einsame gattung sei (s. 5), schwerlich unterschreiben, so gehört dafür der schluss des capitels zu dem besten und lehrreichsten, was neuere poetik hervorgebracht hat. unter der überschrift 'Ein classisches beispiel' stellt W. aus Hebbels tagebüchern alle eindrücke zusammen, die Hebbel von schneeflocken und schmelzendem eis empfangen zu haben verzeichnet, alle gedanken, die er aus diesen erscheinungen herausgegrübelt, alle gedichte, die er aus diesen gedanken herausgesponnen hat. in höchst interessanter weise verfolgt W. so die mannigfachen ausprägungen einer und derselben deutung, die Hebbel aus dem schmelzenden schnee zog: das problem, welches verhältnis zwischen dem individuum und dem all bestehe (s. 59), liegt allemal im hintergrunde, und dies éine problem wird mit der einen naturerscheinung unter dem druck verschiedenartiger umstände, wozu auch die bereits verfassten gedichte gehören, immer wider anders verknüpft. schliefslich verschwindet das so ausgedeutete ereignis, dann auch das problem aus dem gedankenlager Hebbels. — die ebenso sorgfältige als sinnreiche beobachtung gibt in wahrheit ein classisches beispiel für die im vierten und besten capitel abgehandelte 'befruchtung', und sie gibt zugleich für die methode W.s ein classisches beispiel. bedenkt man, wie vor kurzem Eugen Wolff in einer anspruchsvollen schrift mit armen fündlein grofs getan hat, ohne doch anderes zu stande zu bringen als den nicht eben neuen satz, wer poetik treibe, müsse litteraturkenntnis besitzen, so wird man angesichts so gründlicher litteraturkenntnis, so sorgfältiger methode die bescheidenheit des autors dieses beitrages zur poetik doppelt und dreifach anerkennen müssen. dabei fallen für die characteristik einzelner dichter, wie Hebbels selbst (s. 65), Rückerts (s. 71), der 'contrastierenden dichter' (s. 79), Hamerlings (s. 86—87) beachtenswerte fingerzeige; dass auch Alfr. Friedmann (s. 85) citiert wird, überrascht freilich. diese zahlreichen parallelen zu Hebbels gedicht sind leider etwas wirr geordnet; sie schneien selbst fast wie ein schneegestöber auf den leser ein.

Das zweite capitel behandelt das 'erlebnis', den äufseren vorgang, der dem dichter durch directes oder indirectes anschauen den wesentlichen anstofs gibt. auf diesen unterschied, ob der poet ein ereignis mit körperlichen augen oder nur mit geistigen sinnen erschaut habe, scheint mir W. zu grofses gewicht zu legen. Goethe hat die schicksale des Odysseus auf Phaea sicher stärker miterlebt, als zahlreiche von ihm mitgemachte und mitbesungene hoffeste; für Freiligrath war der losbruch der Schweizer revolution oder die erzählung der irischen witwe ein innerliches erlebnis, wenn sie ihm auch nur durch die zeitungen vermittelt waren, und hätten Goethe die berichte vom kriegsschauplatz ebenso stark interessiert, wie Freiligrath, so hätte er trotz seiner bekannten erklärung (s. 97) ebenso wol für diesen kampf lieder

dichten können, wie er gedichte gegen Newton verfasst hat. auch sonst scheint mir W. über der neigung zu äufserlich greifbaren unterscheidungsmomenten oft psychologisch wichtigere kriterien zu vernachlässigen. das zeigt sich besonders in der rein äufserlich genommenen einordnung bestimmter gedichte nach stand, zeit, gegend des dichters. dass ein dichter in Steiermark ein lied auf die Maria von Zell, Mickiewicz dagegen auf die Maria von Czenstochau dichtet (s. 135), ist doch wahrlich für die classification jener gedichte nicht von der geringsten bedeutung; aber ob das lied die Madonna als schutzherrin des menschengeschlechts oder als persönliche patronin auffasst, ob als milde mutter oder als mächtige herscherin, die tonart mit einem worte des liedes, ist von grofser bedeutung, und sie findet in W.s rubriken keinen platz. daher erhält denn auch die mit sichtbarer liebe ausgearbeitete tabelle (s. 138—139) ein so seltsam pedantisches ansehen, was sich bei den spätern tabellen, s. 188, s. 246—49, s. 322 widerholt. und wenn W. ausrechnet, es ergeben sich 256 möglichkeiten lyrischer gattungen (s. 140), so erinnert das bedenklich an das schema des alten Varro, wonach es 280 denkbare philosophien gab (Mommsen Römische geschichte 3, 604 anm.). man braucht zu den rubriken 'mensch', 'zeit', 'nation', 'stand', 'gegend' nur noch zb. die rubrik 'schule' zu fügen, um durch die aufzählung aristokratisch-revolutionärer gesellschaftslyrik gegenüber demokratisch-revolutionärer gesellschaftslyrik oder volkstümlich-erotischer naturlyrik neben höfisch-erotischer naturlyrik die maschen des netzes noch undurchlässiger zu machen; dann erhält man eine ganz andere zahl. welchen wert hat aber solche rechentafel überhaupt und welchen wert hätte es, könnte man würklich alle vorhandenen lyrischen gedichte in ihr unterbringen?

Nebenbei möchte ich bemerken, dass W. gerade wie Jacobowski in seinen interessanten 'Anfängen der poesie' auf die allgemein menschlichen grundtriebe hunger und liebe, wie sie Schiller als die erhalter des weltgetriebes aufgestellt hat, zurückgreift (s. 113). ich glaube auch hier nicht, dass es gut ist, in abstracten dingen mit bestimmten zahlen zu operieren, und wäre es auch nur die zweizahl. weshalb soll zb. nicht der ehrgeiz unter den ältesten motoren der poesie gewesen sein? oder — wenn man ihn unter die kategorie 'hunger' aufnehmen will, in die dann aber ebenso gut die 'liebe' gehört, wie WRaabe im Hungerpastor so schön symbolisiert hat — warum nicht die einfache grundlose empfindung des wohligen behagens schlechtweg, die doch sogar den tieren freudenrufe entlockt? gedichte wie '*Mich ergreift, ich weifs nicht wie, himmlisches Behagen*' oder auch '*Uns ist ganz kannibalisch wohl*' brauchen nicht an der trinktafel gehaftet zu haben; sogar der moderne mensch singt noch manchmal 'ohne jeden vernünftigen grund und zweck'. hier, meine ich, hätte W. wol etwas subtiler sein dürfen, während er in der aufteilung der

so rasch acceptierten hauptclassen den vorwurf allzu subtil zu sein (s. 142) doch nicht ganz wird abwehren können. das bedürfnis nach belegen für alle 256 zettelkästen zwingt W. sogar, den Schinderhannes unter die classischen zeugen der lyrik einzuführen (s. 148); oder eigentlich zwingt ihn dazu nicht einmal die dira necessitas, denn 'verbrecherlyrik in gottesdienstlicher form' war auch sonst aufzutreiben, zb. in korsischen und italienischen banditenliedern. auch andere beispiele scheinen nicht glücklich gewählt. W. neigt, zumal bei Hebbel, dazu, alles für ein gedicht zu erklären, was poetische form hat; aber schlechte und trockene versificationen prosaischer gedanken (wie zb. s. 160 178. 228) beweisen so wenig für das entstehn echter gedichte, wie die gründung der mormonischen religion für die entstehung des christentums oder des buddhismus beweist.

Es liegt vielleicht an der allzu äufserlichen und allzu schematisch durchgeführten einteilung der auf 'gefühlserlebnis' oder 'gedankenerlebnis' beruhenden gedichte, wenn der erste teil dieses capitels mir ziemlich unfruchtbar scheint. wichtiger ist der zweite, der über das 'indirecte erlebnis' handelt. W. stellt hier einen meines erachtens ziemlich unwichtigen gesichtspunct an die spitze; aber eben das ermöglicht es ihm, für die hier zusammengefassten dichtungen fruchtbarere betrachtungen anzustellen als vorher, wo er beständig nach seiner tabelle blickte. ich würde hier gern mancherlei unterschieden gesehn haben: ob die anregung inhaltlich ist, oder durch formelle momente, wie reime, rhythmus, refrain, einzelne reminiscenzen gegeben, oder ob beides zur beeinflussenden stimmung zusammenwürkt, das bedingt doch sehr verschiedene arten der abhängigkeit. auch fällt die zeitlosigkeit der betrachtungen W.s wider stark auf. ganze poesien, wie die mlat. epigrammatik oder die galante dichtung leben von der reminiscenz; sie kennen kein anderes 'erlebnis' als die lecture. sie geben sich aber auch als das, was sie sind: als virtuosenvariationen über gegebene themata. wol spricht W. s. 228 f über solche conventionelle poesie; aber dass diese zu bestimmter zeit stark genug wird, um auch dem ursprünglicher gearteten dichter, zb. Opitz, jede ganz freie dichtung ebenso unmöglich zu machen, wie einem doctoranden eine arbeit ohne citate ist, das sähe man als einen der sichersten belege für zeitliche verschiedenheiten im dichterischen process gern hervorgehoben. sehr hübsch ist dagegen zb. die untersuchung über 'weiterdichtung' s. 201 f und 'widerspruch' s. 216. — gelegentlich werden die übereinstimmungen und anklänge wol überschätzt, so s. 205—206. es befremdet übrigens, hier (s. 228) einen nicht recht passenden gedankenknäuel Hebbels angeführt zu sehn statt der schlagenden worte Schillers:

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein.

ebenso wird später (s. 459) Hebbel vor Schiller citiert und ein andermal (s. 424) heifst es gar: 'dasselbe (wie Schiller) hat uns bereits Hebbel gesagt'; ebenso s. 449: 'Hebbel hat jugendgedichte vernichtet, ebenso machte es Goethe'.

Sehr kurz ist das dritte capitel 'Stimmung', wobei Uhland als beispiel dient. dann folgt das ganz vortreffliche vierte 'Befruchtung'. hier wird gezeigt, in welcher weise das erlebnis bei günstiger stimmung zum keim des gedichtes wird. ich halte den nachweis typischer 'befruchtungsarten' zb. für Uhland und Hebbel (s. 270f) für durchaus gelungen, und ich glaube, dass innerhalb der gesammten modernen poetik nirgends ein so grofser schritt vorwärts gemacht ist zur exacten ergründung der poetischen psychologie. wie Hebbel sich aus dem erlebnis einen gedichtkeim 'ergrübelt' (s. 289), wie ein Schwab oder ein Kosegarten es roh herübernehmen in die versificierte umformung (s. 320), das wird deutlich und anschaulich gezeigt und erläutert, und damit für die poetische embryologie endlich an einem wichtigen puncte eine ganze ergebnisreihe gesichert.

Capitel v behandelt das 'innere wachstum': wie der keim vereinfacht oder verdichtet, erweitert, gesteigert oder sonst ausgestaltet wird. auch hier wird ein reiches und zuverlässiges material aufschlussreich behandelt; interessant, obwol etwas breit, ist zb. der commentar zu der erweiterung, die Lenau einem gedicht von KMayer zu teil werden liefs (s. 363f). leider werden hier neben Horaz, Goethe, Hebbel, Geibel auch MGreifs gereimte trivialitäten citiert. durchweg aber wird gerade hier das gedicht zu sehr als einheit gefasst, als säfse gleichsam nach der alten ontogenetischen anschauung in dem éinen gedichtkeim das fertige poem zusammengekauert und brauchte nur aufgerollt zu werden. die frage wird ganz umgangen, wie an den ersten vers der zweite tritt und an die erste strophe die zweite; wie bald ein conventionelles reimpaar, bald ein typischer contrast weiterführt, bald auch ein bestimmtes princip der anordnung. Herwegh zb. ordnet seine strophen rein begriffsmäfsig: er sieht sich nach allem um, was etwa mit den aus der erde gerissenen kreuzen gemacht werden könnte und hängt so eine strophe an die andere unter dem zwange des refrains. oft lenkt ein reim schlechtere dichter vom geraden wege ab, wie das zb. bei Mirza-Schaffy öfters zu beobachten ist; oft ist der weg auch wider zu schnurgerade, wie nicht selten bei Immermann. gerade diesen gesichtspunct, die innere ordnung, hätte W. mit seinem wissen und seiner kritik sehr fruchtbar abhandeln können; ihn hinderte der zu straff gefasste begriff des 'gedichtes'. dies braucht doch auch in seiner unfertigsten form immer zeit um zu entstehn, springt nie auf einmal hervor als ein ganzes. — für die wortwahl gibt W. (s. 428) die hoffnung auf die ergründung individueller gesetze wol etwas zu rasch auf. — für metrische umformungen (s. 440) hätten die

experimente des stilkünstlers CFMeyer einige gute beispiele liefern können; Reitler in seinem büchlein teilt einige frappante umgestaltungen mit. auch an die verschiedenen übersetzungen, zb. des Homer in prosa, jamben, stanzen, hexameter konnte erinnert werden.

Kurz ist wider das sechste capitel 'Geburt', in dem W. das würkliche hervortreten des fertigen gedichtes behandelt. hier wie öfter hätte ein engerer anschluss an Scherers poetik zur vervollständigung der gesichtspuncte dienen können. die mit nachdruck vorgetragene erläuterung des Goethischen begriffes 'gelegenheitsgedicht' (s. 461) wird schwerlich beifall finden. nach W. versteht Goethe hierunter jegliches gedicht, dessen gefühlserlebnis durch ein äufseres ereignis angeregt sei. ich kann zunächst überhaupt nicht die möglichkeit einräumen, dass es wahre gedichte geben sollte, auf die diese definition nicht passt. aufserdem aber sagt Goethe doch ausdrücklich: *'Die Wirklichkeit muss die Veranlassung und den Stoff dazu hergeben'*; er sagt nochmals: *'Alle meine Gedichte sind durch die Wirklichkeit angeregt'*. es genügt also nicht, dass ein erlebnis sich als keim in die phantasie des dichters senkt, es muss auch ein äufserer, würklicher anlass die poetische fassung anregen, wenn das gedicht ein 'gelegenheitsgedicht' in Goethes sinn sein soll. man würde also statt der drei arten poetischer geburt, die W. unterscheidet, zunächst vier annehmen müssen: improvisation, wobei das gedicht durch die erste anregung gleich fertig hervorgezaubert wird; gelegenheitsgedicht, wobei die erste anregung bis zur vollendung des gedichtes nach- und mitwürkt; erinnerungsgedicht, wobei die erste gelegenheit durch einen späteren anstofs gleichsam widerhergestellt wird (wie etwa in Geibels fall s. 462); bestellungsgedicht, wobei die innere vorbereitung völlig durch äufseren auftrag, der ganz wol auch von dem 'commandierenden' dichter selbst kommen kann, ersetzt wird. W. braucht für diese letzte kategorie den wenig bezeichnenden ausdruck 'zufall'. genauere betrachtung lehrt freilich, wie schwer die trennung durchzuführen ist. die improvisation ist nur ein ungewöhnlich schnell gereiftes gelegenheitsgedicht; umgekehrt wird bei etwas ausgedehnter reifezeit leicht ein zweiter anstofs von aufsen nötig, wie etwa bei den arbeiten Goethes zum Faust: so verwandelt sich das gelegenheitsgedicht in ein erinnerungsgedicht. und selbst das bestellte gedicht wird in solchen poetischen naturen, die sich leicht 'in stimmung' zu versetzen wissen, den echten gelegenheitsgedichten, ja den improvisationen nahe treten: ein italienischer improvisator gibt auf seinem instrument einige töne an, die dem aufgegebenen thema (etwa 'klagelied') entsprechen, und nun holt er aus diesen tönen die stimmung, die innere vorbereitung, aus der heraus er dichtet. so scheinen mir hier, wie oft bei W., die eng im raum sich stofsenden begriffe durch allzu massive schranken getrennt.

— wertvoll sind die angaben über poetische ebbe und flut (s. 466). die untersuchung über das weiterkeimen nicht erschöpfter gedichtkeime (s. 467 f) ist nicht klar genug gesichtet und angeordnet, um jenem 'classischen beispiel' an die seite gestellt werden zu können; gleichwol gehört sie zu den wichtigsten stellen des buches und ist für mancherlei fragen der höheren kritik in betracht zu ziehen.

Hiermit ist der höhepunct der untersuchung überschritten. cap. VII 'Äufsere form' behandelt allerlei wichtige fragen, wie die nach art und reihenfolge der darstellung, in wenig tiefgehnder weise; der titel wird überwiegend als äufsere etiquette gefasst, während er als exponierende anrede an die zuhörer nachweislich uralt und sehr wesentlich ist; auch fallen unglückliche ausdrücke wie 'ich und nichtich' (s. 493) und 'darstellende darstellung' (s. 519). höchst anfechtbar ist, was W. über 'beschreibung' vorträgt (s. 522 f), indem er nicht nur allzu dogmatisch jegliche beschreibung misbilligt, sondern auch jede schilderung innerer zustände verwirft (s. 525).

Das 8 cap. 'Äufseres wachstum' endlich behandelt nachträgliche änderungen am fertigen gedicht. es wird allzu scharf geschieden zwischen correctur, wobei fehler verbessert, und revision, wobei gute ausdrücke durch bessere ersetzt werden; geht die 'weiterführung' über ein bescheidenes mafs heraus, so liegt 'umbildung' vor. ein gedicht kann ausgedehnt werden durch fortsetzung, cyclischen abschluss, einfügung in eine höhere einheit. viel neues war für all diese puncte nicht zu gewinnen, aber gute beispiele sind in lehrreicher besprechung vorgeführt. den satz, dass ein hauptgrund der revision die absicht ist, das allzu persönliche zu tilgen (s. 569), wird man schwerlich allgemein gelten lassen können; wie oft hat zb. Heine die 'zufälligkeiten des erlebnisses' immer schärfer herausgearbeitet.

Ende gut alles gut. kurz vor dem schluss kommt noch eine hochwichtige stelle: W. zeigt durch beispiele mancher art, wie oft lyriker erst nachträglich ihre gedichte in quandam similitudinem epici carminis corrumpunt, und er zieht daraus (s. 594) auf die liederbücher der minnesänger den vollberechtigten schluss, dass auch hier chronologische reihenfolge der gedichte durch ihr zusammenschliefsen zu einem roman noch nicht bewiesen sei. es wird dann über die arten der sammlung (s. 607 f) verständig und interessant gehandelt, und eine bescheidene selbstverwahrung des autors schliefst sein wie wenige neuere werke verwanter art dankenswertes buch. —

Noch zwei kleinigkeiten möchte ich hervorheben. störend wirkt die gewohnheit, die namen mit majuskeln zu schreiben, flexionsendungen dann aber in minuskeln beizufügen: SCHILLERn, CONZEns; unsere endungen sind doch schon gedrückt genug; die einst vielfach tonangebenden herren so demütig wie hündchen

hinter den stolzen stammsilben hertrotten zu sehn, tut weh. freude haben mir dagegen die meist schlagend, oft recht witzig gewählten motti zu den einzelnen abschnitten gemacht; es ist eine schöne sitte, die arbeit durch weihesprüche grofser männer zu schmücken.

Soll ich endlich noch über das buch als ganzes urteilen, so habe ich nur meinen dank für die ernste phrasenferne untersuchung und für manche anregungen neben nicht wenigen positiven ergebnissen zu widerholen. schaden wird dem buche die übermäfsige breite, die zb. in dem häufigen doppelabdruck, manchmal auch in doppelbesprechungen ein und derselben stelle störend hervortritt (so von stellen aus Uhland s. 431. 451. 454, aus Hebbel s. 421 wie s. 326, s. 577. 586. 590, ebenso bei Goethe s. 481). zu angriffen werden die oft allzu äufserlichen und mechanisch durchgeführten scheidungen anlass bieten, und fruchtlos werden die tabellen zu boden fallen. aber keine arbeit, die Scherers programm der empirischen poetik von irgend einer seite aus durchzuführen versucht, wird an dieser ersten bedeutsamen frucht jenes genialen gedankens ungestraft vorbei gehn dürfen und keine wird ohne förderung von ihr scheiden.

Berlin, dec. 1890. RICHARD M. MEYER.

LITTERATURNOTIZEN.

Emil Brauns briefwechsel mit den brüdern Grimm und Joseph von Lassberg. herausgegeben von REHWALD. mit porträt. Gotha, FAPerthes, 1891. XII und 169 ss. 8°. 3 m.* — das zierliche büchlein bringt nach einer bis 1833 reichenden selbstbiographie des bekannten archäologen Emil Braun (1809—1856) dessen correspondenz mit den brüdern Grimm und dem freiherrn von Lassberg aus den jahren 1829—1836, soweit sie sich erhalten hat. drei briefe rühren von Jacob, zwei von Wilhelm Grimm, fünf von Lassberg her, die übrigen 29 (nicht 27: der fünfte und der sechste an Lassberg sind nämlich doppelt gezählt) haben Braun zum verfasser. für die geschichte der deutschen philologie ergibt sich freilich kaum etwas wesentlich neues: denn die überraschende nachricht von einer Heliandübersetzung Füglistallers in der vorrede s. VII beruht auf einem sonderbaren irrtum. wol aber gewinnt B.s persönlichkeit festere umrisse. überall, namentlich in den an Lassberg gerichteten briefen, tritt seine pietätvolle gesinnung, seine herzensgüte, seine opferfreudigkeit auf das woltuendste hervor. die ausführlichen noten, mit welchen der herausgeber seine publication begleitet, hätten hier und da aus dem briefwechsel Lassbergs mit Zellweger (hg. von CRitter, SGallen 1889) und mit Pupikofer (Alem. 15) vermehrt werden können; in

* [vgl. Litt. centralbl. 1891 nr 21.]

kleinigkeiten zu berichtigen sind sie öfters. s. 64 deutet wol auf den Gothaer landschaftsmaler Christian Wenk, der nach Naglers Künstlerlexicon 1836 noch lebte. St.

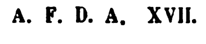
Die religion der alten Deutschen und ihr fortbestand in volkssagen, aufzügen und festbräuchen bis zur gegenwart. mit durchgreifender religionsvergleichung. von prof. dr. Sepp. München, JLindauer, 1890. xx und 419 ss. 8°. 6 m.* — der bekannte verf. will 'nur gegen die bisherige unkunde und daraus erwachsene unterschätzung allzeit zur ehre unserer nation die altväterliche religion erheben und verkündigen'. die mythologischen religionen haben nach ihm ihren ursprung nicht in natursymbolik, mondwechsel oder elementarereignissen, der blitzschlange und dem donnerwagen, sondern wurzeln in höheren ideen, indem der mensch über anfang und ende der welt, zweck des daseins und seine eigene zukunft aufschluss haben wollte. 'was lag näher als das mannweibliche princip zum ausgangspunct der schöpfung zu nehmen, wenigstens den protogonos androgyn zu gestalten!' als grundzug der mythe betrachtet er aber an anderer stelle einen verklärten naturdienst, eine vergeistigte sonnenreligion. die feste des sonnenlebens verfolgt er in diesem buche durch das ganze jahr, indem er bei allen fest- und heiligentagen des kalenders darauf bezügliche oder bezogene bräuche und sagen, deutsche, indogermanische, semitische und ägyptische und noch entlegenere hintereinander erzählt, ohne alle kritik und ohne sich der gewagtesten vermutungen zu enthalten.

Freiburg, 28 juli 1891. El. H. Meyer.

Naturskildringarna i den norröna diktningen. akademisk afhandling af Theodor Hjelmqvist. Lund, HMöller, 1891. 215 ss. 8°. 2,25 kr. — Hjelmqvists arbeit lehnt sich im ganzen an das treffliche buch Otto Lünings über die natur in der altgerm. und mhd. epik an, leider nicht, ohne nach der jetzt üblichen art sich bei dem vorgänger durch kleinliche häkeleien zu bedanken. da Lünings werk für übersichtliche anordnung nicht muster sein konnte, fehlt diese auch hier und wird nicht einmal durch ein register ersetzt. die schrift verliert dadurch viel von ihrer brauchbarkeit, da die kurze inhaltsangabe zum bequemen nachschlagen nicht genügt. dies ist zu bedauern, weil aus dem buch viel zu lernen ist und doch nur wenige es hintereinander lesen dürften.

Dem fleifsigen und belesenen autor ist am besten der erste abschnitt gelungen, in dem er über den natursinn der alten Nordmänner spricht. mit hübscher benutzung historischer und geographischer neben den rein litterarischen urkunden hat er gezeigt, dass im skandinavischen altertum wie wol bei jedem noch nicht bis zu elegischer sentimentalität civilisierten volke die naturfreude wesentlich 'frauenhaft' war. wol fehlt es nicht ganz an beweisen, dass auch die grofsartige natur auf die gemüter

* [vgl. Litt. centralbl. 1891 nr 26 (—gk).]



würkte; die ideale landschaft aber, die sie in ihren paradiesen verwürklicht träumten, trägt jenen character, der noch heut jedes deutsche gemüt mit unstillbarer sehnsucht erfüllt. wie im vorigen jahrhundert ein grofser und grofsartiger landschaft entsprossener dichter, Haller, zur bewunderung der Alpen sich selbst erst erziehen muste, so möchte man auch von den Skalden und ihren zuhörern sagen, als ideale welt habe ihnen stets ein Italien vorgeschwebt. — es befremdet, dass H. die etymologie der norrönen hier in betracht kommenden worte nicht heranzieht; die personennamen sind dagegen benutzt.

Im zweiten abschnitt handelt H. speciell von den naturbeschreibungen. die allgemeinen betrachtungen über mythendeutung wären besser fortgeblieben. sonst wird manches neu beigebracht, besonders aus der skaldenpoesie. in der auffassung des mondes (s. 124) wird hübsch ein umschwung in der naturauffassung dargelegt: der mond, im 18 jh. der schutzherr der liebenden, galt damals nur als patron der unholde. auch über die vögel bringt H. (s. 140f) interessante beobachtungen; ebenso einzelne wichtige litterarische nachweise (so s. 129).

Im dritten abschnitt sucht H. — meines erachtens vergeblich — aus der bildersprache der altn. poesie lebhaften natursinn herauszulesen. die Skalden, denen der nackte ausdruck als prosaisch galt, konnten für umschreibungen eine reichhaltigere schatzkammer doch gar nicht finden als die natur; und das lob, welches JGrimm (Kl. schr. 4, 165) den kenningen durch vergleichung mit den kunstworten des rotwälsch erteilt, ist noch das äufserste, das man der inneren form derselben zuerkennen darf.

Durchweg zieht H. hauptsächlich skaldenpoesie und daneben sagalitteratur heran. die Edda ist nicht völlig ausgebeutet; so kommen die jagdstücke der Rigsþula oder der wassersport der Hymiskviþa nicht zu ihrem recht. die aufsernordische alte poesie ist nur sehr gelegentlich angezogen, meist nur durch Lüning vermittelt. interessant ist für den deutschen leser die auswahl der citate aus neuerer poesie: Rossetti und Swinburne werden als gute bekannte angeführt, etwa wie man bei uns Ibsen oder Tolstoi citiert. aus der fachlitteratur sind die wichtigsten arbeiten benutzt, aber nicht in sklavischer abhängigkeit, sondern mit gesunder kritik.

Berlin. RICHARD M. MEYER.

Untersuchungen zur überlieferung übersetzung grammatik der Psalmen Notkers von JOHANN KELLE (Schriften zur germ. philologie hg. von MROEDIGER heft 3). Berlin, Weidmann, 1889. x und 153 ss. 8⁰. 7 m.* — Kelles academische abhandlung Die SGaller deutschen schriften und Notker Labeo (München 1888) hatte ua.

* [Zs. f. d. phil. 23, 380 (OErdmann). — Littbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr 2 (AHeusler). — Zs. f. östr. gymn. 1891 s. 421 (JSeemüller). — DLZ 1891 nr 37 (MRannow).]

festgestellt, dass der abdruck des Notkerschen psalters, welchen der erste band von Schilters Thesaurus enthält, nicht, wie man Wackernagel vielfach nachbetete, auf dem bekannten SGaller ms. nr 21 beruht, sondern auf dessen original oder, was ebenso möglich, auf einem mit ihm der gleichen vorlage entsprossenen codex. 1675 liefs von dieser, damals in SGallen befindlichen, jetzt verschollenen urkunde Simon de la Loubere zu Solothurn, wo er als secretär des französischen gesanten de SRomain weilte, eine abschrift nehmen, die ihrerseits 1697 zu Paris auf Mabillons vermittelung hin für Schilter copiert wurde. man wuste nun zwar längst, dass während seines Pariser aufenthaltes, der vom 1 januar 1695 bis zum 14 mai 1698 dauerte, auch Friedrich Rostgaard die psalmenparaphrase Notkers sich abgeschrieben hatte, denn Pipers (Die schriften Notkers 1, xcvii) gegen die klaren angaben der autobiographie erhobene bedenken konnten niemanden beirren: aber es bleibt Kelles verdienst, die Rostgaardsche copie in der kgl. bibliothek zu Kopenhagen entdeckt und auf s. 1—26 der vorliegenden arbeit erschöpfend gewürdigt zu haben. folgendes ergibt sich. mit hilfe dreier schreiber copierte 1697 Rostgaard die für Schilter angefertigte abschrift — und zwar, wie ich hinzufüge, ehe sie nach Strafsburg wanderte: denn Mabillon gelangte erst anfangs äugust in den besitz von de la Louberes ms. und hatte am 8 des monats noch keinen geeigneten copisten gefunden; zum dreimaligen abschreiben des umfänglichen werkes, ferner zum hin- und rücktransport nach und von Strafsburg würde indes der rest des jahres schwerlich ausgereicht haben —, collationierte das so gewonnene exemplar sorgfältig und verglich es später mit dem original de la Louberes, nachdem dies gleichfalls ihm zugänglich geworden war. darum übertrifft Rostgaards hs. den im Thesaurus veranstalteten abdruck, der obendrein von flüchtigkeitsfehlern wimmelt, weit an wert und verbessert sogar häufig den SGaller codex 21, wie das im einzelnen die ss. 29—31 darlegen. zugleich bilden Kelles erörterungen einen wichtigen beitrag zur geschichte unserer disciplin. mit voller deutlichkeit erhellt nämlich, dass der von RvRaumer s. 150 kaum gestreifte Däne der gröste kenner der ahd. sprache gewesen ist, den es vor Jacob Grimm gegeben hat. — den hauptteil des buches (s. 48—153) nimmt eine formenlehre der Psalmen ein, nach denselben principien angelegt wie die analogen sammlungen, die der verf. für Boethius, Marcianus Capella usw. früher veröffentlichte, und zum nachschlagen recht nützlich: noch dankbarer wäre allerdings ein vollständiges, mit allen belegen versehenes Notkerglossar zu begrüfsen. St.

Beiträge zur entwickelungsgeschichte des gesellschaftlichen anstandsgefühls in Deutschland. von dr Arthur Denecke (Programm des gymnasiums zum heiligen kreuz in Dresden. 1891. progr. nr 529). Dresden 1891 (Leipzig, GFock in comm.). xxxiii ss. 4°. 1 m. —

wenn auch der titel diese arbeit vor dem vorwurf willkürlicher auswahl zu schützen sucht, so muss doch darauf hingewiesen werden, wie viel mehr aus der gründlichen und vollständigen beobachtung eines einzelnen punctes gewonnen wäre. statt dessen hat D. hauptsächlich über die tischzucht einerseits, über das ceremoniell der begrüfsung anderseits eine anzahl meist oft citierter stellen zusammengedruckt, ohne zb. die gerade für das anstandsgefühl so bezeichnenden monstrositäten der tracht irgend zu berühren. zwischen dem quellenwert satirischer oder pädagogischer stellen und dem historischer zeugnisse wird keine scheidung versucht, auf locale verschiedenheiten kaum geachtet. trotz dieser mängel aber — die einer gelegenheitsschrift vielleicht nicht zu hoch anzurechnen sind — hätte die schrift fördern können, wenn nur würklich mit dem thema ernst gemacht wäre. aber gerade die interessante frage, wie viele der hierhergehörigen bestimmungen schon der gesellschaftliche anstand forderte und wie viele nur das ceremoniell, gerade diese culturhistorisch überaus wichtige frage drängt sich D. nirgends auf. heutzutage gilt es zb. einfach als selbstverständlich, dass ein halbwegs erzogener mensch nicht mit den fingern in den teller greift; wer aber einen würklichen geheimrat mit excellenz anzureden versäumt, verstöfst wol gegen eine fest geregelte ordnung, aber doch noch nicht gegen den natürlichen anstand. für die älteren zeiten behandelt man beides als völlig gleichartig, und die seltsamen schlussworte D.s scheinen auch für die zukunft solche gleichheit anzustreben, falls er nämlich ernstlich das anstandsgefühl der zukunft von dem vorbilde der militärischen subordination beherscht zu sehn wünscht. aber gerade das 17 jh. beweist, dass man zugleich sehr soldatisch, sehr ceremoniell — und sehr unanständig sein kann. bei dem verf. kommt niemals der unterschied der empfundenen höflichkeit von der gelernten zum bewustsein; und die wahrhaft ideale feinheit des gesellschaftlichen anstandsgefühls in altgermanischer zeit scheint ihm völlig unbekannt.

Zu rühmen hätte ich somit an der abhandlung nichts als einen punct: dass nach dem 30 jährigen kriege das compliment ebenso im mittelpunct der anstandslehre stand, wie vorher die tischzucht, ist s. XXIII gut hervorgehoben. die wichtigere litteratur ist bemerkt; die arbeit selbst list sich leicht und mag neben ähnlichen populären zusammenstellungen sich wol behaupten können.

Berlin, im april 1891. RICHARD M. MEYER.

Die geschichte von den sieben weisen bei den Slaven. von dr MMURKO. Wien, Tempsky in comm., 1890 (Sitzungsberichte der kais. academie der wissenschaften in Wien, philos.-histor. classe, band CXXII) 138 ss. lex. 8. 2,60 m. — hundert jahre, nachdem er in Deutschland erfunden worden, wird der buchdruck in Russland eingeführt. aber weitere anderthalb jahrhunderte müssen verstreichen, ehe unter

Peter dem grofsen, der auch auf diesem gebiete reformatorisch eingreift, durch die anwendung handlicherer formen des druckalphabets die kunst Guttenbergs jene unbeschränkte herrschaft gewinnt, wie sie sie im westen sofort nach ihrem auftreten an sich gerissen hat. so kommt es, dass, wer die russische litteratur erforscht, an hss. des 17 und 18 jhs. dieselben studien machen kann, die der deutsche philologe nur bis ins 15 jh. etwa fortzusetzen im stande ist. 40 solcher hss. sind allein von dem russischen volksbuche von den sieben weisen bekannt, 38 davon hat M. bei der vorliegenden untersuchung benutzt (s. 87 ff): die älteste stammt aus dem jahre 1634, die jüngsten aus dem anfange des vorigen jhs. wie in so vielen anderen fällen bildeten auch hier wider die Polen die vermittler des erzeugnisses westlicher cultur (s. 103 ff): mittelbare quelle ist eine unbekannte lateinische fassung der Historia septem sapientium, die trotz manchen abweichungen wol dem Strafsburger Pontianusdruck von 1512 am nächsten stand (s. 110 ff). es ist dies derselbe druck, auf den auch die ältesten deutschen drucke zurückgehn; der Wiener druck von 1526 ist nur ein schlechter nachdruck desselben (s. 16). der älteste böhmische druck, den man bisher auch aus demselben oder aus einem der daraus fliefsenden deutschen drucke ableiten wollte, hat hingegen, wie M. zeigt (s. 15 ff), nichts mit ihm zu tun, ist vielmehr eine übersetzung der nach M.s ermittelungen bei Goswin Gops von Euskirchen in Cöln 1473 gedruckten (s. 17) ältesten lateinischen incunabel. — besonderes interesse für den sagenforscher bietet die s. 27 ff besprochene böhmische bearbeitung. da die überlieferung keine auskunft gibt, schwankt M., ob ihre abfassung mit Jungmann (Böhm. littgesch.² IV 269) in die zeit 1526—1620 oder aus ende des vorigen resp. anfang unseres jhs. zu setzen sei. dem eindrucke nach, den die ganze erzählung macht — die sprachlichen kriterien zu prüfen, bin ich nicht in der lage — möchte ich mich mit dem recensenten im Krok 1891 für die letztere alternative entscheiden. dafür scheint mir vor allem die künstliche art zu sprechen, in der einzelne novellen der rahmenerzählung angeglichen werden: so ist die erzählung der königin (s. 45 ff) von dem arabischen königssohne, der nach langer verbannung vom hofe auf wunsch der zweiten frau, die dadurch ihr eigenes kind benachteiligt, zurückberufen, sich undankbar erweist und seinem vater nach dem leben stellt, nichts anderes als die rahmenerzählung im sinne der königin zurechtgelegt. ebenso wird anderseits die bekannte geschichte von Papirius (so heifst hier der vater, während der sohn Benjamin genannt wird) durch den abweichenden zug, dass die geschwätzige frau die stiefmutter, nicht die mutter des knaben ist, ferner durch die einfügung des motivs, dass sie einen als jungfrau verkleideten jüngling immer in ihrer gesellschaft hat (s. 64), vom königssohne der rahmenerzählung angeähnlicht. wenn wir jene

zeitbestimmung annehmen, so erklärt sich leicht die geschichte von dem im walde gefundenen Sylwius (man merkt die gelehrte erdichtung) als entlehnung aus Tausend und einer nacht (s. 36), während sonst die erklärung der sagenverwantschaft bei dem fehlen der verbindungsglieder schwierigkeiten macht. durch launige erfindung wie ausführung hebt sich der folgende schwank von den übrigen vorteilhaft ab: ein wider vermuten von seiner reise zurückkehrender kaufmann findet einen fremden mann bei seiner gattin. ohne sich lange zeit zum genaueren erforschen der sachlage zu geben, eilt er fort seine waffen zu holen, wird aber von seinem alten handlungsdiener bewogen, den schuldigen wenigstens so lange noch das leben zu lassen, bis sie gebeichtet haben. in der verkleidung des beichtigers begibt sich nun die freundin der gattin zu dem gefährdeten liebespar, um, während der galan im geistlichen habit sich wegschleicht, in dessen gewande dem erzürnten ehegatten recht unschuldig, als ob sie sich nur einen faschingsscherz erlaubt habe, entgegenzutreten (s. 49 ff). leider ist die quelle dieser lustigen geschichte, die an eine bekannte scene in Figaros hochzeit anklingt, selbst der umfassenden belesenheit eines RKöhler unbekannt geblieben. die übrigen erzählungen sind die bekannten Arbor, Puteus, Vidua und 'Studien über weibertücke' (= Boccaccio VII 7). zu erwähnen sind die abenteuerlichen namen der hauptpersonen: Rhodygo, Efius, Atomina, sowie Lewin, der geburtsort des ritters in 'Vidua', und Ingrat, der name des schlosses, auf welches die königin verbannt wird. — aus dem reichen inhalt des buches hebe ich schliefslich noch die besprechung der bearbeitungen modernster deutscher volksbücher in den slavischen sprachen (s. 25 ff. 70 ff) hervor.

Wien 2. 2. 91. S. Singer.

Zur geschichte der herzmäre. von Hermann Patzig (Wissenschaftl. beilage zum programm des Friedrichs-gymnasiums zu Berlin. ostern 1891. progr. nr 54. Berlin, RGaertner). 4°. 22 ss. 1 m. — diese in Europa weit verbreitete erzählung hat sich nun auch in einer modernen indischen märchengruppe gefunden. es fragt sich also, wo der ursprung des motivs zu suchen ist, ob in Indien oder im abendlande. der verf. der vorliegenden lesenswerten kleinen programmabhandlung hat sich für die erste alternative entschieden. er gibt 1) äufsere 2) innere gründe dafür an: 1) es sei das bestehn einer volkstümlichen fassung dieser erzählung bei Portugiesen, Engländern oder Holländern, die dieselbe etwa im 17 jh. nach Indien gebracht haben könnten, nicht nachgewiesen. 2) die untreue der frau erkläre sich in der indischen fassung gut aus der geschlechtlichen enthaltsamkeit des mannes und diese aus speciell indischen anschauungen; nicht in Indien selbst, aber bei den Battas auf Sumatra, die 'nach eigener überlieferung auf Hinducultur fufsen', werde der ehebrecher zur strafe aufgefressen, wobei der betrogene sich das schönste stück auswählen darf.

dagegen ist nun zu bemerken: 1) ebenso wenig wie bei den Portugiesen, Engländern oder Holländern ist bei den Persern und Arabern, die doch das indische märchen den Europäern vermittelt haben müsten, bis jetzt eine ähnliche tradition entdeckt. 2) die angeführten inneren gründe sind, wie man sieht, sehr schwach; hingegen gibt es éinen sehr starken inneren grund für die annahme europäischer herkunft dieser geschichte, der nämlich, dass dieselbe sich aus zwei in Europa und, so viel ich sehe, bisher nur in Europa nachgewiesenen motiven zusammensetzt. diese sind: a) eine schwangere frau hat gelüste ein herz zu essen. ihr mann kann das eines tieres nicht gleich auftreiben und gibt ihr nun, da er zufällig totengräber ist, das eines gestorbenen menschen. des nachts kommt der tote, verlangt sein herz zurück und erwürgt die frau (Tradizioni popolari veneziane raccolta da DGBernoni Venezia 1875 p. 125). dasselbe findet sich in französischen, spanischen, englischen und deutschen märchen (vgl. Cosquin, Contes populaires de Lorraine II 77), wo nur statt des herzens meist die leber oder ein bein verzehrt wird[1]. in einzelnen dieser märchen wird noch hervorgehoben, dass diese speise der (oder dem) betreffenden besonders gut schmeckt. b) die Tereusfabel: die frau setzt ihrem mann zur strafe für seinen qualificierten ehebruch (durch entehrung ihrer schwester) den eigenen sohn gebraten vor. im entscheidenden momente, als der mann mit dem essen fertig ist, zeigt ihm die geschändete schwester den kopf des knaben[2]. — von jener, meines erachtens unrichtigen, prämisse weiter fortschreitend stellt P. die provenzalische erzählung, in der der gemahl ein herr von Roussillon ist, an die spitze der abendländischen fassungen, sie direct aus der indischen ableitend, weil ihm die ähnlichkeit zwischen dem namen des helden der indischen erzählung, Rasalu, mit dem ortsnamen Roselho-Roussillon zu grofs erscheint, um zufällig sein zu können. ich glaube nicht, dass jemand geneigt sein wird, ihm hier zu folgen, und möchte nach wie vor mit GParis die geschichte von Gurun als die älteste form betrachten. diesen Gurun des herzmäre muss ich übrigens trotz aller einwendungen in der bekannten stelle bei Gottfried von Strafsburg

[1] zu vergleichen der antike mythus von dem durch die Titanen zerstückten Zagreus, dessen herz Athene seinem vater Zeus bringt, welcher es seiner geliebten, Semele, zu essen gibt (Pauly Realencycl. d. cl. altert. IV 1022).

[2] Ovid, Metamorph. VI; auf ein anderes ehepaar übertragen bei Antoninus Liberalis *Μεταμορφώσεων συναγωγή* XI; abgeschwächt in dem märchen vom Machandelboom (Grimm KuHM nr 47) und der dazu gehörigen märchengruppe; modificiert und noch barbarischer gemacht in Shakespeares Titus Andronicus: *let me go grind their bones to powder small and with this hateful liquor temper it* (V act 2 scene). durch Shakespeare ist dann wol die darstellung unseres herzmäre im English chapbook (London 1707) beeinflusst und hat schwerlich mit den gebräuchen wilder völker (Patzig s. 9) zu schaffen.

sehn, sowie den Grâlant des herzmäre in der darauf folgenden; denn es wäre doch ein sonderbarer zufall, wenn diese namen sich ganz grundlos so in nächster nähe von einander fänden; vielmehr finde ich beabsichtigte rivalität Tristans darin, dass er die gleiche erzählung, wie der harfner vorträgt. — hingegen glaube ich, dass Patzig gegen GParis recht hat, wenn er die überlieferte provenzalische fassung für ursprünglicher erklärt als die Boccaccios. die abweichungen des letzteren werden sich wol am einfachsten daraus erklären, dass ihm die provenzalische erzählung durch mündliche tradition zukam. aufserdem ist ihm noch die fassung der Cento novelle bekannt gewesen.

Bern 20. 4. 91. S. Singer.

Ulrich von Hutten nach seinem leben und seinen schriften geschildert von dr Votsch. Hannover, Hahn, 1890. x und 73 ss. 8°. 1,20 m.* — gleich den vielen populären darstellungen, in denen das Huttenjubiläum seinen helden feierte, könnte auch diese post festum erschienene arbeit unbeachtet von der wissenschaftlichen kritik dahingehn, wenn sie nicht mit dem kühnen anspruch aufträte, nicht nur jene schriften, über die sie sich natürlich weit erhaben glaubt, sondern sogar die biographie von Straufs, die V. selbst in seiner urteilslosen weise ein in jeder beziehung unübertreffliches werk nennt, aus den weiteren kreisen der gebildeten leser verdrängen zu wollen. an diesem vorbild hat V. mit rücksicht auf sein publicum zweierlei auszusetzen: es enthält manches, was weiter vom wege abliegt, und kann auch nur dann würklich ausgenutzt werden, wenn dem leser die wichtigsten quellen, namentlich Huttens werke, zur hand sind. wenn V. nun dem ersten fehler durch eine knappe und übersichtliche darstellung abhelfen will, so stellt er sich damit gewis eine recht dankenswerte aufgabe: nur hätte er sich für ihre lösung mehr an das beispiel von Ulmann halten sollen, dessen artikel in der ADB er ja citiert, statt ein fast plagiatorisches und dabei nicht einmal fehlerfreies excerpt aus Straufs biographie zu liefern, das sich nicht besser als ein banausisches collegheft nach einem lebendigen vortrag list. vollends befindet V. sich im irrtum, wenn er den zweiten zweck seiner arbeit — dem leser durch heranziehung der wichtigsten quellen ein selbständiges urteil zu ermöglichen — dadurch zu erreichen glaubt, dass er unter dem text eine anzahl von belegen mitteilt und dann in einem anhange, der die hälfte des buches einnimmt, eine auswahl aus Huttens briefen und aus den Epistolae obscurorum virorum beigibt. zu dem gewünschten ziele fördern die biographischen citate, von denen man übrigens in der ersten ausgabe von Straufs werk eine unvergleichlich gröfsere fülle findet, weit weniger als etwa die vorzüglichen analysen von Straufs, die V. sich nicht hätte entgehn lassen sollen. sie können auch nicht ersetzt werden

* [vgl. Berl. philol. wochenschrift 1891, 277 ff (KHartfelder).]

durch eine auf die brieflitteratur beschränkte auswahl: proben aus den lateinischen und besonders auch den deutschen schriften und gedichten hätten diesen teil fruchtbringender gestaltet, ohne dass der umfang des buches ausgedehnt zu werden brauchte. denn die deutschen übersetzungen, die V. den lateinischen originalen auf der gegenüberstehnden seite seltsamerweise beifügt, sind um so überflüssiger, als sie, wenigstens in den von V. herrührenden stücken, so schlecht sind, wie sie bei äufserer grammatikalischer richtigkeit nur sein können: die stilistischen eigentümlichkeiten Huttens werden durch eine oberflächliche und glatte manier völlig verwischt. der gröfsere teil der übertragungen ist obendrein fast so wenig wie einige metrische citate in der biographie V.s eigentum: die guten dienste, die ihm nach eigenem geständnis Binders verdeutschung der Epist. obsc. vir. leisten konnte, haben ihn der eigenen tätigkeit nahezu ganz überhoben. auf eine kritik einzelner fehler darf verzichtet werden, da schon aus dem gesagten erhellt, dass V.s arbeit auch bei den bescheidenen ansprüchen des 'gebildeten' lesers das buch von Straufs nicht entbehrlich machen kann und noch weniger Böckings ausgabe von H.s werken, von der wir übrigens trotz V.s gegenteiliger behauptung zur ehre deutscher bibliotheken doch annehmen möchten, dass sie sich nicht nur in den universitätsstädten findet. durch diese wertlose arbeit wird immerhin ein fruchtbarer gedanke geweckt: der plan zu einer gut eingeleiteten und gesichteten auswahl von Huttens werken.

Berlin, märz 1891. SIEGFRIED SZAMATÓLSKI.

Die komische figur in den wichtigsten deutschen dramen bis zum ende des XVII jhs. von C. REULING. Stuttgart, GJGöschen, 1890. 181 ss. 8⁰. 4 m.* — eine ausführliche besprechung verdient dieses buch nicht. der verf. war sich weder über die schwierigkeit seines unternehmens, noch über den umfang und die methode der untersuchung, ja, wie es scheint, nicht einmal über den begriff der komischen figur im klaren. die wichtigsten dramen sind ihm fast ausschliefslich diejenigen, welche in neudrucken vorliegen, dem Schweizer drama hat er mehr aufmerksamkeit geschenkt, weil ihm Bächtolds Litteraturgeschichte das material so bequem darbot. so bleibt die grofse masse von dramen des 16 jhs., die Goedeke nach landschaften geordnet hat, fast ganz unberücksichtigt, ebenso die zahlreichen einzeluntersuchungen, welche die sichtung dieses materials bezwecken. deshalb hat R., wo vorarbeiten oder wenigstens keime zu ähnlichen untersuchungen bereits vorhanden sind, dies fast durchweg übersehen. für das capitel: Herzog Julius von Braunschweig (s. 114 ff) ist ihm die hübsche untersuchung Pilgers: 'Die dramatisierungen der Susanna' (Halle 1879) s. 78 ff ganz entgangen. wir können den ermüdenden und resultatlosen zusammenstellungen nicht einmal die

* [vgl. Litt. centralbl. 1890 nr 44 (C.). — DLZ 1891 nr 39 (AvWeilen).]



bedeutung einer vorarbeit zugestehn. urteil und stil R.s stehn auf gleicher höhe. zum schlusse nur eine kurze probe gleich aus der einleitung: 'neben dem knechte verdienen die teufel eine genauere beachtung. sie haben gewis durch ihr äufseres, ihre hörner und schwänze und sonstigen vermummungen eine komische wirkung erzielt; doch lege ich darauf weniger gewicht; weitaus wichtiger erscheint mir der überall gleichartig auftretende zug der dummheit. dummheit genügt stets, um heiterkeit hervorzurufen; an den dummen entgegnungen der hofnarren ergötzte man sich; über dumme antworten lachen wir noch heute.'

Znaim in Mähren. Franz Spengler.

Die deutsche schulkomödie und die dramen vom schul- und knabenspiegel. von dr Paul Bernhard Raché. Leipz. diss. Leipzig, EBaldamus, 1891. 78 ss. 8⁰. 2 m. — auf s. 3—32 gibt R. eine übersicht über die entwickelung des dramas, aus der wir nichts neues erfahren, oft und oft citiertes, wie Luthers urteile über das buch Judith usw., unermüdlich wider citierend, die reiche litteratur nur mangelhaft ausnützend. daran schliefsen sich (s. 33—78) 'die dramen von (!) schul- und knabenspiegel'. was Holstein Das drama vom verlorenen sohn (Halle 1880 s. 45 ff) und ref. in 2 capiteln seiner schrift: 'Der verlorene sohn' (Innsbruck 1880 s. 104 ff) ziemlich erschöpfend erledigt haben, wird hier in breiten analysen nochmals widerholt, ohne dass dabei auch nur an éiner stelle neue gesichtspuncte zu tage träten. die verschiedenen richtungen, die ich zu scheiden versucht habe, werden hier wider zusammengeworfen. ausführlicheres bietet R. nur über JPondo, worauf ich des engen anschlusses an Wickram wegen verzichtet hatte. die analyse des Speculum juventutis von Friedrich Leseberg (1619) ist das einzige, was R. neues bringt. gerade hier aber fehlt jedes urteil über das stück und seinen zusammenhang mit anderen richtungen des Prodigusdramas. eine unnütze arbeit, die unsere kenntnis des alten dramas in keiner weise fördert.

Znaim in Mähren. Franz Spengler.

Johann Elias Schlegel als trauerspieldichter mit besonderer berücksichtigung seines verhältnisses zu Gottsched. von dr Johannes Rentsch. Erlanger diss. Leipzig, PBeyer in comm., 1890. III und 119 ss. 8⁰. 1,50 m.* — über J. Elias Schlegel sind in den letzten jahren eifrig untersuchungen angestellt worden. Söderhjelm, vAntoniewicz, Walzel, Seeliger, Wolff haben ihn von einzelnen seiten und im ganzen beleuchtet. dadurch, dass ihm die letztgenannten zuvorkamen, wurde R. von seinem vorhaben einer die ganze schriftstellerei Schl.s behandelnden monographie abgelenkt; er beschränkte sich auf drei capitel, welche, nicht als kritische

* [vgl. Litt. centralbl. 1890 nr 49 (C.). — Revue crit. 1891 nr 6 (A. C.). — Zs. f. österr. gymn. 1891 s. 426 (JMinor). — DLZ 1891 nr 31 (ASauer).]

nachlese, sondern als selbständige darstellung, die vorangegangenen arbeiten ergänzen und berichtigen. R. behandelt zuerst Schlegels persönliches verhältnis zu Gottsched, eine undankbare aufgabe, da trotz Seeligers vollständigerer veröffentlichung der briefe ein entschiedenes für oder gegen Gottsched nicht auszusieben ist. ergebnisreicher ist der zweite, gröste abschnitt, über Schl.s trauerspiele. sie werden genauer als bisher mit ihren quellen verglichen, wodurch sich Schl.s eigenes dramatisches talent und seine dramaturgischen ansichten und absichten klarer herausstellen. für die Arminiuslitteratur sollte statt Rifferts sammlung die reichere Hofmann-Wellenhofs citiert werden. Gottscheds theorie und dramen sowie Schl.s theoretische äufserungen sind zum mafsstabe genommen. und es bestätigt sich, dass Schl. wie sein vorgänger Gottsched begabter zum kritiker und theoretiker als zum dichter, dass er wie sein nachfolger Lessing in der theorie fortschrittlicher war als in der production. der letzte teil der R.schen schrift über sprache und metrische form der Schl.schen trauerspiele bietet das meiste neue. es wäre zu wünschen, dass betrachtungen, wie sie hier angestellt sind, über die werke älterer und zeitgenössischer dichter ausgedehnt würden, denn nur dann würden für das bezeichnende und für das originelle Schl.s und seiner nachfolger völlig stichhaltige ergebnisse gewonnen werden. aber R. hat einen guten anfang gemacht, den dramatischen wortschatz und stil Gottscheds und Schl.s vergleichend zu characterisieren, den einfluss des alexandrinerverses auf sprache und ausdrucksweise zu beobachten, reim, hiatus, caesur usw., alles im zusammenhang mit den einschlägigen theoretischen auslassungen beider zu prüfen. so schliefsen sich die drei capitel darin zusammen, dass sie Schl.s persönliches und dichterisches verhältnis zu Gottsched erläutern. R.s dissertation ist gründlich in der sache, anspruchslos und frei von überschwang geschrieben, im urteil über beide poeten mafsvoll. sie vertieft die kenntnis Schl.s und ist darum eine erwünschte bereicherung, keine überflüssige vermehrung der Schl.-litteratur.

Graz. B. Seuffert.

Zürich als vermittlerin englischer litteratur im 18 jh. von Theodor Vetter. Zürich, FSchulthess, 1891. 26 ss. 8⁰. — die vorliegende kleine monographie beschäftigt sich in ihrem ersten umfänglicheren teile mit Bodmers verdeutschungen englischer dichtungen. begreiflich und interessant ist es, dass der durch seine arbeiten über die 'Discourse der Mahlern' bekannte verf. diese Bodmerschen bemühungen im lichte der anregungen des Addisonschen spectator zeigt. der zweite teil bietet über Waser, Tobler, Escher und einige minder bedeutende übersetzer kurze litteraturnotizen, die auf vollständigkeit keinen anspruch machen dürfen und höchstens die erste grundlage für eine ausführliche lebensvollere darstellung abgeben können. ein sehr sorgfältiges

verzeichnis von Wasers schriften findet sich jetzt bei LHirzel, Wieland und Martin und Regula Künzli, s. 183 ff und 203 ff.

Hamburg. ALBERT KÖSTER.

J. Gaudenz von Salis-Seewis. von ADOLF FREY. mit Salis bildnis und einer ansicht des familiensitzes Bothmar. Frauenfeld, JHuber, 1889. 8°. IV und 272. 5 m.* — vor etlichen jahren hatte Adolf Frey eine monographie über Salomon Gefsner angekündigt; statt deren ist nun ein 'Johann Gaudenz von Salis' erschienen, und der verf. hat den früheren plan fallen lassen. warum? Salis besitzt litterarhistorisch bei weitem nicht das interesse wie Gefsner. er hat ein halbes hundert lieder gemacht, einige darunter sind wol rund und lebendig gelungen, aber keines besitzt doch eine höhere selbständigkeit; sobald die jugend vorbei war, versiegte ihm die poetische ader, und gelegentlich lehnte er den namen eines würklichen dichters auch selbst von sich ab. was F. zu seinem entschlusse bewog, war die aussicht, als biograph hier ganz aus dem vollen schöpfen zu können. ein noch unbenutzter und viel versprechender handschriftlicher nachlass (aus dem besitz der familie Salis) stand ihm zu gebote, briefe und vor allem ein tagebuch, das der dichter als knabe begonnen und bis ins 30 jahr fortgeführt hatte, und so war es möglich, zum ersten mal ein volles bild von S.s leben zu gestalten. ob dieses bild an rundung nicht gewonnen hätte, wenn hier und da noch mehr vereinfacht worden wäre, darüber will ich mit dem verf. nicht rechten; in jedem falle folgt man mit vergnügen den schicksalen des ritterlichen helden, der mit 17 jahren gardeoffizier in Paris war, dann mit den Schweizern die schrecken der revolution durchmachte und endlich auch noch der jungen republik für kurze zeit seine dienste lieh. als 30jähriger kehrte er in die heimat zurück, und der zweite teil des lebens verfliefst ihm fast durchaus einförmig und still in kantonalen ämtern.

Von den 20 capp. des buches ist eins den 'gedichten' besonders eingeräumt worden. im anschluss an die 1 ausgabe (von 1793), die alles wichtige enthält, gibt F. eine treffliche characteristik. hier drängt sich nur der wunsch auf, dass in S. mehr der Schweizer, speciell der Bündner hervorgehoben worden wäre. nicht nur wegen der heimwehlieder; in seinem ganzen wesen ist S. ein typischer repräsentant bündnerischer art. untadelig als offizier, meint man doch, er müsse in Paris ein traumleben geführt haben, so sehr überrascht es, von all den dingen, die in Frankreich damals zu sehen waren, bei ihm kaum einen widerschein zu finden. das wichtigste für ihn ist die entfernung von der heimat, von der geliebten, von der schönheit der schweizerischen berge und der einfalt und reinheit ländlicher sitten. todesgedanken und gräberwehmut stellen früh sich ein, und wenn auch muntere klänge und helle bilder nicht fehlen, so möchte

* [vgl. Revue crit. 1891 nr 9 (AChuquet). — Histor. zs. 67, s. 172 ff (M. v. K.).]

man den echten S. doch am meisten da suchen, wo am abendlichen weiher die zitterespen wehmut säuseln. es ist nur ein engbegrenzter kreis von stimmungen, die man bei S. findet, und nicht überall ist er frei von der mode des zeitalters. F. urteilt hier richtig und ruhig, ohne alle übertreibung. er scheut sich nicht auszusprechen, dass diese ganze poesie an einem 'unheilbaren fehler' kranke: 'sie bringt gefühle nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar durch das landschaftliche zum ausdruck, und aus der detaillierten schilderung resultiert eine ausgesprochene einförmigkeit und armut'. wer nun aber die 'süfslächelnde melancholie' bei S. auf die dauer nicht erträgt, der wird in der schlichten edlen männlichkeit, wie sie weniger in seinen gedichten, als in seinem leben zu tage tritt, eine seite finden, von der er dem dichter immer wider sich nähern kann.

Das verhältnis zu Matthison ist überzeugend und wol zum ersten mal ganz richtig dargestellt. auch den ausführungen, die Hölty betreffen, wird man durchaus beistimmen. in diesem zusammenhang hätte auch Salomon Gefsner genannt werden können (vgl. namentlich die 'Elegie an die ruhe' mit der idylle 'Mein wunsch'). in dem gedicht an Matthison: *Wo weilt die Seele, wie meine gestimmt? Der Stern des dunkelnden Abends vernimmt* usw. klingt Ossian an.

Die biographie ist würdig ausgestattet. vor allem freut man sich zu anfang den kopf des berühmt schönen offiziers zu sehen, und auch der väterliche stammsitz (heliogravüre nach einem modernen aquarell) bietet ein hübsches bild. in einem anhang ist das tagebuch über die wichtigsten revolutionszeiten wörtlich mitgeteilt, ebenso wie im text (s. 86—88) die ganze, leider immer noch zu kurze beschreibung eines besuches in Weimar im jahre 1790.

München, im märz 1891. HEINRICH WÖLFFLIN.

Die lehre vom gebrauch der grofsen anfangsbuchstaben in den anweisungen für die nhd. rechtschreibung. eine quellenstudie. von P. TESCH. Neuwied-Leipzig, Heuser. 111 ss. 8°. 1,60 m. — eine fleifsige, fast ausschliefslich beschreibende zusammenstellung der von schreiblehrern und grammatikern aufgestellten regeln, vom Schryfftspiegel 1527 ab bis auf die heutigen amtlichen regelbücher (unter denen das österreichische fehlt). die angaben sind besonders für das 17 und 18 jh. sehr reichhaltig. wenn auch hier und da eine ergänzung der quellen möglich wäre, die wesentlichen züge der entwickelung sind jedesfalls vollständig — so weit sie die genannten quellen betreffen. aber man wünschte auch den practischen gebrauch der schriftsteller eingehender beobachtet und dargestellt, namentlich für das 16 jh. dass der verf. darauf nicht eingieng, kann man ihm streng genommen freilich nicht zum vorwurf machen, denn schon der titel der schrift schliefst diese untersuchungen aus. und doch wäre zu

wünschen, dass wer diesen formalistischen gegenstand behandelt, auch den tatsächlichen gebrauch der druckereien und autoren heranziehe. für Luther hätte einiges Franke s. 106 ff, 86 geboten, was dem verf. für den abschnitt s. 5 zu gute gekommen wäre. — den namen seines vorgängers in der bearbeitung desselben gegenstandes — Hagemann, in den osterprogrammen 1875, 1876 des k. gymn. zu Graudenz, vereinigt Berlin 1880 — habe ich in der vorliegenden schrift nirgends genannt gefunden.

Innsbruck, im april 1891. JOSEPH SEEMÜLLER.

KLEINE MITTEILUNGEN.

DIE ERSTE UNIVERSITÄTSPROFESSUR DER DEUTSCHEN LITTERATUR. durch meine studien über Schillers Kabale und liebe, von denen der II teil im Correspondenzblatt für die gelehrten- und realschulen Württembergs soeben erschienen ist, wurde ich auf den 'Freimütigen' hingeführt. dort fand ich in nr 132 des jahrganges 1805 einen aufsatz über das 'studium der deutschen sprache und litteratur'. in diesem schreibt ein 'Hz.' ua., es sei ihm keine universität mit einer eigentlichen nominal-professur für deutsche sprache und litteratur bekannt. er fährt dann fort: 'wol aber habe ich von einer gehört, wo vielleicht eine errichtet werden wird. dieses ist Heidelberg, das unter seinem jetzigen curatorium zwar langsam aber desto kräftiger aufzublühen anfängt. man versichert nämlich, dass das einsichtsvolle curatorium entschlossen sei, demnächst eine eigene professur für deutsche sprache und litteratur zu fundieren, sobald nur noch gewisse hindernisse beseitigt sind.' mit bezug auf diesen artikel schreibt dann in nr 162 desselben jahrganges ein gewisser K. (wol der spätere Münsterer professor Katerkamp, der durch seine beziehungen zur fürstin Gallitzin auch dem curator Fürstenberg nahe stand): . . . 'ich meines orts weifs von einer einzigen (professur für deutsche sprache und litteratur), und zwar findet sich diese auf einer universität, wo man sie am wenigsten vermuten sollte, nämlich zu Münster. schon vor 4 — 5 jahren ist hier Schlüter (bekannt durch seine bearbeitung der Sallustischen geschichte, sowie durch mehrere philologische arbeiten) als öffentlicher lehrer des deutschen stils und der deutschen litteratur angestellt worden. gewis verdient dieses, als etwas, das dem geiste des bisherigen curatoriums der Münsterschen universität ungemein viel ehre macht, öffentlich bemerkt zu werden.' die correspondenz hat interesse als symptom der teilnahme, die man auch in weitern kreisen dem wissenschaftlichen studium der deutschen sprache und litteratur damals entgegen zu bringen begann. freilich der ruhm, den ersten würklichen germanisten zum lehrer gehabt zu haben, darf der Georgia Augusta durch Münster nicht streitig

gemacht werden: Schlüter fand sich mit seinem lehrauftrag für deutschen stil und litteratur durch vorlesungen über die 'ars declamandi', 'notabilia de scriptoribus Germanorum classicis' uä. ab, wie sie ähnlich längst Bouterwek in Göttingen, Wachler in Marburg ua. gehalten haben, und fühlte sich im übrigen als vertreter der römischen litteratur. aber K. scheint recht zu haben, wenn er Schlüter die erste 'nominalprofessur' für deutsche litteratur zuspricht. auch sein nachfolger Deycks, der doch über Nibelungen und altdeutsche litteraturgeschichte las, war wesentlich classischer philologe: dessen nachfolger im ordinariat ist dann aber würklich der jetzige Münsterer germanist gewesen.

Tübingen. DR ERNST MÜLLER.

DU BIST MIN, ICH BIN DIN (zu Zs. 34, 161). eine weitere parallele aus der mhd. lyrik wies schon Burdach, Reinmar und Walther s. 33 anm. nach: der Tannhäuser hat HMS 2, 84 str. 10: *vrouwe mîn, ich bin dîn, dû bist mîn, der strît der müeze iemer sîn;* auch Liechtenstein 436, 7 *wis dû mîn, sô bin ich dîn* sei angeführt. Gnapheus dagegen schöpft, wie ich inzwischen in meiner ausgabe des Acolastus s. XXII zu v. 832 bemerkt habe, direct aus Terenz, Eunuchus 196:

Meus fac sis postremo animus, quando ego sum tuos.

das s. 163 citierte lied des Staricius habe ich in der Zs. f. vergl. littgesch. n. f. 3, 283f vollständig abdrucken lassen; die dort angeführte zweite fassung in der Kopenhagener hs. der Wyffueke Bild (Mscr. Thott fol. 778 bl. 15b) stimmt im schlusse der 10 strophe überein: *Den ich bin ihr, vnd sie ist mein*
In liebe vnd auch in leyde.

auch Hans Sachs bedient sich in seiner comedi Titus und Gisippus (folioausgabe von 1561 III 2, 7a = Kell. XII 25, 25) der alten formel; Sophronia spricht zu ihrem gemahle:

Du bist mein, so bin ich dein.
Dein red soll mir kein bschwernus sein.

in dem von mir veröffentlichten Augsburger liederbuche v. j. 1454 (Alemannia 18, 203 nr 47, 19) heifst es in einem mädchenliede:

sein lieb möcht wol erfrewen mich,
wann ich pin er vnd er ist ich.

für die verwendung der formel in der geistlichen litteratur ist eine stelle in Thomas a Kempis berühmtem werke De imitatione Christi 3, 5 (p. 145 ed. Hirsche 1874 = p. 158 ed. Puyol 1886) wichtig: '*Magnus clamor in auribus dei est, ipse ardens affectus animae quae dicit: Deus meus, amor meus, tu totus meus et ego totus tuus*', wozu der letztgenannte herausgeber auf Cant. 2, 16 verweist: '*Dilectus meus mihi et ego illi*'; vgl. ebd. 3, 37: '*Quomodo poteris esse meus et ego tuus?*' — einen druckfehler Zs. 34, 164 zeile 20 bitte ich nachträglich zu verbessern: 'neben uns kein (st. treue) volk'.

Berlin. J. BOLTE.

Zu Wernher von Elmendorf. BHauréau hat in seinem neuen, mir soeben zugekommenen buch *Notices et Extraits de quelques manuscrits latins de la Bibliothèque Nationale, tome premier* (Paris, Klincksieck 1890) s. 100 ff erstens nachgewiesen, dass die schrift *Moralis philosophia de honesto et utili* oder *Moralium dogma philosophorum* ein im mittelalter viel gebrauchtes schulbuch gewesen ist, von welchem auch bis 1513 fünf drucke veranstaltet wurden; zweitens, dass diese schrift nicht Hildebert von le Mans zum verfasser hat; drittens sucht er es wahrscheinlich zu machen, Wilhelm von Conches sei der würkliche autor dieses centos. selbstverständlich wird durch Hauréaus untersuchungen das von mir Zs. 34, 55 ff dargelegte verhältnis zwischen dieser schrift und Wernher von Elmendorf nicht berührt; nur erwähnen möchte ich, dass eine genauere bestimmung der abfassungszeit des deutschen gedichtes, wie sie ESchröder Anz. xvii 78 f anbahnt, möglicherweise auch etwas zur entscheidung der frage nach dem verfasser des lateinischen tractates beitragen könnte.

Graz, 6. 10. 91. Anton E. Schönbach.

Der verfasser des vocabularius praedicantium, magister Johannes Melber von Gerolzhofen, ist schwerlich, wie ich in meiner programmschrift über Jac. Schöpper (Marburg 1889) s. 27 anm. 2 voreilig annahm, identisch mit einem zu Heidelberg am 18 sept. 1473 immatriculierten '*Johannes Melwer de Norenberga*'. ich hatte an der abweichenden heimatsangabe keinen anstofs genommen, denn es kommt oft genug vor, dass sich jemand, dessen wiege in einem kleinen ort gestanden hat, in der fremde der verständlichkeit halber nach der nächsten gröfseren stadt nennt: der bekannte romanschriftsteller Eberhard Werner Happel aus Kirchhain bei Marburg bezeichnet sich draufsen bald als Kirchhaynensis bald als Marpurgensis usw. indessen, diese annahme ist in unserem falle unnötig: das inzwischen erschienene register zu Töpkes ausgabe der Heidelberger matrikel (1 hälfte, Heidelberg 1889) verweist mich auf bd. i s. 277 zurück, wo unter dem rectorate des Kilian Wolff von Haslach (seit 20 dec. 1453, an 34 stelle, also wol zu anfang des jahres) 1454 inscribiert erscheint '*Johannes Melber de Gereltzhofen*'. zum baccalaureus artium wurde er — und zwar bei den 'antiqui' — am 8 nov. 1455 promoviert.

Ich benutze gern die gelegenheit, auf das in Töpkes mühevollem register gegebene hilfsmittel hinzuweisen, das auch der deutschen litteraturgeschichte eine fülle biographischer daten bequem zugänglich macht. Sch.

Philipp Zesen in Leipzig? KDissel in seiner reichhaltigen programmabhandlung 'Philipp von Zesen und die deutschgesinnte genossenschaft' (Hamburg 1890) s. 6 f schliefst aus verschiedenen hinweisen in gelegenheitsgedichten usw. auf einen studienaufenthalt Zesens in Leipzig und bestimmt ihn näher auf das sommer-

semester 1641. hr dr Ernst Elster hat auf meine bitte die alten immatriculationsverzeichnisse einer genauen durchsicht unterworfen und kann daraufhin versichern, dass Z. überhaupt niemals das academische bürgerrecht in Leipzig erworben hat. der Wittenberger studiosus mag die 6—7 meilen entfernte musenstadt an der Pleifse recht wol auch durch vorübergehende besuche kennen gelernt haben. ja, und Prirau (zwischen Dessau und Bitterfeld), wo sein vaterhaus stand, Halle, wo er erzogen wurde, lagen dafür noch näher. SCH.

SINGULARARTIKEL VOR PLURALDATIVEN
(zu Anz. XVII 138).

Da mir mündlich bedenken gegen meine auffassung von Lessings *zum sternen, zum kindern* kund getan worden sind, mögen hier einige weitere belege folgen. Gottsched Grundlegung einer deutschen sprachkunst (3. a. 1752) s. 159, sagt bei der lehre vom artikel, man dürfe zusammenziehen *zu dem* in *zum, zu den* in *zun (zun zeiten Herodis)*, nicht aber schreiben *an galgen, in himmel* statt *an den, in den*, da von einem 'verbissenen' wort eine spur übrig bleiben müsse. *Es ist also auch falsch, wenn einige hier in Obersachsen, auch wohl im Reiche, in der dritten und sechsten endung der einzelnen zahl, beym männlichen oder ungewissen geschlechtsworte, ein n; in der mehrern zahl aber ein m sprechen oder schreiben. Z. e. ich habe es den mann gesaget, anstatt dem manne; ich habe es von keinen menschen gesehen, anstatt keinem. Oder: er lag ihm zum füfsen, anstatt zun füfsen, oder zu den füfsen; imgleichen zum sternen erheben, anstatt zun, das ist zu den sternen. eine falsche aussprache, oder ein eingebildeter wohlklang, kann wider die richtigkeit der regeln nichts falsches rechtfertigen. ein Lausitzer, Schlesier, Brandenburger, Preufs oder Niedersachs wird niemals so falsch sprechen.'* in neuester zeit schreibt Albrecht Die Leipziger mundart 1881 s. 49: *umgekehrt wird zum für die leider fehlende*[?] *zusammensetzung zun (mhd. zen) gebraucht, der kürze halber; an einem hause stand viele jahre lang der name Zum drei rosen, und in Dresden Zum drei palmzweigen*[1]. *So auch im Horaz von Böhme.'* der letzte, wol von RHildebrand gegebene, verweis lehrt nun, dass die erscheinung im Sächsischen keineswegs auf *zum* beschränkt ist. ich habe mir aus dem in Dresden 1656 erschienenen, von den schülern des M. Joh. Bohemus greulich zusammengestoppelten Buche *Defs Hochberühmten Lateinischen Pöetens Q. Horatii Flacci Vier Bücher*

[1] [auch der Göttinger konnte sich noch bis in jüngste zeit an dem wirtshausschilde *Zum drei lilien* erfreuen, was immerhin gegen Gottscheds localisierung der erscheinung sprechen mag. belege aus dem 'Reich' gewährt HSachs in der verbindung *zum leuten*, die mir Edw. Schröder nachweist: Kell. XII 213, 5 *Hab ich so weit zum selben leuten?* ebenda v. 26 *Das ich wider zum leuten kumb!* R.]

Odarum, oder Gesänge in Teutsche Pöesi übersetzet angemerkt A_1[2] *die der palmen kron zum göttern setzet nauff*; A_3 *drumb setzt zum göttern mich, und sanften Pegasinnen der eppich*; B_7 *ich wil dich zum sternen führen*; L_3 *ich wil mich zum Skythen wagen, welche pfeil und köcher tragen*; P_2 *zum wolcken nauff*; R_1 *zum schafen*; ferner H_1 *beim göttern, und bey allen sternen*; H_4 *beym jungfern*; H_8 *im wolcken*; I_5 *am beinen .. an den händen.* dagegen I_4 *bein sternen*, wie zb. Hoffmannswaldaus Gedichte 4, 10 *zun hügeln*, Triller 1740 s. 195 *zun rosenzweigen*, Rost 1744 s. 87 *von* [*von den, von'n*] *fingern.* unsicher ist Schelmufsky Neudr. 59, 31 *im gedancken.* Creizenach Aus dem Kreise des Schelmufsky (Schnorrs Archiv 13, 437) ändert in den versen *Die sonne sich gewendet Zum gegenfüfslern hat* das *Zum* in *Zun.* Ehrliche frau (Hall. neudr. nr 90 f) s. 4 *dass es den göttern im wolcken erbarmen möchte*; s. 10 *ja dass es den göttern im wolcken erbarme*, aber s. 34 *ja dass es den göttern in wolcken erbarme*; s. 10 *im* für *in den* sing.: *unschuldiger weise im verdacht gezogen.* Meister schreibt in einem Dresdener lobgedicht 1694 (Hoffmannswaldau 7, 177) *drum eilet sie zum waffen.* in Henrici-Picanders lustspielen habe ich bei raschem lesen kein beispiel gefunden. Lessings Leipziger freund Ossenfelder Oden und lieder (Dresden und Leipzig 1753) bietet s. 14 die verse auf einen geiger *hört wie er durch die tiefen rauscht, jetzt im erbeberungen* [vom iterativ *erbebern*] *lauscht.* s. 41 *jetzt strahlt die sonn hervor, die noch im tiefen liegt*, wo zwar das neutrum sing. möglich wäre, s. 42 *und man zum fluren geht*; s. 126 *im* für *in den* sing. *bis im todt.* die gedichte von Mylius sind von dem soloecismus frei; auffällig s. 517 *lust am schaaf und flur.* in Lessings sehr ungelenker Hannibalübersetzung ist 1, 85 *mir ewig zum beschwerden* wol aus einem ungewöhnlichen genus (vgl. *der beschwer* DWB 1, 1602), 2, 43 *Rom hätte dann die müh zum straffen ihn zu ziehn* infinitivisch zu erklären.

Berlin. ERICH SCHMIDT.

Am 23 aug. d. j. starb der bisherige präsident des Stuttgarter litterarischen vereins, prof. dr WLHOLLAND in Tübingen, 69 jahre alt; am 15 october verschied zu Leipzig FRIEDRICH ZARNCKE im 67 lebensjahre. — der privatdocent der englischen philologie dr THVETTER in Zürich wurde zum aufserordentlichen professor ernannt. — es habilitierten sich für deutsche philologie dr ABACHMANN und dr THODINGA in Zürich, für vergleichende sprachwissenschaft dr HHIRT in Leipzig. der privatdocent der englischen philologie dr FHOLTHAUSEN in Göttingen hat sich auf wunsch der Giefsener philosophischen facultät nach Giefsen umhabilitiert.

Druckfehler: in der Zs. s. 370 z. 19 v. u. l. 'cherusk. *Segifriþus*'.



REGISTER

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.